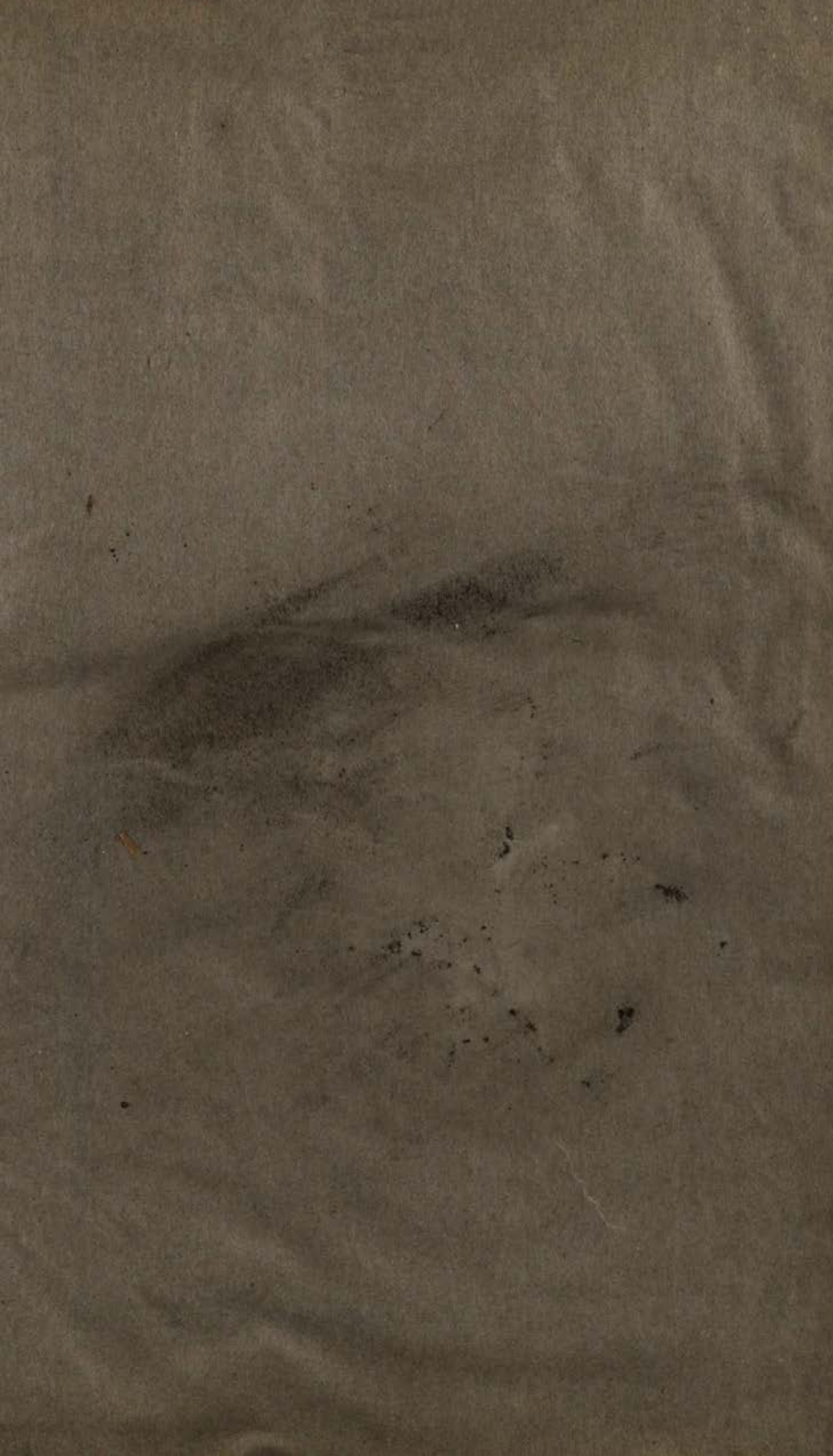


24 526

Italien
UND SICH SELBST

152



1720

Italien

und kein Ende

Reiseerinnerungen

von

Georg Lichey

1924

Druck der Bergland-Druckerei, Schweidnitz
Verlag des Mittelschlesischen Volksfreunds, Schweidnitz, Schles.,
Grünstraße 7.

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5167874

lit. podróżnicza
Włochy

Pol



24526

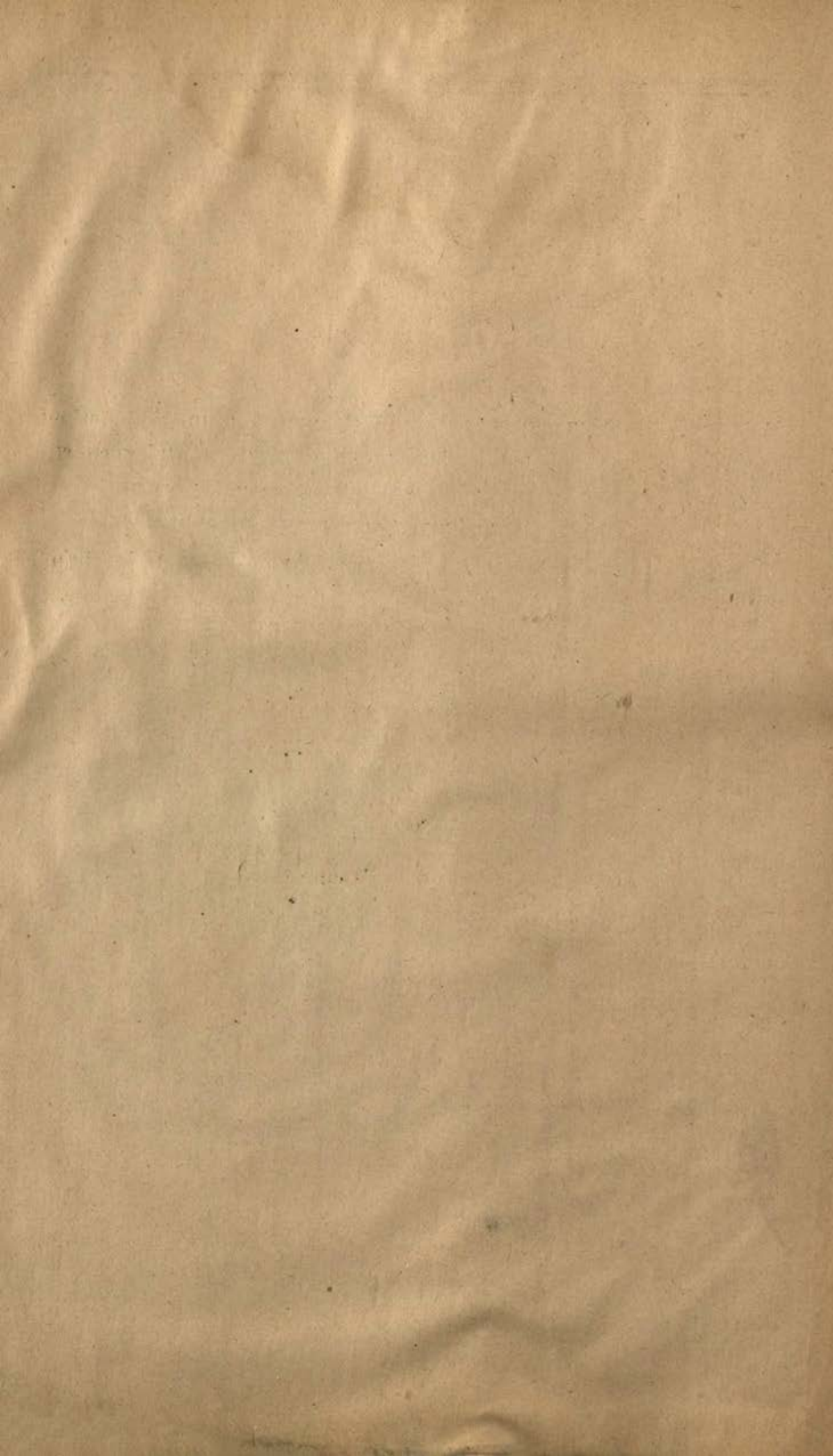
NH-68292

N-480007/TMK

ZBORNIKA
Kolektsiia
Zab...

Lebensgold ist jedes Blatt, und es kann nicht sterben.
Alles Same: selbst der Stiel edles Sichverschwenden!
Was da weste, werden wir unbewußt ererben,
Ja, wir folgen immerdar innern Palmenhänden.

Aus Theodor Däublers „Das Nordlicht“.



Die Reise

Am 12. April, 9 Uhr vorm., riß ich mich mit fast übermenschlicher Anstrengung aus den mich haltenden Banden los und fuhr ab. „Einmal“, so sagte ich mir, als der Zug sich langsam in Bewegung setzte, „muß doch endlich Schluß gemacht werden!“

Meine Abreise hatte in der That etwas fluchtartiges. Ein ganzes Vierteljahr lang hatte ich wie ein Löwe um sie gekämpft, dreimal mußte sie verschoben werden, sodaß ich schließlich — fast am Ende meiner Kräfte — drauf und dran war, die ganze Reise an den Nagel zu hängen. Man wird mürbe mit der Zeit; aber eben deshalb ließ ich nicht locker, denn mir war klar, daß ich mich in der größten Gefahr befand, die einem Menschen überhaupt drohen kann, in der Gefahr nämlich, im Alltag zu ertrinken.

In Anbetracht dieses Umstandes berührte es mich natürlich ganz eigentümlich, als ich einige Zeit drauf von dem Gerücht erfuhr, das über mich kursierte, kurz nachdem ich abgereist war. Es hieß nämlich, ich sei geflohen, aber die Flucht sei mißglückt, denn man habe mich bereits in Berlin verhaftet.

Es gehört doch immerhin eine gehörige Portion Frechheit und Niedertracht dazu, etwas derartiges über einen Menschen in die Welt zu setzen, dessen ganzes Verbrechen sein Temperament ist, mit dem er notgedrungen anstoßen muß, sofern er nicht gewillt ist, sich wie ein Hund an die Kette legen zu lassen. Demungeachtet danke ich dem freudlichen Vater jenes Gerüchtes und seinen Weiterträgern, denn sie haben unbewußt den Nagel auf den Kopf getroffen. Ich bin nämlich wirklich regulär geflohen aus einer Stadt, in der ich fünf Jahre ununterbrochen gekämpft habe, ohne auch nur einen einzigen Schritt weiter zu kommen. Ich bin geflohen aus einer Gemeinschaft, der ich auf die mannigfachste Weise meine Kräfte zur Verfügung gestellt habe, ohne irgendwie einen nennenswerten Widerhall zu finden. Ich bin geflohen, weil ich nach diesen fünf Jahren regulär abgekämpft war und die Gefahr bestand, daß der Zweifel an allen und allem mich in eine Geistesrichtung treiben könnte, aus der es kein Zurück mehr gibt.

Solche und ähnliche Gedanken waren es, die mich bis Berlin begleiteten. Es sah böse aus in mir, wie ein ausgebrannter Krater, aus dem da und dort noch giftige Dämpfe steigen.

Das erste, was in diesem dumpfen Dahinbrüten meine Aufmerksamkeit erregte, war ein junger Mensch von etwa 22—25 Jah-

ren, der in den öden Kiefernwäldern vor Berlin mit einem Buche in der Hand spazieren ging und las. Ich weiß nicht, warum mich gerade dieses Bild so tief und nachhaltend beeindruckt hat.

Und dann, ein wenig näher noch auf Berlin zu, fiel mir etwas anderes auf, was ich ebenso wenig vergessen werde wie jenen einsamen jungen Menschen, an dem wir vor etwa 10 Minuten in rasendem Tempo vorbeigefahren waren. Und zwar war dies ein „Gärtchen“ von knapp $1\frac{1}{2}$ Meter Länge und $\frac{1}{2}$ Meter Breite. Dieses Gärtchen lag wie eine winzige Insel mitten in dem unabsehbaren Schienengewirr, das wohl den Hauptrangier- und Abstellbahnhof Berlins ausmacht. Nichts als Geleise und gelber Kies und schwarze Schwellen, nichts als Weichen, abgestellte Züge, hohe Rangierhäuschen mit eisernen Balkonen, Lokomotiven, Masten und eiserne Überführungen, ruhige Wasserbassins und Berge von Kohlen. Dieses Stück Erde hatte die Zivilisation weiß Gott gründlich bezwungen. Und überall waren Menschen am Werk, um dieses ungeheuerliche Getriebe in Gang zu halten: die abgestellten Züge wurden gereinigt, Messinggriffe und Fenster gepuht, die Weichen bedient, neue Schwellen eingezogen, die Schienen verschraubt . . . Menschen und wieder Menschen, die alle dem großen Dämon dienen.

Und mitten darin jenes winzige Gärtchen, schräg an eine schwarz-graue Böschung dicht neben eine steinerne Brücke geklebt!

Viel Sonne wird dieses Gärtchen gewiß nicht haben, denn es liegt den ganzen Tag über im tiefen Schatten der Brücke. Höchstens, daß es gegen Abend noch einige wärmende Strahlen aufhängt. Und über allzuviel Luft wird es sich auch nicht zu beklagen brauchen, dafür aber über umso mehr Rauch und schwarzen Qualm. Und selbst der Regen kann ihm nichts nützen, denn der muß, ob er will oder nicht, die Erde von oben nach unten schweifen und alles durcheinander bringen, was dieser Boden an Samenkörnern birgt.

Sollte jener Bahnarbeiter, der sich dieses Gärtchen ausgerechnet an dieser unmöglichen Stelle anlegte, das alles wirklich nicht vorausgesehen haben? Oder war die Liebe zur Erde, die Sehnsucht nach dem lebendigen Grün und die Qual, in diesem Leichenfelde der Zivilisation leben zu müssen, so groß, daß er lieber alles in Kauf nahm und sich mit dem hektischen Grün seiner kümmerlichen Pflöglinge begnügte? Dieses Gärtchen mit seinen drei winzigen, kaum vier Fuß langen Beetchen war für mich der beredteste Ausdruck jener furchtbarsten Tragödie, wie sie in immer neuen Formen durch die Jahrtausende der Menschengeschichte geht.

Und dann weiter, noch ein Stück tiefer in das Zentrum Berlins hinein: Die Massenquartiere der Viel-zu-Vielen. An der einen Stelle habe ich nicht weniger als 12 solcher Kasernen gezählt, die mit geradezu quälender Regelmäßigkeit wie die Kulissen sich aufrehten. Das Gelände, auf dem diese seelischen Massengräber errichtet worden waren, war mit mathematischer Genauigkeit ausgemessen und mit nüchternster Kalkulation zerteilt worden. Zwölf 5stöckige Häuserblocks und 11 Straßen dazwischen, das macht im Ganzen 23 Teile, — sehr einfach. Man hat also nur das Zentimetermaß zu nehmen und das Stückchen Papier, das den Grundriß des Geländes enthält, unter Zuhilfenahme eines rechten Winkels schablonenmäßig in 12 breitere und 11 schmälere Flächen ein-

zuteilen. Und was von der Aufteilung des Ganzen gilt, das gilt natürlich auch von den Häuserblocks selbst. 600 Familien sind unterzubringen, also in jedem einzelnen Block 50. Bei einem 5stöckigen Bau kommen demnach auf die durchgehende Etage 60 Familien. Jede Familie erhält so viel Raum, als die 10 in der vorgeschriebenen Hausblocklänge aufgeht. Man zeichnet also maßstabsgetreu auf ein Nebenblatt eine der breiteren Flächen und teilt diese unter Berücksichtigung der Stirnmauern und Treppenhäuser in 10 Teile. So erhält man den Flächeninhalt der einzelnen Wohnung. Zum Schluß teilt man diese noch in 3 oder 4 Teile, je nachdem, ob viel oder wenig Raum übrig geblieben ist, markiert die Fenster und Türen und die Sache ist fertig. Nun wird der ganze Bau ausgeschrieben, auf die günstigsten Angebote vergeben, mit jedem einzelnen Baumeister wird ein bindender Kontrakt gemacht und in einem Jahre steht dieses ganze Viertel wie aus der Erde geschossen beziehertig den 600 Familien mit Kind und Regel zur Verfügung.

Ob sie sich glücklich und zufrieden fühlen in diesem Schablonenbau, wer fragt danach? 600 Familien sind untergebracht, das ist die Hauptsache.

Ich mußte unwillkürlich an die entsetzlichen Qualen jener unglücklichen 146 englischen Soldaten denken, die die Einwohner Calcuttas im Jahre 1750 gelegentlich des Krieges zwischen den Hindus und der englischen Invasionsarmee gefangen genommen und in einen einzigen Raum von 20 Fuß eingesperrt hatten. Nur zwei kleine, völlig unzureichende und mit dicken Eisenstäben bewehrte Luftlöcher sollten als Ventilation dienen. Es dauerte nicht lange und die Hitze wurde unerträglich. Ein rasender Durst stellte sich ein und ein schmerzhaftes Brennen in der Kehle und in den Schläfen, sodaß die unglücklichen Opfer brutalster Volkswut sich wie rasend auf die kleinen Luftlöcher stürzten. Die Stärksten bahnten sich den Weg und hielten sich mit beiden Händen an den eisernen Stäben fest, um der Luft draußen ein wenig näher zu sein und nicht zu ersticken. Aber nicht lange, dann wurden sie von ihren tobsüchtig gewordenen Kameraden heruntergerissen. Ein schauerlicher Kampf zwischen Freund und Freund begann und schlimmer als wilde Tiere fielen sich die eben noch friedlich miteinander lebenden Menschen an.

Am nächsten Morgen, nach achtstündiger Gefangenschaft, als man die Tür des Gefängnisses öffnete, waren nur noch 23 am Leben. 123 Leichen bedeckten den Boden und die am Leben geblieben waren, sollen, wie es heißt, nicht gerade die besten gewesen sein.

Wir scheint, als paßte dieser Vergleich aufs Haar auch auf jene brutale Menschenzusammenpferchung, welcher ungezählte Seelen zum Opfer gefallen sind. Gewiß, — man ist heute ungleich humaner geworden, man denkt ungleich sozialer und ich weiß nicht, ob derartige Mietskasernenkomplexe heutzutage überhaupt noch polizeilich genehmigt werden würden. Immerhin, — sie bestehen noch und sind ob der momentanen Wohnungsnot vielleicht mehr als je mit Menschen vollgepfropft. Aber diese Wohnungsnot wird sich mit der Zeit heben, wenn wir erst einigermaßen die Folgen des verlorenen Krieges überwunden haben werden. Für

den Fall jedoch, daß die Bautätigkeit im vollen Maße wieder einsetzt, ist mein heißer und inniger Wunsch nur der, daß Staat und Gemeinden hinsichtlich solcher Mietskasernen unerschütterlich fest bleiben mögen, damit die kommenden Geschlechter nicht noch mehr an den Sünden der Väter zu tragen haben.

In Berlin selbst waren wir nur vier Stunden. Das genügt vollaus für einen ehemaligen Insassen, um festzustellen, daß sich diese internationale Geschäftsstadt nicht verändert hat. Berlin fehlt, was man so Charakter nennt, ihm fehlt das Persönliche, die Tradition. Diese Großstadt gleicht fast in allen Zügen einem modernen, internationalen Hotel, dessen Zimmer und Gesellschaftsräume alle über denselben Ramm frisiert sind. Nur daß das eine in Amerika, das andere in Europa, das dritte in Wien liegt. Man könnte diese Stadt ohne weiteres an irgend eine Stelle im Ausland verpflanzen, ohne sie dadurch heimatlos zu machen. Natürlich — die Siegesallee müßte kassiert werden, aber das liegt ja so wie so in ihrem Interesse.

Berlin ist eine typische Metropole für den Durchgangsverkehr. Auch der eingeseffene Berliner fühlt das, indem er, als heimatloser Fremdling, sein ganzes Leben gleichsam als eine Episode empfindet. Dem Berliner geht fast vollkommen das abhanden, was beim Wiener bis zur Lächerlichkeit ausgeprägt ist: Der Lokalpatriotismus. Es gibt natürlich Erscheinungen, — der Name „Zille“ genügt, um darauf hinzudeuten, — die ein gewisses Eigengewächs darstellen. Aber diese Erscheinungen sind so nebensächlicher und untergeordneter Natur, daß es nicht das mindeste ausmachen würde, wenn sie eines Tages nicht mehr existierten.

Berlin wird auch niemals etwas anderes werden, schon deshalb nicht, weil seine Einwohner weder Zeit noch Veranlassung haben, ihrer Stadt eine individuelle Note zu geben. Es geht eben diesen vier Millionen genau so, wie es uns allen ergeht, wenn wir unser Hotelzimmer betreten: Was wir momentan benötigen, wie Bett, Schrank, Waschtisch usw., das ist alles vorhanden. Im übrigen kann's uns ja höchst gleichgültig sein, ob dieser Raum ein persönliches Gepräge hat oder nicht, da wir ihn in wenigen Tagen doch wieder verlassen.

Zwei Acquisitionen allerdings darf ich nicht so ohne weiteres mit einer Handbewegung abtun. Und zwar ist die eine der grandiose Neubau des Bahnhofs Friedrichstraße. Leider war er noch nicht vollendet, immerhin jedoch weit genug vorgeschritten, um einen Gesamteindruck gewinnen zu können. Was die Technik hier auf einem kleinen, fest umgrenzten Raume geschaffen hat, kann mit Fug und Recht den achtungsgebietenden modernen Monumentalbauten, wie Leipziger Bahnhof, Warenhaus Wertheim, einer Anzahl von Fabrikanlagen, Speichern, Schiffsbauten usw. an die Seite gestellt werden. Die Baukunst hat sich unter Zuhilfenahme der Technik und der modernen Errungenschaften in der Eisenkonstruktion zu einer Größe entwickelt, welche unserer Zeit allem Anschein nach „das“ Gepräge geben wird.

Die andere Acquisition Berlins findet man „Unter den Linden“, nicht weit ab vom Adlon-Hotel. Sie soll, wie man mir erzählte, auch am Leipziger Platz und in der Friedrichstraße zu fin-

den sein. Und zwar handelt es sich um eine neue Sensation, die der Straßenbettel in den Verkehr gebracht hat. Mein Gott, — kann das noch Wunder nehmen? Wenn alles auf die Sensation aus ist, wie der Teufel hinter einer armen Seele, warum nicht auch der Straßenbettel? Auch hier verliert sich die Zugkraft und schwächt sich ab, vielleicht sogar schneller als wo anders, und darum ist es notwendig, erfinderisch zu sein, wenn man nicht unter die Räder kommen will.

Es muß also immer wieder etwas Neues sein, was die Wildtätigkeit der Passanten anregt und dieses Neue ist augenblicklich der — — — Choral. Man stellt sich an irgend eine Hauswand, am besten in der Nähe der vornehmsten Hotels, nimmt das mitgebrachte Gesangbuch hervor und fängt mit klagender Stimme an zu singen: „O Haupt voll Blut und Wunden . . .“ Es heißt, daß der Verdienst durchaus ausreichend sei, wenn dieser Choral am Tage sechsmal gesungen werde und daß diese Sensation zu gleicher Zeit mit dem *M.N.Z.*-Film in die Erscheinung getreten sei. Möglich! — Es wäre wirklich nicht von der Hand zu weisen, eine „Kulturgeschichte des Bettels“ zu schreiben. Vielleicht wird mir der eine oder andere Verlag noch dankbar sein für diese Anregung, die sich sensationell glänzend auschlachten ließe. Das Werk müßte natürlich illustriert sein. Für die Volksausgabe, also für den Stapelartikel, genügen natürlich ganz einfache Drucke oder Photographien, für die Luxusausgabe empfehlen sich Radierungen und farbige Stiche von wegen der . . . Ästhetik, die auch auf diesem Gebiet zu ihrem Rechte kommen muß.

Um 8 Uhr abends verließen wir Berlin, d. h. den Anhalter Bahnhof. Ich betone das, weil man auf dem Bahnsteig bei geschlossenen Augen wirklich irre werden konnte, ob man sich tatsächlich in Berlin oder weiß Gott wo befand. Ein solches Sprachendurcheinander ist mir — derartig eclatant — nur einmal vorher aufgefallen, und zwar war das am 30. Juni 1914, als ich mit meiner Mobilmachungsordre vom Bahnhof Zoo ins Feld abfuhr. Damals ballte sich alles zusammen, was noch schnell über die Grenze wollte: Franzosen, Russen, Engländer usw. — heute hat man sich wieder sammeltgefunden, weil es notwendig erscheint, den Besiegten zu kontrollieren und noch mehr zu schröpfen. Ja, ja, . . . tempora mutantur, — so ist das Leben.

Diese ersten Eindrücke, so unbedeutender Natur sie an sich auch waren, hatten doch wenigstens das eine Gute, daß der auf mir lastende Druck verschwunden war und die erste, stille und tiefe, Freude auf das, was meiner wartete, sich bemerkbar machte. Bis in den späten Abend hinein habe ich im Gange des federnd dahinfliegenden Wagens gestanden und das schlafende Land an mir vorbeistreichen lassen, das nur ab und an belebt wurde durch die dunkelrot brennenden Flächen der trockenen Riedgräser zu beiden Seiten der Strecke.

Dieses aufquellende Gefühl stillen Glückes in mir, das trotz aller Beschwingtheit aufs innigste verknüpft war mit dem tragischen Unterton ureigenen Wesens, verband sich aufs eigenartigste mit dem Rhythmus, den der federnde Wagen und der wie spielend dahinrasende Zug dem Körper mitteilte und ich erlebte et-

was, was ich vordem nur in ganz vereinzelt, besonders geeigneten Momenten an mir selbst erfahren hatte: Diese hell dunkle Stimmung nämlich verdichtete sich mehr und mehr, bis sie schließlich, begünstigt durch den taktartigen Rhythmus des Zuges, ihren Ausdruck fand in Harmonien, die nun ununterbrochen zu schwingen begannen.

Ich bin kein Musiker und habe keine Ahnung von den Gesetzen der Harmonie, des Kontrapunktes oder wie die Dinge alle heißen mögen. Ich bin aber überzeugt, daß nicht ein einziger Ton dieser in mir klingenden Harmonien außerhalb jener Gesetze stand. Diese grundlegenden Gesetze sind ja auch nichts anderes als Rekonstruktionen durch die kalte Vernunft zusammengestellt an Hand des vorhandenen Materials. Das schöpferische Element hat mit diesen Gesetzen nichts zu tun; es braucht sie nicht, da sie allesamt in ihm liegen und mit ihm geboren sind. Ja ich bin weiterhin überzeugt davon, daß ursprünglich alle Menschen mit diesen Harmoniegesetzen begabt sind. Erst wenn sie ins Leben treten und das rein geistige Element zugunsten der banalen Realitäten des Alltags vernachlässigen, erst mit der einzigen Sünde, mit der Sünde wider den Geist, fängt der Schlackenregen an, der jenes himmlische Feuer erstickt. Mit andern Worten: Jene ursprünglich in uns allen schwingenden Harmonien sind das, was man in kirchlichem Sinne „die Gnade“ nennt. Sie klingen zu lassen, auf sie zu hören, nach ihnen zu leben und sich von ihnen führen zu lassen, das ist die einzige und höchste Pflicht, die es für einen wahren Menschen überhaupt nur geben kann. Und damit ist weiterhin restlos alles gesagt, was man unter Kultur und Kunst zu verstehen hat.

Ich sagte vorhin bereits, daß ich in musikalischen Dingen ein absoluter Laie bin. Ein Musikkritiker gehört für mich von jeher zu den sieben Wundern. Ich habe nie begreifen können und werde es voraussichtlich auch nie begreifen, wie derartige Menschen schriftlich, oder besser gesagt mit Worten eine Symphonie z. B. oder sonst irgend ein musikalisches Kunstwerk fixieren, zergliedern, die einzelnen Teile gegen einander abwägen oder jeden Teil für sich hinsichtlich Aufbau, Instrumentation usw. unter die Lupe nehmen können. Ich will damit nicht sagen, daß ich nicht zu unterscheiden vermöchte zwischen guter und schlechter Musik, oder zwischen der Musik, die mich ergreift und jener, welche mich kalt läßt. Damit bin ich aber auch schon am Ende. Wohl kann ich sagen, daß mich eine Symphonie von Beethoven, eine Fuge von Bach, eine Symphonie von Bruckner oder eine Oper von Mozart aufs aller-tiefste innerlich bewegt, erschüttert und erhebt, aber eben über diesen Gesamteindruck, über dieses Gesamtgefühl, das ich mitnehme, komme ich nie hinaus. Und zwar deswegen wohl nicht, weil es mir gänzlich unmöglich ist, die einzelnen Harmonien oder gar deren Ineinandewirken im Ohr zu behalten. Für mich ist, abgesehen von dem bleibenden Grundgefühl, das musikalische Werk zu Ende, denn sein letzter Ton verklungen ist. Im allgemeinen ziehe ich dann aus der nachbleibenden inneren Konstellation einen Schluß auf die Bedeutung des Werkes.

Aus dem Borgefügten geht meines Erachtens auch gleichzeitig zur Genüge hervor, daß ich erst recht nicht in der Lage bin, die einzelnen Instrumente und deren ebenso wechselseitige wie mannigfache Durchdringung bei einem Orchesterwerk zu erfassen. Gerade deshalb aber war jenes Erlebnis im D-Zug für mich von ganz besonderer Bedeutung, insofern nämlich, als ich nicht eine einfache Melodie in mir klingen hörte, sondern ein ganzes philharmonisches Orchester mit vollster Besetzung schien in mir ein ungeheuer großes symphonisches Werk zu Gehör zu bringen. Und ich selbst hatte nichts anderes zu tun, als unter Ausschaltung jeglicher Reflexion mich ganz und gar diesem wundersamen Zauber hinzugeben. Jeder irgendwie gewaltjam oder treibend wirkende Eingriff verwirrte das Ganze. So entsinne ich mich z. B. deutlich, daß mir einmal ein permanenter Wechsel derselben Töne und Instrumente für den Moment zu lang erschien. Ich fürchtete ein Versiegen des Quells und glaubte im anfänglichen Sinne der harmonischen Folge ein wenig nachhelfen zu müssen. Kaum aber war das geschehen — und die Harmonien flossen auch wieder — als sich in mir ein ungeheuer starkes Gefühl des Widerwillens breit machte, eines unaussprechlichen Widerwillens gegen das Banale und Unoriginelle, was ich in jenen nun künstlich erzeugten Harmonien als vorherrschend empfand. Ein einziger, innerer Ruck genügte, um diese störende Reflexion auszuschalten wie eine elektrische Birne durch einen Kontakt und sofort begann wieder jener permanente Wechsel derselben Töne und Instrumente, an deren Dauer ich eben erst Anstoß genommen hatte. Und was ich nun erlebte, war eigentlich die Kulmination des Wunders. Diese Permanenz nämlich war keineswegs, wie der wägende Verstand eben noch fürchtete, das Versiegen des Quells, sondern die einzig mögliche Überleitung von einem Bezirk der Harmonie in den andern. Wie ein Bivakfeuer — im seligen Bedenken an die weihetollen Kriegsmomente! — harmonisch-organisch niederbrennt, so löste sich auch dieser monoton scheinende Tönenwechsel harmonisch-organisch auf und ging über in einen solchen Jubel, in ein solches, sich überstürzendes Fluten jauchzender, jublierender Klänge, daß ich, wenn ich dem allen hätte sichtbaren Ausdruck verleihen sollen, meine Brust hätte aufreißen müssen, um dieses heilige Klingen aus dem engen Kerker heraus über die Menschen fließen zu lassen.

Fast genau 12 Stunden vorher, am Abend vor meiner Abreise also, hatte ich in einem überfüllten Saal Beethovens V. über mich hinwegfluten lassen. Jetzt erlebte ich an mir selbst, wovon ich 12 Stunden vorher in ehrfurchtsvollem Schauer meine Knie gebeugt hatte. Niemals vorher ist mir so bewußt geworden, daß die Kunst nur ein Einziges fordert, nämlich das schlackenreine, göttlich-harmonisch abgestimmte „Instrument“ und daß eine ungeheure, ja absolute, d. h. für alle Ewigkeit gültige Bedeutung liegt in dem kurzen, abgrundtiefen Wort von der . . . „unbefleckten Empfängnis.“

Solch eine Stimmung aber währt nicht ewig und auch jede Bahnfahrt nimmt ihre Ende. Als wir am nächsten Morgen, etwa eine Stunde vor München, geweckt wurden und den Rollvorhang hinausfließen, lag alles ringsherum im Schnee. Grau in Grau sa-

stete der Himmel über einem fast bis zur Verzweiflung wintermüden Lande und ein unfreundliches Gemisch von Schnee und Regen vervollkommnete noch den trübseligen Eindruck.

Das war München, die Stadt, in der sich vor kurzem erst Vorgänge abgespielt hatten, wie sie krauser und lächerlicher in keinem Rasperletheater geboten werden können. Unreife politische Querköpfe hatten hier eine Wktion in die Wege geleitet, die unter dem Namen „Bürgerbräukeller-Revolution“ ein homerisches Gelächter der ganzen Welt hervorrief. Und ein halbes Jahr später waren die Urheber dieses Unfugs in derselben Stadt vor dem Tribunal erschienen, weil sie sich als Hochverräter zu rechtfertigen hatten, und ein Prozeß begann, wie ihn selbst der beste Komödiendichter nicht besser schreiben kann: Die Angeklagten wurden zu Richtern und die Richter zu Verklagten, der Staatsanwalt hielt eine Verteidigungsrede, der Hauptbeschuldigte donnerte mit Stenorstimme jeden Widerspruch nieder und ein „ausgewähltes“ Publikum klatzte Beifall, wenn sich das strangulierte Recht in Todeskrämpfen wand.

Das alles war nun vorbei, und da letzten Endes die ruhige Vernunft doch immer wieder zum Durchbruch kommt, lag es jetzt wie eine Rachenjammerstimmung über dieser Stadt, die sich so peinlich und gründlich blamiert hatte. Mir schien, als habe sie keinen sehnlicheren Wunsch, als in Ruhe gelassen zu werden. Ihr dicker, schmerzender Kopfs lag wie ein Mühlstein in hoch sich bauschenden Rissen und jammerte bei jeder Störung. Ich glaube, wenn man dieses bejammernswerte Gebilde ansprechen würde, es würde nicht anders antworten, als mit jenem typischen Schwur, dem politischen Alkoholgenuß auf ewig zu entsagen. Es fragt sich nur, wie lange solch ein Schwur anhält. Bei manchen hilft's, andere dagegen wieder bleiben unverbesserlich.

Ich war aus eigenster Erfahrung rücksichts- und einsichtsvoll genug, dieses inbrünstige Verlangen nach Ruhe nicht zu stören, zumal ich diese Stadt bei anderer, ungleich freundlicherer Gelegenheit kennen und wertschätzen gelernt hatte. Wir sind also aus dem Bahnhof nicht erst herausgegangen, sondern gleich mit dem nächsten Zuge weiter gefahren.

„München—Firenze—Roma“, so stand, wie ich mich immer wieder versichern mußte, an dem durchgehenden Wagen, in dem wir soeben bequeme Fensterplätze gefunden hatten. Wir konnten also, wenn's uns behagte, ohne umsteigen zu müssen, direkt bis Rom durchfahren. Ich mußte mir das immer wieder aufs neue sagen, weil es mir fast unmöglich erschien, weil ich meinen Augen nicht traute, die mir das Ziel jahrzehntelanger Sehnsucht so greifbar vor die inneren Sinne stellten. „Roma“ — da stand's! — ich brauchte nur einzusteigen, — ganz einfach! . . . aber welche bergehohen Schwierigkeiten und Hindernisse waren bis zu diesem Moment zu überwinden gewesen. Und dieser Wagen fährt alle Tage, der Anschlußzug von Berlin nach München fährt auch alle Tage, — unglaublich einfach also, wenn. . . ja wenn. . . Dieses verteuflte Wörtchen ist mit seiner Kürze wie ein einziges Tröpfchen Wermut, das gar zu oft den ganzen Trank verdirbt.

Als ich wieder einmal einstieg, — eine innere Unruhe nämlich ließ mich dauernd ein- und aussteigen, vielleicht, um mich diesen Glücksmoment so recht ausschöpfen zu lassen — hatten sich in unserem Abteil zwei Fahrtgenossen eingefunden, die direkt bis Rom fuhren. Also doch! Ich hörte diese Tatsache nun auch von anderer Seite, höchst selbstverständlich noch dazu, bestätigt. Es war anscheinend ein Jurist oder höherer Kommunalbeamter. Diese Kategorie hat nun einmal ihr ganz besonderes, unverkennbares Gepräge: Eine gewisse aristokratische Bürgerlichkeit in Anzug und Kleidung und ein in feste Formen und Geseze gepreßtes, dabei aber äußerst sicheres Auftreten und Benehmen, hinter dem nicht immer gerade viel zu stecken braucht. Er war nicht mehr jung, ich schätzte ihn auf Mitte, Ende der Vierziger, während seine elegante junge Frau, eine durchaus sympathische Erscheinung, etwa 25 sein mochte. Ohne Zweifel, wie man sofort erkennen konnte und was sich später auch bestätigte, befanden sie sich auf der Hochzeitreise.

Mit der Zeit füllte sich unser Abteil mehr und mehr: Ein junges Mädchen, das zu Verwandten nach Rom fuhr, ein Geschäftsführer, der in Filmmangelegenheiten nach Rom reiste, ein mürrischer Alter, der sich sofort hinter seine Zeitung verschanzte und ein älteres Fräulein, anscheinend Gouvernante, das ununterbrochen redete. Mit diesen Menschen zusammen also sollten wir, so hatte es das Schicksal bestimmt, nach Italien fahren! Und da ich von jeher abergläubisch veranlagt bin, oder besser gesagt, bei all und jedem eine tiefere Bedeutung und einen inneren Zusammenhang der realen Erscheinungen mit meinem eigenen Leben suche, so nahm ich auch diese Konstellation unserer Reisegesellschaft als besondere Bedeutung hin und ging daran, sie genauer aufs Korn zu nehmen und auf mich zu projizieren.

Berwandtenreise? . . . Ja! . . . Denn was ich da unten besuchen wollte, gehörte ja alles mehr oder weniger zu meiner engsten Wahlverwandtschaft, der ich schon wer weiß wie lange einen persönlichen Besuch schuldig war. Ein Mal, — vor 13 Jahren — hatte ich bereits einen Anlauf dazu genommen; der aber war, weil mich Paris und Chamonix zu lange aufgehalten hatten, auf der Linie: Genua, Mailand, Venedig stecken geblieben. Kann sein, daß vielleicht gerade deswegen so etwas wie Verantwortung in mir groß geworden war, ein nimmer ruhendes Pflichtgefühl, die Stätten zu besuchen, welche von Kindheit an meine Phantasie erfüllten und meine geistige Entwicklung in bestimmte Bahnen leiteten. Unter diesen Begriff „Berwandtenreise“ fiel alles, was nur irgendwie mit Kultur und Kunst im Zusammenhange stand.

Und dann weiter: „Politische Reise?“ . . . Der alte, vergrakte Herr nämlich hinter der Zeitung wurde mir Anlaß zu dieser zweiten Bestimmung. — Ja, — auch das traf zu, denn es war seit langem schon: mein sehnlichstes Verlangen, einmal herauszukommen aus den staatlichen Grenzen, um die Dinge, die mich so oft bis zur brennenden Leidenschaft erhitzen, auch einmal von außen — per distance — zu betrachten. Politik kann nur der betreiben, der nicht das Einzelne, sondern das Ganze im Auge hat, der nicht einseitig völkisch, d. h. kraß egoistisch denkt, sondern der bei allen Maß-

nahmen, seien sie innen- oder außenpolitischer Natur, sein Volk, dem er dienen will, im Rahmen der andern sieht. Die politische Reise eines Volkes beginnt erst, wenn die überwiegende Mehrheit seiner Bürger in diesem Sinne zu denken und handeln gelernt hat und herausgewachsen ist aus den einpferchenden Verhältnissen, die seinen Horizont beengten. Das beste Beispiel hierfür gibt uns das englische Volk, dessen Globetrottertum aller Schichten vielleicht der ausschlaggebende Faktor seiner politischen Reise ist. Bei dieser Gelegenheit scheint es mir auch angebracht zu sein, auf die Schattenseite jener Regierungsverfügung hinzuweisen, die bestimmt, daß jede Auslandsreise eines deutschen Staatsbürgers — gewisse Veranlassungen ausgenommen — zunächst einmal 500 Goldmark kostet, die als Opfer gleichsam dem Staatsäckel darzubringen sind. Gewiß, diese Verfügung hat ihren guten Grund und für sehr viele ist es auch völlig gleichgültig, ob eine solche Reise dieser vorwegzuzahlenden 500 Mark wegen ins Wasser fällt. Ich denke dabei an all die Ungezählten, die nur sehen wollen, um . . . gesehen zu haben und denen nichts ferner liegt, als eine innere Verarbeitung und Stellungnahme. Es gibt aber doch auch andere, denen eine solche Reise mehr ist, als eine bloße Vergnügensreise und die, mit ihrem heimgebrachten Pfunde wuchernd, ihr gut Teil zur Gesundung und Erstarbung ihres Volkes beizutragen vermögen, indem sie ihm an Hand der Erlebnisse und Eindrücke eben jenen andern Gesichtswinkel zeigen, von dem aus die Dinge ganz anders aussehen.

Und dann . . . „Hochzeitsreise“? — Ja; denn ich war ja von Eltern und Lehrern bereits vor mir weiß wie vielen Jahren wie ein Chinesenkind mit dem vermählt worden, was da unten im Süden auf mich wartete: Römische Geschichte, römische Kultur, das Christentum der Katakomben, die Geschichte der Päpste, der Kreuzzüge und deutschen Kaiser, die Renaissance und was mir noch alles. Diesem Allen war ich vermählt worden, ohne die Braut von Angesicht zu Angesicht in ihrer ureigenen Umgebung zu kennen. Und nun reiste ich zu ihr, um festzustellen, ob und in wie weit ich mit ihr überhaupt auf die Dauer leben könnte.

Daß der Begriff „Geschäftsreise“ auf mich anwendbar war, versteht sich von selbst, denn ich wollte mit dieser Reise ja doch auf fast allen Gebieten einen Gewinn erzielen, den mir niemand und nichts würde streitig machen können und der mir Zins und Zinseszins bringen sollte bis an mein Ende.

Und schließlich: „Die unaufhörlich schwazende Gouvernante“? — Die steht, weiß Gott, wo ich jetzt meine Erinnerungen niederschreibe, am deutlichsten vor mir, nämlich als eine lebendige Warnung vor jedem Worte, das zu viel ist, als eine nimmer müde Mahnung vor jeder Phrase und jeder noch so schönen Wendung, die nichts bedeutet. —

Die Fahrt von München nach Ruffstein schien nur das eine Ziel zu haben, uns den Abschied aus der Heimat ganz besonders leicht machen zu wollen. Auf den Feldern und Straßen lag eine dünne, patzige Schneedecke, die nasskalte Witterung verbot uns das Öffnen der Fenster und schwere, graue Wolkenmassen hatten die Berge vollkommen eingesackt. Nur ab und an rissen sie momentweise auf, so bei dem kleinen Badeort Aibling, wo sich uns für Sekun-

den — gleichsam wie eine Jata morgana — das gewaltige Massiv des Wendelsteins enthüllte. Es war, als wollte die Heimat uns zeigen, daß hinter dieser Trostlosigkeit und diesen betrübenden Aus- sichten doch noch so manches verborgen war, bei dessen Anblick unser Herz in schnellere Schwingungen gerät.

Und wenn es auch noch nicht heute und morgen ist, einmal wird und muß die Sonne doch wieder scheinen! Und wenn es auch vielleicht nie mehr das sein wird, was so viele immer noch für das höchste Glück ihres Volkes halten: Irdische Macht und Ausdehnung . . . wenn unser Land vielleicht auch nie mehr zu politischem Ansehen und zu einer politischen Vormachtstellung gelangen wird . . . wenn es schlimmsten Falls fortan den Weg gehen müßte, den alle Völker der Erde nach ihrer Blütezeit haben gehen müssen: den Weg des Sklaven, . . . auf das alles gibt uns die kleine „Cyra“ in Wisemans „Fabiola“ eine ebenso eindeutige, wie ewig gültige Antwort, wenn sie zu ihrer Herrin sagt: „Mein Leben gehört Euch ebenso wie alles, was mit diesem Leben endet: meine Zeit, meine Gesundheit, meine Kraft, mein Leib und mein Atem. All das ist Euer Eigentum geworden. Aber ein Wunderbares bleibt mir, was alle Schätze eines Königs nicht aufzuwiegen vermögen, was keine Sklavenkette binden und was selbst die Quellen des Lebens nicht halten können: — Meine Seele.“

Ja, — die Seele unseres Volkes! Um die allein handelt es sich. Alles übrige ist wie der Wind, ist wie das Gras, das da frühe blühet und bald welk wird, das des Abends abgehauen wird und verdorrt.

Der Wandel — Wandel? — Stein und die Seele des deutschen Volkes . . . ein eigenartiges Bild, mit dem mich die Heimat ent- ließ. —

Ausgerechnet in Ruffstein, also genau an der Grenze, während der umständlichen und langwierigen Zoll- und Paßrevision, änderte sich das Wetter. Noch kämpfte es zwar mit aller Erbitterung von hüben und drüben. Wenn die Sonne durchbrach, waren ihre Strahlen so intensiv, daß das Sitzen in unmittelbarer Nähe des Fensters geradezu unerträglich wurde. Die Augen schmerzten, weil ihnen der schimmernde Glanz der ausgedehnten Schneeflächen auf den Bergen ungewohnt war, und was uns eben noch durchaus selbstverständlich erschien, die beiden Touristen nämlich, die mit Skiern losgezogen waren, das kam uns jetzt wie eine Kuriosität vor, wie eine gesuchte Sportfezelei. Mit dem Augenblick aber, wo die Sonne wieder verschwand, wehte es eiskalt von den Bergen her- unter, ein Zeichen dafür, daß die Skifähre da oben trotz der vor- geschrittenen Jahreszeit noch vorzüglich sein mußte.

Fast eine Stunde lang tobte dieser Kampf, genau so lange als unser Aufenthalt in Ruffstein währte, wo alle Reisenden mit ihren sämtlichen Kisten und Kästen, Koffern und Handtaschen und großen und kleinen Bündeln wie eine Hammelherde in die Zollrevision getrieben wurden. Ein schauerhaftes Drängen und Stoßen begann, denn jeder wollte zuerst an die Rampe, um nach erfolgter Revision seinen in München mühsam eroberten Platz wieder zu belegen. Und wenn vor etwa 10 Minuten noch alle diese Menschen freund- lich und entgegenkommend zu einander gewesen waren, jetzt auf

einmal zeigte jeder dem andern die Zähne und suchte rücksichtslos beiseite zu schieben, was an Körperkräften und Brutalität unterlegen war. Was, so fragte ich mich, ist denn nun eigentlich das wahre Gesicht dieser Menschen? Wie, wenn sich alle vorher in Güte miteinander geeignet hätten, oder wenn überhaupt von vorn herein jenes stillschweigende Vertrauen und selbstverständliche Entgegenkommen unter ihnen geherrscht hätte? So aber denkt immer einer schlechter als der andere, und wenn Strindberg dieses Erdendasein immer wieder mit dem Fegesfeuer vergleicht, dann heißt es, es sei eine Übertreibung. Ich weiß nicht, ob sich Strindberg nicht vielleicht noch viel zu zart ausdrückt.

Jedenfalls spielten sich an der breiten, niedrigen Rampe, auf der die Koffer geöffnet werden mußten, so unerfreuliche Szenen unter dem Publikum ab, daß in mir unwillkürlich der Gedanke aufstieg: Was müssen denn nur jene Zollbeamten denken?! — noch dazu, wo sie täglich solche Austritte erleben. Und . . . weiß Gott — ich schämte mich. — Ob, so stellte ich mir vor, wohl auch ein solches Gedränge entstehen wird, wenn die Menschheit am jüngsten Tage mit all ihrem großen und kleinen Gepäck vor jener Zollrevision erscheinen wird, durch die allein der Zugang in jenes Reich ermöglicht ist?

Vielleicht! — Denn jene Dinge, deretwegen man nicht eingelassen wird, wird der Ausgepichte auch dann raffiniert versteckt haben, und er wird sich auch dann wieder unter die Ersten halten, weil er glaubt, mit seiner Eilfertigkeit die Beamten besser hinteres Licht führen zu können. Aber die, welche dann hinter der Schranke stehen werden, werden keine Menschen mehr sein, die sich düpiieren lassen. Auch wird man die Koffer nicht erst zu öffnen brauchen, denn jene Beamten werden auch so die darin enthaltenen Taten und Gedanken auf ihre Zollfreiheit prüfen können, und . . . „die Letzten werden die Ersten sein“.

Es hat etwas Hochnotpeinliches, den Inhalt seines Koffers vor den Beamten und den lüsternen Blicken der Herumstehenden aufzudecken. Noch peiniger aber fast ist es, unfreiwillig, ja gezwungenermaßen die Koffereingeweide mit sämtlichen, überhaupt nur denkbaren intimen Wäschestücken eines andern mit ansehen zu müssen. Ein Schauer überkam mich, als ich auch diese Empfindung auf jene andere „Revision“ übertrug und mir ausmalte, wie dann alles zu Tage kommen würde, . . . alle Verborgenschaften der eigenen Brust und die der andern.

Kurz und gut: Dieses Kuffstein hätte man so, wie es da war, auf die Bühne bringen können und niemand hätte an der Strindberg'schen Urheberschaft gezweifelt.

Die Weiterfahrt war ein märchenhaftes, fast traumhaftes Gleiten in den Frühling hinein. Was man sonst, immer wieder unterbrochen von trüben und kalten Tagen, innerhalb von ein, zwei Monaten erlebt, das erlebten wir hier an einem einzigen Nachmittag.

Zunächst hatte sich die Sonne endgültig durchgekämpft und ihre Strahlen leckten unaufhörlich an den Rändern der Schneeflächen, die wie weiße Plakate noch da und dort auf den Feldern lagen.

Groß und erhaben traten die Berge vor die grauen Wolken und ihre ehrfurchtgebietenden Formationen wechselten in majestätischer Würde und Gelassenheit. Unmittelbar neben uns floß, sich stetig verjüngend und heftiger werdend, der Inn uns entgegen, und zwischen ihm und der ragenden Bergkulisse dehnte sich das Tal mit seinen freundlichen Bauernhäuschen und lieblichen Dörfern wie nach einem langen, schweren Schlaf. Zwar standen die Bäume und Sträucher noch kahl und den Feldern und Wiesen fehlte die lebendige Farbe, — aber es ging doch schon wie ein stilles, glückseliges Atmen über das Land und ein Hauch strich darüber hin, der wie eine selige Verheißung war von Auferstehung und neuem Blühen.

Je weiter wir kamen, umso mehr belebte sich das Grün auf den Wiesen. Bei Jenbach, von wo aus die Zweigbahn ins Zillertal führt, grüßten uns die ersten Leberblümchen und gleich dahinter, bei Hall, standen mitten im saftigen Grün schon die saffrangelben

Hall liegt wunderbar schön. Ich würde tausendmal lieber dahin gehen, als nach Innsbruck; denn ich mag nun einmal die modernen Hotelbauten und den modernen Bäderanstrich nicht in einer Umgebung, die so rein, ursprünglich und groß ist wie diese Alpenwelt. Allerdings muß ich bemerken, daß ich zu einem derartigen Urtheil eigentlich kaum berechtigt bin, da ich diese Stadt nicht näher kenne und mir zudem von verschiedenen Seiten versichert worden ist, welche Vorzüge sie habe. Mag sein, trotzdem aber bleibe ich bei meiner Ansicht. Der erste Eindruck pflegt für gewöhnlich der richtige zu sein, und eine Stadt, die etwas auf sich hält, muß doch wohl in erster Linie dafür sorgen, daß die Gegend um den Bahnhof herum charakteristisch bleibt. Man zeigt sich doch auch einem Menschen, den man zum ersten Male sieht, nicht von der falschen Seite.

Von Innsbruck aus führen wir nun an der Sill hinauf zwischen den Ötztal- und Zillertaler Alpen in gerader Richtung nach Süden. Was auf dieser Strecke bis zum Brenner technisch geleistet worden ist, gehört — wie überhaupt die ganze Durchquerung der Alpen mittelst der Bahn — zu den hervorragendsten Leistungen, welche die Geschichte der europäischen Menschheit aufzuweisen hat. Hier war ein Berg zu durchbohren gewesen, dort ein schmaler Saumpfad bis auf Schienenbreite zu weiten und zu festigen, bald war ein Teil mit einem Viadukt zu überqueren oder die tief unten dahindraufende Sill auf kühner Brücke zu überspringen. Dazu kamen die durch die Dampfkraft bedingten Gefehze der Steigung, die Unbilden der Witterung, der zähe Widerstand des Gesteins, die unendlich erschwerte Tracierung der Strecke und was der Dinge mehr sind. Heutzutage fährt man, in weiche Polster gelehnt, durch diese wilddromantische Gegend, als sei es das Selbstverständlichste von der Welt und freut sich über die herrliche Aussicht.

Je höher wir hinauf kamen, umso näher drängten sich die Berge und ragenden Gesteinsmassen an die Strecke heran. Ich begreife nicht, wie man sagen kann: „Die Höhe der Berge enttäuscht. Und die Schneefelder erscheinen einem so in der hellen Frühlings-

ion: ganz unorganisch.“ Kann man denn überhaupt, wie Scheffler es tut, an diese Wunder der Bergwelt mit nüchterner Reflexion herangehen? Freilich, — man muß selber Bergsteiger sein, man muß sich diesen gigantischen Gebilden aufs innigste verwandt fühlen, man muß sie sich mehr als einmal mit wildester Energie erobert haben, kurz, man muß sie kennen diese Riesen mit allen ihren Tücken und Schikanen, mit ihrem starrenden, medusenhaften Schreien und ihren unendlichen Schönheiten, mit ihrer Gottnähe und ihren einsamen Wundern, um wie in stille, ehrfurchtsvolle Andacht bei ihrem Anschaun versinken zu können. Weiß Gott, am liebsten wäre ich in Matriei ausgestiegen und hätte mich ohne Führer auf der Serlespitz oder auf den Waldrastrjöchl gemacht. Das Blut prickelte mir wie Sekt in den Adern, wenn ich der steilen Wände und schroffen Grate gedachte und der „unorganischen“ Schneefelder, über die sich ganz gewiß noch mit Skiern hinweggleiten ließ. Ach, und wenn man dann oben ist und das laut pochende Herz gleichsam den Takt schlägt zu jenem jubelnden Hochgefühl, das uns erfüllt, weil wir's doch endlich geschafft haben, und die Augen ganz groß werden, um alles einzulassen, was die Hochwelt an Wundern uns erschließt, dann . . . ja dann erleben wir ja doch erst eigentlich diese Welt.

Ich mußte unwillkürlich an Chamonië denken und an jene Zeit, wo ich täglich in aller Frühe mit schweren Sorgen losgezogen war, um meine Kraft mit einer jener Spitzen und Grate zu messen. Damals war ich noch jung und die Sorgen, welche mich bedrückten, waren verschwindend zu denen, die heute mich quälen. Aber wenn ich trotz allem, trotz allen niederziehenden Erfahrungen und Erlebnissen, trotz allen Wunden und bangen Nächten, trotz aller Gifte und Bitternisse, welche ich seitdem habe schlucken müssen, noch jung geblieben bin und mir den bejahenden Willen zum Leben, die jubelnde Freude am Sein gewahrt habe, so verdanke ich das vornehmlich jener Zeit und dieser Alpenwelt, welche eine Energie und einen Troß in mir groß werden ließ, daran noch so manches scheitern muß, ehe sie gebrochen werden.

Sollte es einmal aber dennoch so weit kommen, (so gelobte ich mir still vor diesen ragenden Häuptern) dann will ich wieder zu euch kommen, damit eure Quellen das leer gewordene Gefäß mit neuem Willen zum Leben, mit neuer Energie, mit neuem Troß und — mit neuer Schönheit füllen. Und wenn die Verhältnisse uns noch so sehr empferchen, — ein Wille genügt, um sie zu zerbrechen und uns frei zu machen für das, was wir unbedingt brauchen, wenn sich unser Leben nicht festfahren soll in dem zähen Schlamm dumpfiger Niederungen.

Stetig bergan — streckenweise sogar mit zwei Maschinen, die eine vorn, die andere hinten — keuchte unser Zug zum Brenner hinauf. Die Vegetation war hier weiter zurück noch als bei Hall oder Innsbruck, und die breiten, bodenständigen Tiroler Bauernhäuser schienen in diesem Jahre ihre Fenster und Türen noch nicht sonderlich häufig geöffnet zu haben. Wie ein quirlendes, unbändiges Wesen aber schäumte unter uns die Sill, an deren drübigem Ufer sich die Brennerstraße in schweren Windungen aufwärts zog.

Alles drängte zu jenem Punkte hin, wo die Wasser sich scheiden und von wo aus speziell für uns die Fahrt nach dem Süden ja eigentlich erst beginnen sollte.

Steinach lag hinter uns, als wir um die gewaltige Berglehne vor Stafflach herum in das Schmirner Tal einbogen. Zur Rechten das Balsler Tal mit seinen friedlich eingebetteten Ortschaften, mit seinen dunklen Wäldern, die sich bis hoch hinauf in die Knieholzregionen verlieren, darüber die starrenden, rötlich-grauen Steinmassen mit den weißen Flächen, dann die scharf umrissenen, sich vom tiefblauen Himmel plastisch abhebenden Gipfel und Kämme und ganz im Hintergrunde endlich die nach unten spitz zulaufenden, wie volle Euter herabhängenden Gletscher der Ötztalgruppe! Ein allgemeiner Ausruf der Empörung erscholl, als ein Tunnel diese unbeschreiblich schöne Sicht in pechschwarzes Dunkel verwandelte: In großer Kehre machten wir unterirdisch jene bemerkenswerte Schleife zwischen Schmirn und Bals, fuhren, kaum daß wir wieder im Lichte waren, über die schwungvolle Brücke des Balsler Bachs und kehrten dann nochmals durch einen Schleifentunnel in das romantische Silltal zurück, dessen brausender Fluß in schwindelnder Tiefe unter uns lag. Die Haltestelle Gries schien weniger für Reisende als für den Zug selbst errichtet worden zu sein, als eine Kiste gleichsam, die einzulegen für notwendig erachtet wurde, weil die Schläfen des dampfenden Wesens zu sehr ins Bochen geraten sind.

Dann ging es weiter, — immer hoch oben an den Bergen entlang und tief im Grunde die Sill, bis wir plötzlich, ganz überraschend zum Brennersee kamen, welcher mit seinem kristallklaren, grünen Wasser einem riesengroßen Auge gleicht, in dem sich die herumschließenden Berge spiegeln. Ein einsames Boot schaukelte am schilfigen Ufer der leicht bewegten Fläche, und ein Sehnensondergleichen, mich nackt in diese unberührten Wasser zu werfen, überkam mich. Es soll eine gefährliche Leidenschaft sein, in solchen Seen zu baden, und wer es einmal versucht hat, dem ergehe es — so heißt es — wie einem Morphinisten: Er kann nicht mehr davon los.

Dieser einzig schöne, auf über 1300 Meter gelegene See war kaum aus unseren Augen verschwunden, als wir in die Station Brenner einliefen und damit das mit dem Kriege bis hierhin vorgetriebene italienische Gebiet betraten. Also — in . . . Italien!

Das Erste, was uns auffiel, waren zwei würdevolle, wohlgenährte Gestalten mit schwarzem Umhang, welchen sie gravitatisch wie eine altrömische Toga über die linke Schulter geworfen hatten. Auf dem gleichfalls schwarzen Dreimaßler mit der roten Biese prangte das unverkennbare Abzeichen: Das Rutenbündel mit dem daran gebundenen Beil. Taschisten also, deren persönliche Bekanntschaft zu machen wir fortan auf jedem Bahnhof die Ehre haben sollten. Den Dienst, welche diese durchweg pausbachigen Leute zu verrichten hatten, konnte ich anfangs nicht recht begreifen. Anscheinend bestand er darin, daß sie überhaupt da waren und ein möglichst gesättigtes, würdevolles Wesen zur Schau trugen. Ich habe niemals bemerkt, daß sie sich irgendwie „gemein“ gemacht

hätten. In reservierter Zurückgezogenheit standen sie immer etwas abseits von dem „übrigen“ Volk und musterten von oben herab das geschäftige Treiben. Ich habe auch niemals bemerkt, daß sie irgendwo oder irgendwie eingegriffen hätten, so als eine Art Schutzleute oder Ordner gewissermaßen. Sie standen nur da, einer meistens etwas größer und breiter als der andere und wechselten die Standbeine. Ohne Zweifel ein höchst einträglicher und nervenstärkender Dienst! Man bekam sofort den Eindruck, daß es diesem italienischen Staate finanziell doch außerordentlich gut gehen müsse, diemeil er eine solche Unmasse von effektiven Nichtstuern aus seinem Staatsäckel ernähren konnte. Oder sollten mit dieser Einrichtung nur die arbeitslosen und arbeitscheuen Mussolini-Anhänger auf „anständige“ Art untergebracht werden? Möglich, — sogar, wie es schien, wahrscheinlich. Und daraus erklärt sich weiterhin auch das pausbäckige, wohlbeleibte Aussehen dieser Leute. Mussolini macht mit ihnen die beste Propaganda für seine Sache. „Denn“ — so muß sich jeder Late doch unwillkürlich sagen — „wenn diese Leute so gut im Futterzustande sind, dann muß zweifelsohne hinter dem ganzen Faschismus auch was Vernünftiges stecken!“ Das berühmte „dolce far niente“, — von dem ich im weiteren Verlauf unserer Reise allerdings so gut wie nichts bemerkt habe — schien sich durch Mussolinis Schwarzhemden über ganz Italien verbreiten zu sollen. Nun gut, dachte ich mir, wir werden ja sehen. Wenn es eine Regierung, sie mag sein, welche sie wolle, ob rechts oder links, monarchisch oder republikanisch, fertig bringt, ihr Volk durch „süßes Nichtstun“ satt und zufrieden zu machen, dann gehört ihrem System meine unbedingte Zustimmung. Allerdings muß ich gestehen, daß mich gleich beim ersten Anblick dieser Würdenträger ein leiser Zweifel ankroch. Aber das war vielleicht unberechtigt. Jedenfalls hatte ich mich zunächst mit der Feststellung der Tatsache zu begnügen, daß diese uniformierten Nutzenbündler durchaus den Anschein einer selbstzufriedenen und sorgenlosen Satttheit erweckten.

Uebrigens geschah auf dieser Station am Brenner noch etwas, was ich der Kuriosität halber nicht unterschlagen möchte.

Beim Anblick der zwei Faschisten nämlich fragte mich meine Frau, welche mir gegenüber saß, was denn das für Leute seien. Ich gab ihr Bescheid, und weil wir über die Breite unseres Abteils sprechen mußten, hörten es natürlich auch die anderen. Schließlic lag ja auch weder in der Frage noch in der Antwort ein Geheimnis, sodaß es uns gleichgültig sein konnte, ob auf uns gehört wurde oder nicht. Zudem nahm ich an, daß diese Leute aus den Zeitungen bereits allen Mitreisenden zur Genüge bekannt waren und warf daher meinen Bescheid wie etwas Selbstverständliches hin. Ja, ich muß gestehen, daß mich — dumm, wie man nun einmal bleibt — die Frage meiner Frau ein wenig genierte, weshalb meine Antwort verhältnismäßig leise ausfiel. Immerhin doch aber so, daß sie allgemein verstanden werden konnte.

Einige Minuten später höre ich plötzlich aus der andern, mir schräg gegenüber befindlichen Ecke, in welcher die junge Frau des Juristen oder Bürgermeisters saß, genau die gleiche Frage: „Sag mal, was sind denn das da für Leute?“

Der junggebackene Ghemann und würdige Amtsgerichtsrat oder Oberbürgermeister reckte den Hals, stand auf und sagte dann mit dem Brustton tieffster Ueberzeugung: „Das sind italienische . . . (und nun gewichtig, mit Betonung jeder einzelnen Silbe) . . . Ca—ra—bi—ni—ééé . . . ri, — Rind.“

Diese Antwort hatte ja nun an sich absolut nichts besonderes oder gar lächerliches. Warum soll einer nicht sagen, daß das Carabinieri sind, wenn er davon überzeugt ist? Nur die Art und Weise, wie es herauskam, der selbstbewußte, dozierende Ton und die näheren Begleitumstände bewirkten, daß sich dieser an sich so unbedeutende Vorfall unverwischbar in mir einprägte.

Man bedenke nämlich, daß sich dieser schon zu den älteren Semestern zählende Herr auf der Hochzeitsreise befand und daß es wohl kaum eine Gelegenheit gibt, die einem Liebhaber willkommenere wäre, als im gegebenen Moment seine körperlichen oder geistigen Vorzüge vor seinem Bräutchen oder seinem jungen Weibe brillieren zu lassen. Man gewinnt dadurch an „Achtung“ und „Ansehen“ und . . . erwirbt sich durch solche „unauffällig“ zur Schau getragenen „Kenntnisse“ auf „allen“ Gebieten den dominierenden Einfluß in der Ehe. Besonders wenn man mit einer jungen Frau auf die Hochzeitsreise geht, d. h. mit andern Worten, wenn sie, die junge Frau, zum ersten Male mit einem immerhin doch noch fremden Manne ins Leben tritt, dann hat er unbedingt die Pflicht, sich in jeder Beziehung als „Mann“, als . . . der Ueberlegene und Erfahrenere zu präsentieren, dem sie sich unbesorgt anvertrauen kann. Man muß, kurz gesagt, — imponieren, und zwar eines Theils ihretz, dann aber auch — seiner Selbst wegen. Denn: So alt der Mann auch wird, — führt er ein junges Weib ins Leben ein, dann kommt immer so etwas wie Verantwortungsgefühl, welches stets gepaart auftritt mit dem tief innerlichen Bewußtsein der eigenen Schwäche und Unvollkommenheit. Aber gerade dieses peinigende Bewußtsein gilt es geschickt zu kaschieren. Und schließlich noch eins: In den ersten Tagen und Wochen einer jungen Ehe fühlt sich jeder Mann, sobald er daran erinnert wird, daß er jetzt „Gatte“ ist — und das wird er ja doch leider Gottes andauernd! — vor sich selbst ausgesprochen . . . komisch . . . (Uebrigens genau so, wenn er zum ersten Male Vater wird.) Diesem insamen Gefühle der Lächerlichkeit vor sich selbst gilt es natürlich auch mit allen Mitteln zu Leibe zu rücken. Man muß es — kurz gesagt, — erdrosseln!

Eins der probatesten Mitteln, diesen inneren Schabernack möglichst gründlich zu überwinden und damit gleichzeitig die erforderliche Achtung auf der anderen Seite hervorzurufen, ist das Glänzen vor anderen in Gegenwart der Geliebten. Und eben hierzu bot sich jenem Landgerichtsrat oder besoldeten Stadtrat gerade jetzt die passendste Gelegenheit.

Ich hatte mir erlaubt zu sagen „Faschist.“ — Unsinn! — Sieh mich an, ich weiß das besser. „Das ist ein italienischer — Ca—ra—bi—ni—ééé—ri!“ Schon der Tonfall, in welchem dieses eine Wort gleichsam mit martialischer Heldenstimme über das Gehege seiner Zähne rollte! Und dazu die imponierende Kampfesstellung, welche allein schon den Gegner in die Kniee zwang und jeden Widerspruch

im Reime erstickte. Nichtswürdig, ja brutal wäre es gewesen, ihm diesen glänzenden Sieg zu entreißen, ganz zu schweigen davon, daß für mich, als dem bedeutend Jüngeren, eine diesbezügliche Korrektur im höchsten Grade unpassend gewesen wäre. Ich ließ ihm also seinen Sieg und begnügte mich, zum Fenster hinaus zu sehen und in mich hinein zu lächeln; nicht einmal so sehr über ihn, als über mich selbst in dem Gedanken, daß ich vor nunmehr zwölf Jahren ganz gewiß auch durch ein solches Gebahren die heimliche Spottlust der anderen herausgefordert hatte. Ueberdies: Was war dabei? Die Komik der Situation kam ja doch nur daher, daß etwas geschehen war, — was typisch männlich ist.

Der Mann, wenn er sich in Positur stellt, um vor sich und der Geliebten Eindruck zu schinden, gleicht doch, so kam es mir unwillkürlich in den Sinn, aufs Haar einem jungen Hahn, den man hat laufen lassen und dessen Vorgesehten die feinfühligsten Menschen im Winter abgeschlachtet haben. Wenn der Frühling kommt, geht er daran, sich das Feld zu erobern und den Hühnerhof unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Man sehe nur genau zu, wie das gemacht wird! Unser Hahn nämlich stellt sich dann mit Vorliebe mitten in die Sonne, damit das Gefieder recht vorteilhaft leuchtet, verdreht den Hals bald hierherum, bald daherum, rollt mit den Augen und schwellt sich den Kamm, sträubt die Flügel nach unten und beginnt seinen kuriosen, nicht gerade graziösen Tanz, welchen er selbst sicherlich bezaubernd findet.

Die Kinder, wenn sie ihren jungen Hahn so sehen, lachen natürlich aus vollem Halse, so zwar, daß der erschreckte Hahn oft seinen Negertanz beleidigt unterbricht. Kinder sind nun einmal wenig zartfühlend. Die Aelteren hingegen lächeln nur still vor sich hin; denn sie wissen um die tiefere Bewandnis. — Und endlich gibt es solche, die noch tiefer sehen. Bei ihnen ist das Lächeln mit einem tiefen Ernst verknüpft, weil sie wissen, daß der eigentliche Urheber dieser drolligen Bewegungen jener Trieb ist, der mit seinen Folgen immer von neuem den Tod überwindet. —

Was wir um die Mittagszeit herum von Ruffstein her bis etwa nach Innsbruck hinauf erlebt hatten, war, wie sich nun zeigen sollte, gleichsam erst die Overtüre zu jener großen Frühlingssymphonie gewesen, an der wir vom Brenner aus teil haben sollten.

Durch weite, grüne Wiesen fuhren wir jetzt bergab mit der Eisack um die Wette. Fast von Minute zu Minute wurden die Triften grüner und belebten sich mit bunten Frühlingsblumen. Schon bei der ersten Station hinter dem Brenner, dem malerisch gelegenen Sterzing, nickten uns die ersten Margeritten zu. Auf steilen Felsen lagen alte, verwitterte Burgen, die der Frühling weiß Gott wie oft schon aus ihrer mürrischen Isoliertheit herauszulocken versucht hatte. Die Weinberge mit ihren knorrigen, dunkelbraunen Stöcken sahen noch griesgrämig und wintermüde drein. Dafür aber fanden wir bei der natürlich jetzt auf italienisch umgetauften Franzensfeste, welche das hier einmündende Pustertal beherrscht, die bräutlichen Birken schon in ihrem schönsten Schmuck, und auch die Buchen wagten sich bereits mit ihrem prachtvollen, augenerquickenden Grün hervor. Und gar unweit dahinter, bei der fürst-

bischöflichen Burg zwischen dem Bahnhof Brixen und der Mündung der aus dem Pustertale kommenden Rienz in den stahlblauen Eisack blühten schon die ersten Mandelbäumchen.

Und nun fuhren wir geradezu in das Blühen hinein. Bei Klausen begegneten uns ganze Kirschalleen in üppigster Blüte, und bei Bozen gar waren wir mitten drin im entzückendsten Frühling. Ein wahres Blütenmeer umgab uns: Kirschen und Pflaumen mit ihrem schneeigen Weiß und dazwischen wie duftige Tupfen die rötlichen Aprikosen und zarten Pfirsiche. Auch die Äpfel standen schon hoch in der Knospe. Diese Obstsorte ist ja hier eigentlich zu Hause. In riesigen, fast unabsehbaren Komplexen wird sie angebaut und nicht ein einziger Baum, der auf dieser Erde nicht zu seinem Recht gekommen wäre. Lauter kernige, gesunde Stämme mit weitausladenden, breiten Kronen, von welchen zu ernten eine wahre Lust sein muß. Auch die bis auf den knorrigen Stamm zurückgeschnittenen Weinstöcke zwischen den terrassenförmig ansteigenden, malerischen Mauern begannen schon zu treiben. Anscheinend ließ man überall nur einen einzigen Trieb laufen, teils an Stöcken hoch, teils über laubenartig verbundenes, hölzernes Gitterwerk. Gries-Bozen, das gegen Norden und Westen durch die Deztaler und Ortler-Alpen, gegen Osten durch die zerklüftete, wild aufstrebende Dolomitenkette vor rauhen Winden geschützt liegt, ist ja auch mit seiner ozonhaltigen Hochgebirgsluft und seinem gesunden, nährkräftigen Boden ein wahres Eldorado. Und über dem schimmernden Blütenmeer und dem lieblich gelegenen Städtchen mit seinen altertümlichen Tiroler Häusern, funkelten und leuchteten hoch oben, wie Wolkengebilde, die sonnenbeschiedenen, erdfernen Gipfel der Schlern und des Rosengartens, während gegenüber, auf der Seite nach Gries zu, massig und schwer, der lange, schneebedeckte Rücken des Mandelgebirges den ernstesten Grundaccord zu diesem symphonischen Orchester bildete. Und gleich einer Fermata, gleich einem Ausrufungszeichen, das diese feierlich, getragenen Akkorde noch unterstrich, stand der Gantkofel wie ein Sieger auf dem gekrümmten Rücken des Besiegten und schien seinen Bettern und Brüdern drüben bei den Dolomiten freundlich majestätisch zuzunicken. Es war ein Klingen von Unten nach Oben und ein Zurückfluten wieder von Oben nach Unten in dieser unglaublich schönen Natur, daß es uns ganz selbstverständlich und natürlich erschien, als plötzlich die Glocken der alten Pfarrkirche zu läuten begannen und somit auch die Menschen einstimmten in jenen Sang, der nach getanem Werk am Sonntag Abend den ewig gütigen Schöpfer preist.

Als wir Bozen verließen, krochen leider schon die langen blauen Schatten von den Bergen herunter über Wälder und Felder, und ein silberner Schleier hob sich feenhaft von Wiesen und Gründen. Wild schäumte der Eisack, als brenne er vor Ungeduld, sich noch vor Nacht mit der Etsch zu vereinen. Doch während hier unten die Dämmerung und der Abend Hand in Hand über Land schritten, leuchteten droben die zackigen Gipfel und schneeigen Häupter noch lange in sinkender Sonne. Je weiter aber der Glanz sich auf die höchsten Spitzen und Rämme zurückzog, umso tiefer

färbten sich die Schatten hier unten und verschwammen mit dem silbernen Dunst, der von der atmenden Erde aufstieg.

Bald war der dunkelblaue Himmel und die graublauen Gesteinsmassen droben mit ihrem rötlichen oder rostbraunem Schimmer, mit den vereinzeltten Sonnenflecken und leuchtenden Schneeflächen das Einzige, was von all den Farben des Tages noch übrig geblieben war. Aber auch davon verschwand eins nach dem andern, bis schließlich, als wir Trient erreichten, dunkel und weich die Nacht über dem Lande lag.

Wir gingen jetzt in den Speisewagen, wo wir zum ersten Male Gelegenheit hatten, uns mit den Hieroglyphen einer italienischen Speisekarte herumzuplagen. Ein seltsames Völkergemisch hatte sich hier zusammengefunden. Man sprach in allen Zungen: deutsch, englisch, französisch, italienisch, Oesterreicher waren vertreten mit ihrem biedereren, gemüthlichen Jargon und Schweizer, die im Gegensatz zu den letzteren durch ihren eigentümlich breiten und harten Dialekt auffielen. Ein Holländer kämpfte mit dem stockitalienischen Zahlkellner einen aussichtslosen Kampf um ein paar holländische Gulden, für die er durchaus mehr haben wollte, als ihm der Kellner bewilligte und neben uns, auf der anderen Seite des Mittelganges, saß einsam, an einem Tischchen für sich, — Raskke, der unverkennbare. Seine dicken, mit großen Brillanten geschmückten Bratwurst-Finger spielten mit einem zugespitzten Federkiel, jenem zahnreinigenden Instrument, mit dem er ab und an in seinen Bestimmungsart herumstocherte, wobei dann regelmäßig ein schmerzhaftes Geräusch entstand. Anscheinend beabsichtigte dieser menschenfreundliche Herr durch dieses schmalzige Ziehen den anderen Gästen die Speisen noch besonders schmackhaft zu machen. Außerdem hatte er die eigenartige Angewohnheit, aus seiner Semmel Kügelchen zu drehen, die er, wenn sie die nötige Festigkeit und Schwärze erlangt hatten, mit Zuhilfenahme des Mittelfingers und Daumens in die Gegend schob. Ich wundere mich heute noch, daß sich niemand über dieses harmlose Spiel beschwert hat. Jedenfalls konnte er sich's leisten, — was hätte er sich denn überhaupt nicht leisten können?! — und offenbar stand er sich mit dem Zahlkellner vom Mittag her auf bestem Fuße. Ein reichliches Trinkgeld öffnet einem eben alle Chancen, selbst die, schweißgetränkte Semmelkügelchen als Beilage in anderer Suppen zu schnippen. Es gibt ja nun zwar auch noch eine andere Bestimmung des Weißbrötchens — ich denke da besonders an Kinder und Kranke, — aber . . . mein Gott . . . wer sich's leisten kann! Heute ist ja das nicht mehr so wie im Kriege, wo die vorhandene Brotmenge auf den Kopf der Bevölkerung verteilt wurde, heute kann sich, wer Geld hat, Weißbrot kaufen, soviel er will. Der Begriff von der Solidarität ist aufgehoben. Was hat sich Raskke um die zu kümmern, für welche ein winziges Weißbrötchen mehr bedeutet als eine knetbare Masse zum Kugeldrehen? — Schieß' nur ruhig weiter, Raskke! Einmal werden all diese Kügelchen auf dich zurückfallen wie glühende Meteore und es wird sein Heulen und Zähneklappern.

Dieses dicke, befleischte Ungeheuer saß tatsächlich als einziger allein an seinem Tisch. Dieser befand sich außerhalb der anderen,

d. h. er stand nicht zwischen ihnen, sondern er eröffnete die Reihe der Kleinen, welche nur für 2 Personen bestimmt waren. Dadurch schließlich noch, daß der jenem Menschen gegenüber befindliche Platz und Stuhl frei blieb, wirkte der Abstand zwischen ihm und dem Nachbartisch natürlich nur noch größer.

Ich muß gestehen, daß mir das ganze große, europäische Problem niemals klarer und deutlicher vor Augen getreten ist, als in diesem Moment.

Auf der einen Seite nämlich die Völker: Engländer, Franzosen, Deutsche, Holländer, Italiener, — alle einträchtig, harmlos und friedfertig neben einander. Man ist höflich und entgegenkommend und hat keinerlei Ursache, sich das Leben zu vergällen. Man sitzt, ißt, trinkt und spricht unter- und miteinander, nun eben wie Menschen tun, die keine Feindschaft haben. Politik spielt nicht die geringste Rolle, Nationalität nur insofern, als man sich sprachlich besser oder schlechter je nach den noch haften gebliebenen Schulkenntnissen oder sonstigen fremdsprachlichen Übungen verständigen kann. Ein wesentlicher Grund zu ernsthaften Streitigkeiten ist nicht vorhanden. Wenn man trotzdem von einer Gegensätzlichkeit sprechen will, so kann sich diese auf nichts anderes beziehen, als auf die sympathischen und asympatischen Beziehungen von Mensch zu Mensch, wie sie ganz genau so ausgeprägt und hervorstechend unter den Bürgern eines und desselben Staates obwalten. Ja, da diese Beziehungen fast ausschließlich erotischer Natur sind, — „erotisch“ natürlich im weitesten (physischen und psychischen) Sinne — so treten die Gegensätze und abstoßenden Eigenschaften unter den eigenen Stammesgenossen eher noch schärfer und drastischer zutage als zwischen Angehörigen fremder Nationen. Je besser man sich kennt und um die mannigfachen Fehler und Schwächen des andern Bescheid weiß (weil sie nämlich mehr oder weniger zu den eigenen gehören), umso heftiger und leidenschaftlicher zeigt sich auch der erotische Widerwillen. Ein Vater z. B. oder eine Mutter empört sich über nichts so sehr, als gerade über die Fehler des Kindes, welche in der Jugend vielleicht ihre eigenen waren oder — es gar noch sind. Eben zwischen Geschwistern sind wohlweislich gesetzlich verboten und ich weiß aus eigener und mehrfacher Anschauung, daß solche zwischen Verwandten zweiten Grades immer mit einer Art Fluch belastet waren: Entweder kam es zur Scheidung oder, wo die Verhältnisse dies nicht gestatteten, war das innere Band so gelockert, daß von einer „Ehe“ im eigentlichen Sinne kaum mehr die Rede sein konnte. Man kennt sich und die beiderseitigen Familien eben von vornherein viel zu genau, man ist einander wie kristallklare Glas, — und eben das ist von vornherein der Anfang vom Ende. Die Umstellung dieser Erscheinung ergibt die Begründung jenes unendlich weisen Geschehes, das über und in uns waltet und das — um der Erhaltung des Lebens willen — stets darauf aus ist, die Elemente zu mischen und so der Degeneration zu steuern.

Eros, so meinten die Alten, war der Sohn des Mars und der Aphrodite. Lassen sich wohl die metaphysischen Gesetze, denen die Liebe selbst untertan ist, weil sie ihr im Blute liegen, klarer und deutlicher darstellen, als durch dieses unendlich tiefsinnige Symbol?

Woher aber, wenn wesentliche Trennungsmomente nicht vorliegen, kommt es dann, daß diese Völker sich dauernd zerfleischen müssen?

Sehr einfach: — Von dem Dicken da drüben, der allein für sich und abgesondert sitzt, der seine Kügelchen dreht und sie unter die Gesellschaft schießt. Dieses Ungeheuer nämlich ärgert sich im Grunde genommen über seine freiwillige Isoliertheit und umso mehr natürlich auch über die harmlose Fröhlichkeit der andern. Es verdrießt dieses Untier in Menschengestalt nichts so sehr, als der Frieden und das zwanglose Lachen der andern. Selbst friedlos, weil einem ewigen Zwange nach Mehr unterworfen, ist sein Dichten und Trachten einzig darauf gerichtet, die Harmonie zu zerstören. Aber nicht das allein! Es ist noch etwas anderes da, was dieses Wesen zu seinen Bosheiten treibt. Gelingt es ihm nämlich, Unfrieden zu stiften, dann ist der gewünschte Moment für ihn gekommen, den er sucht und der ihm etwas einbringt. Im Trüben läßt sich immer am besten fischen. Darum benötigt das internationale Kapital immer und immer wieder den Krieg und die innerpolitischen Gegensätze, weil es nur so gewinnen, ja weil es nur so bestehen kann. Denn würde es nur ein einziges Mal für kurze Zeit diese Ablenkungsmaßnahmen unterlassen, — in dem Augenblick würde die gesamte Menschheit über diesen Dämon und alleinigen Friedensstörer herfallen und ihn vernichten.

„Na . . . auf Dein Wohl und auf eine glückliche Reise!“

Und wir tranken angesichts des personifizierten Kapitals und dieser friedfertigen, international-europäischen Gesellschaft die erste Flasche italienischen Weins.

Gegen 9 Uhr abends liesen wir in Verona ein, in jener Stadt, die — sollte sie auch einmal von der Erde verschwinden — mit ihrem Namen ewig fortleben wird in jenem Hohenlied von der Liebe zwischen Romeo und Julia. Als ich den Bahnsteig betrat und damit zum ersten Male wieder italienischen Boden unter den Füßen spürte, — um mich die samtne Nacht und über mir in dem ultrablauen Himmel die schimmernden Sterne, — da kamen mir wie auf weichen Flügeln jene Worte in den Sinn, die mich stets zwar, aber noch niemals so innerlich ergriffen hatten wie jetzt, wo ich ihren Sinn in doppelter Bedeutung erlebte:

„O sel'ge, sel'ge Nacht! — Nur fürcht' ich, weil

Mich Nacht umgibt, dies alles sei nur Traum,

Zu schmeichelnd süß, um wirklich zu bestehen.“

Doch nein, es war ja doch greifbare Wirklichkeit, die mich umgab! Jener Mann z. B., der fortwährend am Zuge auf und ab lief und mit melodischer Stimme seine „capezzali“ — seine weißbezogenen Kopfkissen — ausbot, welche man sich für ein geringes die Nacht über bis Florenz leihen konnte. Oder war jener Mann an dem malerisch aufdrapierten, fahrbaren Büffett mit den vier flackernden Fackeln wirklich nur ein Traum? War er ein Diener vielleicht aus dem Hause der Capulets oder Montagues?

Ich trat an den Wagen heran, weil sich die ausgestiegenen Reisenden um ihn herum stauten und ein heftiger Wortwechsel aus dem Knäuel vernehmbar war. Wie sich zeigte, stritt jener Holländer, der

sich im Speisewagen schon unangenehm bemerkbar gemacht hatte, jetzt mit dem Büffettier, weil er für seine paar holländischen Gulden nicht das bekam, was er nach seiner Meinung hätte bekommen müssen.

Also wieder das Geld, das den Streit in die Welt brachte! Ja, weiß Gott, noch immer brennt jener Haß der Capulets und Montagues in der Welt, trotzdem sich schon wer weiß wie oft — wir denken nur an Romeo und Julia — die Liebe geopfert hat, um die Menschen vom Haß zu erlösen. Und von Shakespeares Verona aus spannte sich ein leuchtender Bogen durch die tiefblaue Nacht bis hinüber zu jenem heiligen Berge, auf dem erfüllt wurde die Prophezeiung vom Gottes-Sohne.

Diese Stimmung setzte sich derartig in mir fest, daß ich trotz einer bleiernen Schwere über den Augen keinen Schlaf zu finden vermochte.

Wie denn? Wenn solche Dinge wie Liebe und Menschenveröhnung wirklich immer nur in der Idee bestehen und niemals Aussicht vorhanden ist, sie zu realisieren und die Erde wieder zum Paradies zu machen, hat es denn dann überhaupt noch Sinn und Verstand, um sie zu kämpfen und für sie zu leiden? Wenn Haß und Streit doch immer wieder triumphieren und ganze Völker zu Mördern machen unter dem Zeichen des Kreuzes, wenn eine Erfindung die andere jagt, weil immer jede die andere in der Menschenvernichtung überbieten will, wenn jener Haß der Capulets und Montagues das Evangelium der Welt geworden ist, — tut man dann aus Liebe zur Menschheit nicht besser, diese gräßliche Entwicklung beschleunigen zu helfen, damit dieses rollende Rad möglichst schnell zu seinem Ziele kommt? Jedenfalls, so viel steht fest: Der Krieg muß sich selber überwinden. Es gibt keine andere Möglichkeit, ihn aus der Welt zu schaffen. Erst wenn die Völker bei der bloßen Vorstellung der Mordinstrumente und ihrer Wirkungen erstarren werden, wenn ihnen das Blut stocken und der Atem ausgehen wird bei dem bloßen Gedanken daran, welches fürchterliche, entsetzliche Grauen ein neuer Krieg mit sich bringen muß, erst dann wird es — vielleicht! — so weit sein, daß man doch noch im letzten Moment die Waffe lieber aus der Hand legen wird.

Und während ich dem nachsann, saß mir schräg gegenüber ein junges Weib, das in Innsbruck zu uns gestiegen war. Es war eine Österreicherin, die nach Bologna fuhr, um ihren Mann zu besuchen. In sich zusammengesunken saß sie da, die Arme über Kreuz auf der Lehne und den Kopf vornüber auf die Arme gelehnt. Ich weiß nicht, warum sich dieses Bild tiefster Ermüdung und tiefsten Schlafbedürfnisses so eng und innig mit meinem Grübeln verband, daß ich ein Blatt Papier hervorholen mußte, um es festzuhalten. Aber es war nicht leicht, diese Schlafende zu zeichnen, denn ihr Körper veränderte ob der unbequemen Lage fortwährend seine Haltung. Dabei schlief sie weiter, und es war eigenartig zu sehen, wie dieser ungebundene Körper immer aufs neue seinen Unwillen über die schlechte Lage kundtat, in welcher er sich befand. Mit brüsker Naivität warf er sich von einer Seite auf die andere, je nachdem der Druck, die Quetschung oder Blutstockung ihm vorschrieb. Endlich — wir waren bereits in Mantua — war es mir doch geglückt, ihn

flüchtig zu skizzieren. Und nun liegt dieses Blatt unter meinen Papieren wie ein Bild des Jammers: — Die europäische Menschheit schläft in tiefer Ermattung. Sie hat den Kopf vornüber gebeugt wie einer, der das Beil des Henkers erwartet und sie ist eingeschlafen darüber, weil die seelischen Ängste zu lange schon währten, und die Abspannung zu groß war, um sich noch länger gegen den Schlaf zu wehren. Und nun träumt sie vom Henker, — die Reflexbewegungen ihres Körpers deuten darauf hin, — doch die Ermattung ist zu riesengroß, als daß sie sich erlassen könnte. Ihr Körper folgt instinktiv dem rasend dahinfliegenden Tempo des Zuges. Seine Eigengeschwindigkeit ist aufgehoben. Er sowohl wie alle andern, die wir uns in diesem Abteil befinden, sind willenlos anheimgegeben jenem sauchenden Etwas, das uns im Prestotempo mit sich trägt. Vielleicht ist es wirklich das beste zu . . . schlafen, damit, wenn das Unheil über uns kommt, — und, es muß ja kommen! — der Tod uns schlafend findet.

„ . . . Sterben — schlafen —
Nichts weiter! — und zu wissen, daß ein Schlaf
Das Herzweh und die tausend Stöße endet,
Die unsres Fleisches Erbteil — 's ist ein Ziel,
Aufs innigste zu wünschen . . . “

Diese Stimmung verdichtete sich derart, daß ich mich ganz im Ernst fragte, ob ein Erwachen dieser vom Schlaf umfangenen und ermatteten Menschheit überhaupt noch möglich, ob es ihr nicht vielmehr das dienlichere sei, sie schlafen zu lassen, bis . . .

Da fuhren wir in Bologna ein. Und als hätte ein Gott ihr in den Schlaf hinein das Ziel ihrer Reise leidhaft vor Augen gestellt, so fuhr diese Frau, kaum daß wir hielten, aus ihrer Betäubung empor, sprang, auf, strich sich die wirren Haare zurück, ihr Körper straffte sich und schon winkte sie glückstrahlend ihrem Gatten zu der sie auf dem Bahnsteig erwartete. Im Handumdrehen war das Gepäck hinausgegeben, alle Schwere, die eben noch auf ihr lastete, war gewichen und leicht beschwingt flog sie in die Arme der Liebe.

Glückliches Weib, das du die Stunde im Schlafe fühlst, wenn du erwachen mußt! —

In Bologna hatten wir fast eine ganze Stunde Aufenthalt, einmal wegen des erneuten Maschinenwechsels, vor allem aber wohl deswegen, weil die vor uns liegende Strecke bis Pistoia erst von allen Stationen aus frei gemeldet werden mußte. Diese Fahrt nämlich quer durch das Apenninengebirge dauert beinahe zwei Stunden und geht, bis auf wenige und immer nur ganz kurze, oft nur momentweise Unterbrechungen, fast durchweg unterirdisch. Wie die Maulwürfe haben die Italiener, diese prädestinierten Steinarbeiter, zwischen den beiden vorgenannten Städten das Gebirge durchwühlt, eine Leistung, die jenen Eisenbahnbauten, welche wir Tags zuvor bei unserer Fahrt durch die Alpen angestaunt und bewundert hatten, mindestens gleichkam. Hier spielte die Gestaltung der Erdoberfläche tatsächlich keine Rolle mehr. Man hatte ganz einfach horizontal einen mächtigen Gebirgszug in seiner ganzen Breite durchhöhl.

Doch ich werde an anderer Stelle noch auf diese bemerkenswerte Strecke zu sprechen kommen. Diesmal entging mir das alles, denn kaum setzte sich der Zug wieder in Bewegung, als eine unerhörte, ohnmächtige Würdigkeit über mich kam und mich mehr in eine Art von Bewußtlosigkeit als in Schlaf versenkte. Im Kriege hatte man diese maßlose Ermattung wer weiß wie oft erlebt. Sie tritt dann ein, wenn der eigentliche, ich möchte sagen, fieberhaft hellhörige und schlaflose Übermüdungszustand bereits überwunden ist, wenn die Verbindungen der einzelnen Gehirnzentren plötzlich aussetzen und ihren Dienst quittieren. „Es reißt uns dann einfach weg.“ Wir sind trotz Aufbietung selbst der größten Energie nicht mehr imstande, dem simpelsten Gedankengange zu folgen. Ich muß gestehen, daß mir dieser Zustand nicht unsympathisch ist, weil er im Unterbewußtsein von einem Gefühle innerer Befriedigung begleitet wird über das, was man während des überlangen Wachseins hinter sich gebracht hat. — Wenn der Tod unter ähnlichen Empfindungen eintritt, dann müßte man eigentlich mit brennender Sehnsucht auf diesen einzigen Moment größter und tiefster Befriedigung wie auf die Erfüllung des höchsten Wunsches hinleben. Freilich: Ein solches Ende erfordert täglich und stündlich eine so immense Kraft, eine so gewaltige Selbstüberwindung und geistige Konzentration, ein so zielbewußtes permanentes Wollen, über die kleinlichen und vergänglichsten Dinge des Alltags hinaus in die ewigen Gründe zu kommen, daß nur die in den ungestörten Genuß jenes höchsten Augenblickes gelangen, welche ihr Leben einrichten nach jenem Wort: „Was der Mensch säet, das wird er ernten. Wer auf sein Fleisch säet, der wird von dem Fleisch das Verderben ernten. Wer aber auf den Geist säet, der . . .“

Ich muß an die zwei Stunden fest geschlafen haben; denn als ich geweckt wurde, dämmerte bereits der junge Tag und die ganze lange Strecke mit ihren ungezählten Tunnels lag hinter uns. Schwer war dieses Erwachen und es haftete ihm noch jene Stimmung an, welche mir und den Meinen zu Haus so oft den Morgen und damit oft den ganzen Tag verstört hatte: Jene trübe, mürrische, gehässige und zank süchtige Verfassung, die an allem und allen etwas auszusetzen und zu bemäkeln hat und die sich darum am liebsten mit wahrer Wollust irgend einen Menschen oder irgend eine Einrichtung vorknöpft, woran sie ihr Mütchen kühlen und ihren schwarzen Groll auslassen kann. Merkwürdig, daß einem in solchen Momenten immer gerade „die“ Menschen und „die“ Zustände einfallen müssen, die eine solche boshafte Behandlung verdienen, oder sie wenigstens für den Moment zu verdienen scheinen. Es ist, als ob die Bosheit die Bosheit anzieht, oder als ob die uns beständig umgebenden dämonischen Kräfte und Wellen nur auf die Gelegenheit gelauert hätten, um in uns einzudringen. Die eigene Bosheit legt dann gleichsam die Wälle nieder, gegen die jene schwarzen Geister sonst vergeblich Sturm laufen, und mit wildem Freudengehöl dringen sie nun auf uns ein. Es gibt keine Worte und keine Gedanken, welche böser und gehässiger wären als die in solchen Momenten ans Licht gebrachten; die ganze Hölle mit allen ihren Schlichkeiten wird dann auf einmal in uns los.

Was habe ich gegen diese Zustände schon angekämpft! Das probateste und wirksamste Mittel ihrer Herr zu werden ist, in aller Herrgottsfrühe sich aufzuraffen und umgehend eine Arbeit zu übernehmen, die uns voll und ganz in Anspruch nimmt. Erwacht dann der eigentliche Tag mit seinen Mühen und Plagen und seinem geschäftlichen Lärm um nichts, dann bringen wir schon das ruhig und sicher machende Gefühl einer Leistung und Überwindung mit. Der Mensch wird nun einmal erst durch Arbeit Optimist.

Mag sein, daß der Deutsche, überhaupt der Nordländer, unter dieser giftgalligen Morgenstimmung besonders zu leiden hat. „Wenn man hier oben erwacht“, so pflegte uns Terzianern ein verehrungswürdiger Lehrer sein Leid zu klagen, „und man sieht in diese graue Dämmerung, — alles, alles grau in grau, — dann packt uns ein solches Grauen vor dem neuen, grau in grau herausziehenden Tag, daß wir vor dieser jammervollen Welt die Augen am liebsten auf ewig schließen möchten. — Da unten freilich (und damit meinte er Italien, wovon er jedesmal mit seltsamer Rührung sprach), . . . da unten freilich ist's anders!“ Und wie in traumhaft-glückseliger Versunkenheit sprach er dann jene Verse aus der „Nausikaa“ vor sich hin, die ihm als der Inbegriff des Landes seiner nimmermüden Sehnsucht erschienen.

„Ein weißer Glanz ruht über Land und Meer,
Und duftend schwebt der Äther ohne Wolken.“

„Entschuldige“, sagte meine Frau, als ich mich mühsam erraffte und in alter Gewohnheit gleich wieder in jenen mürrisch-knurrigen Ton versiel, „entschuldige bitte, aber ich mußte dich wecken, denn sieh, wie wunderbar schön es da draußen ist.“

Und noch halb im Schlaf ließ ich nun die unendlich reizvolle Landschaft wie ein duftiges Traumbild an mir vorüberziehen.

Noch lagen die großen und kleinen Ortschaften und die wie über das ganze Land hin verstreuten Gehöfte und Häuser eingebettet in die unabsehbaren Wein- und Obstplantagen in tiefem Schlaf. Schlank und rank gleich stolzen Obeslischen reckten sich da und dort Italiens Bäume, die dunklen Zypressen, und gleich einem silbernen Band floß der Arno durch diese zauberhaft schöne Landschaft. Mir war, als müßte ich dort drüben am Ufer entlang Berrocchios vornehmen Florentinerjüngling, den Tobias, zwischen den Erzengeln einhererschreiten sehn. Den schillernden Fisch wie einen Dolch grazios an der Linken, gleicht er aufs Haar einem Fähnrich zur See, dem Mutter und Schwestern noch ein Stück das Geleit geben. — Mit kreisrunden, weitausladenden Kronen, gleich dem Dach eines Pavillons, grüßten uns ernst und feierlich die ersten Pinien. Malerisch zwischen Olivenheinen gelegene Burgen und Schlösser krönten die Berge, während am Horizont die weichen Gebirgsformen des Apennin dieses unübertreffliche Bild umrahmten. Und über dem allen lag jenes überirdisch weiche, weiße, wie eine Glasur alle Formen und Farben überziehende Licht. Düstig weißblau war der Himmel. Über alle Härten und Kanten flossen verschmelzend mit aquarellistischer Wärme die gedämpften Farben. Wie ein vermunschenes Schloß aus den 1001 Nächten lag Montemurlo auf halber Höhe und schien auf den jungen Prinzen zu warten, der

die alte Burg wieder mit neuem Leben erfüllen sollte. Und so immer weiter am Fuße des Apennin entlang, dessen schneeige Gipfel als die ersten markanten Flächen aus dem weichen Dufte hervortraten, indessen hier unten die gelblichen und rötlichen Häuser, die üppig blühenden, über lange, saffrangelbe Mauern hängenden Glinzinen mit ihrem lichten Blau und dunklen Violett und die wie mit Schnee bedeckten Blütenbäume sich zu immer deutlicherer, pastellartiger Klarheit durchdrangen. Es war ein Morgen, wie ich ihn in dieser zwischen Traum und Wachen gleichsam schwebenden Schönheit und Eigenart je erlebt zu haben mich nicht entsinnen kann.

Immer üppiger und fruchtbarer wurde das Land. Immer mannigfaltiger wurde der Anbau auf immer kleiner werdenden Flächen, die Häuser und Gehöfte drängten sich immer dichter zusammen, breite Straßen kreuzten und querten das Land, schon sah man Männer und Frauen, welche auf hohen zweirädrigen Karren, hoch beladen, in unserer Richtung dahinfuhren, vornehme Villen in geheimnisvollen Gärten tauchten auf, immer enger drängten sich die Häuser an die Ufer des Arno, schon ging ein Weben und Schweben durch den duftigen Schleier und als wir Florenz erreichten, brach siegend und leuchtend, wie ein Jubelaccord, die Sonne durch. —
Bella Firenze!

florenz

Es ist über Florenz und seine Geschichte, über seine architektonischen Bauwerke und unermesslichen Kunstschätze, über seine Kirchen und Paläste und Plätze, schließlich auch über seine Umgebung schon so viel geschrieben worden, daß mir „fast nichts zu tun mehr übrig bleibt“, wie Gretchen im „Faust“ sagt.

„Fast“ nichts, — sehr richtig! — denn jeder literarische Versuch, diese einzige Stadt erschöpfend zu behandeln, sei es vom Standpunkt der Wissenschaft oder der Kunst, bleibt ja doch immer nur eine Annäherung, die sofort zunichte wird, sobald die Geliebte sich entzieht. Und da eine solche Annäherung von den denkbar verschiedensten Seiten aus erfolgen kann, je nach der inneren Konstellation und dem Temperament des Liebhabers, die Geliebte selbst außerdem sich jedem Freier von einer anderen Seite zeigt, so wird es auch immer wieder Dinge geben, welche der eine gesehen hat und der andere nicht, oder sagen wir, welche der eine anders gesehen hat als der andere. Dabei muß es dahingestellt bleiben, welches Auge und welcher Eindruck der richtige ist. Noch zweifelhafter im Hinblick auf das Endgültige und Umfassende verhält es sich mit dem Ausdruck, dieweil ein solcher sich ja zufolge unserer menschlichen Unvollkommenheit und Schwäche fast niemals mit dem eigentlichen Eindruck, den wir empfangen haben, deckt. Farben und Worte, Töne und Marmor, sobald wir sie in den Dienst einer Idee stellen, hinken immer nur jenem Urbilde nach, das sie niemals, niemals erreichen können. Und wenn wir gar von der Wahrheit reden wollen, als von dem Letzten aller Dinge, so ist sie eben überall und nirgends zugleich. Einen Zipfel ihres Gewandes kann nur der erfassen, welcher mit nach Innen gerichteten Sinnen auf die Stimme seiner Seele horcht und — völlig abgewandt vom Außen — mit seinen bescheidenen Mitteln und Kräften wenigstens annähernd das widerzugeben versucht, was in ihm in zartesten Formen Gestaltung gewonnen.

Dieser Gedanke an die maßlose Vielfältigkeit jedes Dinges und an seine unendliche Ausdrucksmöglichkeit, dieser Gedanke an die ewig neuen Permutationen des Lebens gibt mir auch die Kraft und den Schwung, mich an etwas heranzuwagen, was schon so viele vor mir als Vorwurf ihres Schaffens sich ausgewählt und bewältigt haben. Ich weiß aber, daß man

in ihre Reihen zu treten berechtigt ist, wenn man von nichts anderem beseelt ist, als von dem heiligen Willen, rein und unbesleckt das eigenste Erleben gemäß seiner Veranlagung als Dichter, Maler usw. zu reproduzieren. Schaffen ist Hören-können, und „Hören ist Gehorchen“, wie Schahrazad immer wiederholt. Fragt man nun weiter noch: Wem gehorchen? — und gibt sich selbst darauf die einzig mögliche Antwort, dann ist mit diesen wenigen Worten das ganze, vielumstrittene Problem der Kunst gelöst.

Mir ist bewußt, daß ich mich bei dieser — um mit Kierkegaard zu reden — „nichtsagenden Einleitung“ eigentlich schon viel zu lange aufhalte, zumal man mit abstrakten Erörterungen niemandem dienen kann. Wenn ich mich dennoch dazu habe verleiten lassen, so lag das vornehmlich an dem Stoff, in den ich jetzt hineinsteige. Denn es gibt wohl kaum ein Stück Erde, auf welchem mit so elementarer Leidenschaft um die Kunst und um all das, was irgendwie mit ihr verwandt ist, gestritten und geeifert worden ist wie in Florenz. Diese Stadt scheint nachgerade der Humusboden für alles Keimende gewesen zu sein. Angefangen von Giotto und Dante, jenen beiden mächtigen Grundpfeilern und eigentlichen Erregern der Renaissance, geht es weiter über die großen Führer der Vorrenaissance — Masaccio und Mantegna —, über den tropenhaft aufschießenden Malerwald der Frührenaissance mit seinen überragenden Kronen, Luca Signorelli und Donatello, bis hinauf zu jenem fernsten — allerfernsten Gipfel der Hochrenaissance: Michelagnolo. Daß ein solcher immenser Schaffenstrieb, wie er sich hier ausgewirkt hat, seine Parallelercheinungen auch auf den angrenzenden Gebieten haben mußte, versteht sich von selbst. Und so sehen wir denn ja auch in kirchlichen Dingen den unerbittlichen Eiferer Savonarola, in politischen den mephistophelisch-scharfsinnigen Machiavelli, und alles dies zusammen gleichsam in jenem Glanze sich bewegen, der anziehend und abstoßend zugleich von den Mediceern ausging. Und eben die Lösung dieser Frage nach der Wechselwirkung zwischen Kultur und geistigem Leben auf der einen und einer schwindelhaften Anhäufung des Kapitals auf der anderen Seite war es, die ich hier in Florenz angesichts der Tatsachen zu finden hoffte. Jenes „Hören ist Gehorchen“ war hier gewissermaßen auf den Gipfel getrieben worden, auf einen Gipfel nämlich, der zwei Spitzen hat, die einander gegenüber stehen: Gott und Kapital oder Christ und Antichrist.

Ich kann wohl behaupten, daß mir diese Stadt mit ihren neitaus meisten Kunstschätzen hinlänglich bekannt war, bevor ich mit eigenen Füßen ihren Boden betrat. Teils aus Abhandlungen, teils aus Reproduktionen kannte ich sie fast alle, jene Benozzo Gozzolis, Filippino Lippi und Ghirlandaios, jene Botticellis und Raffaels und was der Namen mehr sind. Aber nicht sie allein und ihre Bedeutung in der Entwicklung der Malerei waren mir gegenwärtig, sondern ebenso natürlich auch der Dom mit Giotto's Campanille, die Piazza della Signoria mit dem Palazzo vecchio und der allbekanntesten Loggia dei Lanzi, der Pitti-Palast und Ponte vecchio, ja im großen und ganzen auch der Stadtplan und die Lage der wichtigsten Erscheinungen zueinander. Trotz alledem jedoch fehlte mir das wichtigste, nämlich das persön-

liche Band, das direkte Verhältnis zu den Dingen, — ja, ihre unendliche Mannigfaltigkeit verwirrte mich eher, denn daß sie, konzentrisch packend, mich gefördert hätte. Und wenn ich im Anfange dieses Abschnittes gesagt habe, daß mir „fast nichts zu tun mehr übrig bleibt“, weil schon alles gesagt, beinahe über alles geschrieben worden ist, so bleibt mir eben doch noch jenes Eine: nämlich die persönliche Verbindung herzustellen, ohne die nichts ist, was ist. Man mag eine Stadt vom geistigen Ansehen auch noch so gut kennen, unsere eigentliche Vermählung mit ihr findet erst statt, wenn die fremden Hüllen, mit denen wir sie sahen, von ihr abgefallen sind und das Mysterium der Einswerdung sich vollzogen hat.

Doch ehe ich mit meinen eigentlichen Aufzeichnungen beginne, muß ich — so kurios es auch erscheinen mag — noch etwas anderes vorwegnehmen, was mich aus einem mir noch heute völlig unerklärlichen Grunde während meines ganzen Aufenthaltes in Florenz verfolgt hat, und zwar ist das der Name — Dostojewski.

Daß dieser nach Shakespeare unstrittig größte Schriftsteller hier gelebt und an seinen „Idioten“ gearbeitet hat, gab diesem Firenze einen ganz eigenartigen Unterton. Eine Erklärung für diese merkwürdige Gedankenverbindung zu geben, bin ich — wie gesagt — vorläufig noch nicht imstande. Ich bin aber überzeugt, daß sich das Rätsel im weiteren Verlaufe dieser Niederschrift von selbst lösen wird und ich bin weiterhin überzeugt, daß das, was diese Ideenassoziation in mir hervorgerufen hat, in ursächlichem Zusammenhange steht mit dem Kernpunkte meiner Florentiner Erlebnisse. Auch die Wesensart dieses Kernpunktes — ich habe keinen Grund, das zu verheimlichen — ist mir heute noch keineswegs klar erkennbar. Aber darin legt ja eben der eigentliche Wert einer solchen Arbeit, daß man sich selbst eben durch sie zur Klarheit hindurchringt und heranzubildet. Es hat noch niemand ein Problem mit einer vorgeschafften Meinung gelöst. Probleme lösen sich aus sich selbst heraus; es kommt nur darauf an, ihre Teile in die richtige Beziehung zu einander zu bringen. Und eben diese beiden Teile sind für mich speziell im vorliegenden Falle Florenz und Dostojewski, oder mit anderen Worten: Die Renaissance und „der Idiot“.

Doch warten wir ab, wie sich die Dinge mischen werden. Auf jeden Fall hat das vorangegangene Geständnis auch sein Gutes, da es nämlich dem Leser zeigt, daß er sich in genau der gleichen Lage befindet wie ich, insofern wir beide nicht vorweg greifen dürfen, uns vielmehr durch die Erscheinungen selbst und ihre organische Aufeinanderfolge zum Ende leiten lassen müssen. —

Unser Einzug in Florenz war grenzenlos nüchtern, nüchtern in des Wortes eigenster Bedeutung. Er hätte es nicht zu sein brauchen; denn wenn wir geahnt hätten, was uns bevorstand, hätten wir ganz gewiß zunächst mal in der Bahnhofswirtschaft gefrühstückt. Anstatt dessen fuhren wir gleich ins Hotel, das ich vorgesehen, und mußten hier erfahren, daß wir auf ein frei werdendes Zimmer kaum zu rechnen haben würden. „Aber Sie können ja in zwei Stunden noch mal wiederkommen,“ hieß es „vielleicht wird doch noch was frei.“ Als ich mich schüchtern darnach erkundigte, ob wir denn nicht wenigstens hier frühstücken könnten, zuckte man gleich-

gültig die Achseln und meinte, daß man um diese Zeit noch nicht darauf eingerichtet sei. Es blieb uns also nichts anderes übrig, als unter Zurücklassung des Gepäcks uns nach einer anderen Frühstücksmöglichkeit auf die Suche zu machen.

Aber auch das war, wie sich bald zeigen sollte, aussichtslos, weil Läden, Restaurationen und Kaffeehäuser natürlich gleichfalls noch geschlossen waren. Überhaupt schien das Straßenleben gerade erst zu erwachen. Die Elektrischen fuhren selten, Wagen und sonstige Gefährte nur ganz vereinzelt und was uns von Menschen begegnete, das waren fast ausschließlich Arbeiter, die einzeln oder in Gruppen in ihren Betrieb gingen. Morgenfrühes Volk, das sich Proletariat nennt, weil es dem Staate nicht mit Geld, sondern mit seinen Kindern, sagen wir besser, mit seiner Arbeit dienen kann. Ob überhaupt und in wie weit der Nicht-Proletarier dem Staate mit seinem Gelde dient, das zu erörtern dürfte hier nicht der Raum sein.

Außer dieser Kategorie von Menschen fiel noch eine andere auf, die mindestens ebenso zahlreich vertreten war, und zwar ... deutsche Reisende, die — unverkennbar — mit dem roten Baedeker bewaffnet Plätze und Straßen unsicher machten. Daß wir unter einer solchen Fülle von Stammesgenossen hier unten zu weilen die Ehre haben würden, hätten wir doch nicht für möglich gehalten. Das Auffallendste jedoch war, daß diese Leute bereits um 6 Uhr morgens in solcher Anzahl auf den Beinen waren. Fleißige Menschen, sagten wir uns, die ihre Zeit nützen. Vielleicht ein wenig zu fleißig. Übergroßer Eifer fällt auf die Nerven. Ich mußte unwillkürlich an einen der wesentlichen Gründe zu Deutschlands Einkreisung und Isolierung denken. Hätten wir jedoch in dem Moment um die eigentliche Ursache dieser Erscheinung gewußt, dann wären wir sicherlich nicht auf den törichtesten Gedanken verfallen, daß der Deutsche ohne zwingenden Grund eine solche Emigrierung entwickelt.

Auf dieser Streife nun nach einem annehmbaren Frühstückslokal lernten wir mit nüchternem Magen so ziemlich die ganze Stadt kennen, denn Florenz — ich meine das eigentliche — ist die Stadt ohne Entfernungen. Der Fremde, den ja hauptsächlich die alte Stadt interessiert, braucht weder Wagen noch Elektrische. Es liegt hier alles dicht zusammengedrängt: Kirchen und Plätze, Sammlungen und Paläste, Reichtum und Armut, als sei das unbedingt erforderlich zur Erzeugung von Reibung und Hitze. Hitze nämlich ist das Charakteristische, was Florenz und seine Geschichte von jeher auszeichnet. Die konzentrisch zusammengedrückte Bauweise dieser inneren Stadt scheint mir darum auch gleichzeitig das typische Zeichen für ihre innerste Wesensart zu sein.

Wie die Bienen den Trieb zur Zusammenballung haben, um die Hitze zu erzeugen, welche sie zur Wachsbereitung benötigen, so rücken oder rückten vielmehr auch die Florentiner aneinander, weil ihnen ihr leicht bewegtes, quecksilbrigendes Temperament keine Ruhe ließ und sie zu einem fortgesetzten, mannigfaltigen Gedankenaustausch zwang. Wer erst immer weite Strecken bis zum Nachbar zurückzulegen hat, der kühlt ab und wird nüchtern. Die weit auseinander liegenden Friesischen Bauern sind Beweis genug aufs Exempel. Hier in Florenz dagegen plakte eine

Meinung auf die andere, man brauchte, wenn man sich erhitzten wollte, kaum über die Straße zu gehen. Religion, Kunst, Politik, Armut und Reichtum, alles war wie in einem wirbelnden Ameisenhaufen eng an eng bei einander.

Die Folge davon ist ein engmaschiges Kreuz und Quer, ein Gewudel von Straßen und Gäßchen, die alle regellos durcheinander zu laufen scheinen. Dabei kann man nicht einmal behaupten, daß man sich in diesem Labyrinth schwer zurechtfindet; denn auf der einen Seite liegt der Dom,, auf der anderen, dicht am Arnoufer, der Palazzo vecchio, und dazwischen die Piazza Vittorio Emanuele. Nimm man noch den Bahnhof als vierten Punkt hinzu, so hat man zur Orientierung alles, was man braucht, — wenigstens bei Tage. Bei Dunkelheit liegt, wie ich zeigen werde, die Sache wesentlich anders, — zumindest für so leichtfertige Fremde wie wir, die sich nicht einmal Straße und Hausnummer ihres Domizils merken.

Auf unserer Suche nun nach einem Lokal, wo wir hätten frühstücken können, stießen wir zunächst ganz unerwartet auf den Dom, auf jenes ungeheure Marmorgebirge, welches den graziösen Campanille geradezu erdrückt. Das achteckige Baptisterium davor mit den kunstgewerblich und kunstgeschichtlich interessanten Bronze-türen Andrea Pisanos könnte man leicht als die eigentliche Fassade ansprechen, wenn es nicht als Bauwerk an sich bedeutender wäre als der ganze, äußerlich wenigstens höchst renommiistische Dom. Umso frappierender wirkt das Innere mit seiner fast beispiellosen Einfachheit, die an Bilderstürmer und Bauernkriege erinnerte. Das wuchtige Reiterbild Paolo Uccellos über dem linken Seitenportal paßt dazu. Man könnte meinen, Savonarola selbst habe dieses Innere so bestimmt, um die vermöhnten Florentiner durch spartanische Schlichtheit den göttlichen Dingen näher zu bringen. Also auch hier das harte Aufeinanderprallen der ausgesprochensten Gegensätze.

In dem achteckigen Chor unter der Kuppel hatte sich eine Anzahl Geistliche in Ornat zu einer liturgischen Morgenandacht versammelt. Der eigenartig monotone Gesang stimmte zu der Kühle und Nüchternheit des mächtigen Raumes. Als wir später durch eine Seitentür wieder hinausgingen, hörte ich, wie jemand hinter mir sagte: „Gebetstraining“ — und die fast mehr als saloppe Begleiterin dieses Kniehosenjünglings wollte sich ausschütten vor Lachen darüber, daß einer der Priester, während er in der linken sein Brevier gehalten habe, mit der rechten unter die Kutte gegriffen, eine goldene Dose hervorgezogen und — immer weiter singend — geschnupft habe. Es gibt eben Leute genug, denen solche kleinliche Anlässe genügen, um eine ganze große Geistesrichtung zu verurteilen.

Von Michelagnolos „Beweinung Christi“ hinter dem vorge-nannten achteckigen Chor, den übrigens eine übermannshohe, kunstvoll geschnitzte Schranke umgibt, war bei dieser, immerhin noch schwachen Beleuchtung wenig zu sehen. Notabene ist das Licht im Dom zu allen Tageszeiten ein äußerst gedämpftes, denn einmal sind überhaupt nur verhältnismäßig wenig Fenster vorhanden, und die vorhandenen schmal und dunkel in den Farben. Da

außerdem jenes Werk des großen Meisters viel zu hoch steht, so war der erste Eindruck dieses Giganten nicht gerade ein überwältigender.

Wir schlenderten dann weiter, kamen an Or S. Michele mit dem schönen Christus Andrea Verrocchios vorbei und standen plötzlich — wiederum ganz unerwartet — auf der bekannten Piazza della Signoria. Wie ein festungsartiges Bankgebäude, dessen zinnenumkränzter Turm die ganze Stadt beherrscht, lag uns gegenüber der Palazzo vecchio, rechts daneben, gleich einem deplazierten Appendix, die noch bekanntere Loggia dei Lanzi und ihr gegenüber, auf der linken Plathälfte, das wuchtige Reiterstandbild Cosimos I. Fast genau in der Mitte dieser drei Punkte, unauffällig in die Marmorquadern der Pflasterung eingelassen, bezeichnet eine schlichte Bronzeplakette die Stelle, auf welcher Savonarola 1498 verbrannt worden ist. Wie reimte sich das alles zusammen? Da drüben das Regierungsgebäude, der Palast für die Signora, also für die kapitalskräftige Minorität, die wohl Ursache hatte, sich von Arnolfo di Cambio eine solche aus mächtigen Quadersteinen bestehende Burg erbauen zu lassen. Die wenigen und verschwindend kleinen Fenster nach dem Platz und den herumlaufenden Straßen zu, deuten auf nicht zu kleine Besorgnis vor den eigenen Bürgern hin. Später bezog Cosimo I diesen Bau, jener Mann, dem es nach den Wirren der Renaissance gelungen war, so eine Art von republikanischer Monarchie zu begründen. Die dankbare Nachwelt, angehalten durch die glücklichen Erben dieses Fürsten, errichtete ihm darum auch das imposante Reiterbild. Anscheinend von dem gleichen Gesichtspunkt aus stellte man auch Michelagnolos Giganten vor dem Hauptportal auf. Erst 300 Jahre später kam man darauf, daß dieser David für einen solchen Platz unter freiem Himmel zu schade sei, — vielleicht sah man auch ein, daß die Idee des Werkes eine andere sei, als die ihm von lokalpatriotischer Seite unterschobene — und man setzte eine Nachbildung an die Stelle des Originals, welche letzterem man einen eigenen Tempel weihte.

Ich muß gestehen, daß auch dieses zweite Werk Michelagnolos, welches mir zu Gesicht kam, keinen sonderlichen Eindruck auf mich machte. Mag sein, daß dies an der Reproduktion lag, vielleicht auch an meiner Uebermüdung. Aber auch späterhin, in ausnahmefähigerem Zustande, ist mir diese Arbeit nicht näher gekommen, so leidenschaftlich ich sie auch umwarb. Erst viel später, als wir nach Florenz wieder zurückkehrten, ging mir der eigentliche Sinn und die tiefere Bedeutung dieser Kollossalfigur urplötzlich auf. Doch davon zu seiner Zeit. Diesmal mußte ich konstatieren, daß mir dieser Jüngling rein quantitativ zu groß erschien. Ich konnte nicht umhin, ihn im Vergleich zu dem, was er ausdrücken sollte, unproportioniert zu nennen.

Ganz anders erging es mir mit der Menelausgruppe in der Loggia, die, wenn sie auch sichtlich stark ergänzt und zu ihrem Nachteil ausgebeffert worden war, noch so viel griechischen Geist atmete, daß ich wie von einer plötzlich auftauchenden Offenbarung förmlich hingerissen wurde. Ich hatte geglaubt, „das“ große Er-

lehnis meiner Reise würde Michelagnolo sein, der Antike gegenüber war ich mit einer gewissen Skepsis gekommen, und nun — gleich beim ersten Anlauf — zeigte sich das Umgekehrte.

„Mir scheint“, sagte ich zu meiner Frau, als wir an Cellinis perversen Perseus mit dem Medusenhaupt vorbei die Loggia dei Sanzi wieder verließen, „mir scheint, wir müssen so bald als möglich nach Neapel.“

Ganz offen heraus gesagt: Ich konnte mich gegen eine immer stärker heraufsteigende Abneigung und Ablehnung der ganzen Renaissancebewegung nicht erwehren. Zwar glätteten sich die Wogen wieder etwas, als wir den mauretanisch schönen Hof des Palazzo vecchio betraten, in dessen von Arabesken verzierten Säulen umstandenen Viereck Verrocchios entzückender Knabe mit dem Fisch uns eine angenehme Kühle brachte. Dieser Hof hat etwas von geschlossener Monumentalität und intimer Wärme zugleich. Man fühlt sich wie erlöst und empfindet nun auch die Quadern als dankbar hinzunehmenden Schutz gegen die wilde Flut der Eindrücke, welche von draußen her gegen diese Mauern brandet.

Doch es wurde nun höchste Zeit, daß wir endlich mal zu einer Stunde wohlverdienter Ruhe kamen.

Schon war der Pulsschlag des Lebens ungleich stärker und schneller geworden, als wir die Via Calzaioli entlang schritten. Da und dort öffneten sich bereits die Verkaufsläden, Fuhrwerke aller Art passierten die Straße, auf der Piazza Vittorio Emanuele wurden die Tische und Stühle vor den Cafés in Ordnung gebracht, das morgenfrühe Volk war verschwunden, und anstatt dessen trat der Bürger in seine Rechte.

Als wir unser Hotel erreichten, hieß es: „Leider besetzt“, und man verwies uns in ein anderes. Hier erging es uns nicht besser, ja unsere Stimmung sank auf den Gefrierpunkt herab, als der Portier uns achselzuckend eröffnete: „Wenn Sie sich nicht angemeldet haben, werden Sie wohl heute überhaupt keine Unterkunft mehr finden. In der vergangenen Nacht haben über 2000 Deutsche auf der Straße genächtigt.“

Ach so! — daher also um 6 Uhr morgens schon die ungezählten Leute mit den Baedekers! Der übergroße Fleiß und Eifer war also erzwungenermaßen entstanden. — Wie, — so fragte ich mich, — wenn das allgemein für Deutschland zuträfe?

Unsere Lage war also wenig verheißungsvoll, als wir, wie ausgesetzt, wieder auf der Straße standen und beratschlagten, was da zu machen sei. Eigentlich hatten wir ja Florenz bereits so ziemlich gesehen; wie wär's, wenn wir darum um 11 Uhr nach Rom weiterführen?

Vor diesem übereilten Schritt bewahrte uns ein beleibter Herr, der quer über die Straße auf eine aus mehreren Damen und Herren bestehende Gesellschaft zuschritt, welche unmittelbar neben uns in lautem Durcheinander über ihr Tagesprogramm debattierte.

„Herrschaften“ meinte jener Herr schon von großer Weite „mir wird das zu dumm hier. Ich reise ab. Dies Florenz zieht einem ja noch das Hemd vom Leibe.“

Nun war das ja zwar auch gerade kein erfreulicher Ausblick, — aber immerhin: das Quartier dieses Herrn wurde frei und kurz entschlossen wandte sich meine Frau an ihn und bat um die Adresse. Der Erfolg war frappierend: Kaum fünf Minuten später saßen wir unter Dach und Fach und hatten ein Zimmer, wie wir es uns nicht besser wünschen konnten. Etwas hoch lag es zwar, im vierten oder gar fünften Stock, und ein häufiges Heimkehren war deshalb nicht empfehlenswert. Umso prächtiger dagegen war die Sicht aus den Fenstern. Zur Rechten, nicht weit, wölbte sich die rote Kuppel von S. Lorenzo, jener Kirche mit der berühmten Grabkapelle der Medici. Von hier aus nach links bis zu dem malerischen, von Cypressen, Pinien und eleganten Villen bestandenen Höhenzuge, der sich mit seiner unvergleichlichen Promenadenstraße, der Viale del Colli, von der Porta Romana bis zur Basilika S. Miniato al Monte hinzieht, dehnte sich das Dächermeer von Florenz, reizvoll unterbrochen von Kuppeln, Türmen und weltabgeschlossenen Gärten und Höfen, in denen hohe Palmen wuchsen und üppige Glycerien blühten.

Unser Zimmer war ein großer Raum, dessen Fußboden mit Fliesen ausgelegt war. Sein Inventar bestand aus einem seltsamen Gemisch von alter Bornehmheit und Gediegenheit und modernem Kitsch. Eines von beiden mußte sich auf höchst eigenartige Weise hierher verirrt haben und ich nehme an, daß den aristokratischen Möbeln dieses romantische Schicksal zuteil geworden war. Wer weiß, bei welchem Utlwarenhändler oder Geldverleiher unsere tüchtige Madame Strichi diese würdevollen Repräsentanten adligen Geistes erstanden hatte! Hierzu gehörten die riesigen, kostbar geschnitzten Betten mit den ebenso reich geschnitzten Nachttischen und der riesige Eckschrank mit seiner gespensterhaften Ueberraschung.

Mit diesem Monstrum von antikem Möbelstück nämlich hatte es seine eigene Bewandnis. Er war über Eck, im rechten Winkel also, gebaut und hatte zwei Türen. Harmlos wie man ist und in der nicht unbegründeten Annahme, es mit einem vulgären Kleiderschrank zu tun zu haben, öffnete ich die linke der beiden Türen, um meine Anzüge hineinzuhängen. Kaum aber hatte ich sie zur Hälfte geöffnet, als ich entsetzt zurückprallte. Was war das?! — Ich traute meinen Augen nicht, und hatte für den Moment das Gefühl, als ob mir das Blut in den Adern gefriere. So etwas war mir weiß Gott noch nicht vorgekommen, — oder doch, einmal, im Panoptikum, aber da war ich doch wenigstens von vornherein auf solche Überraschungen gefaßt gewesen. Ich stand nämlich plötzlich in mindestens dukendfacher Auflage vor mir selber, diemeil die vier inneren Schrankwände, die Tür eingeschlossen, aus lauter Spiegelscheiben bestanden. Und nicht nur das: Es waren auch noch Regale da, die gleichfalls aus Spiegeln bestanden, sodaß sich, bei näherem Zusehen, mein Bild in ungezählten verschrobenen und entstellenden Karikaturen wiederholte.

Nachdem ich begriffen hatte, um was es sich handelte, schloß ich den Schrank, um mir den Spaß des wissenden Beobachters nicht entgehen zu lassen und empfahl so ganz nebenher etwas später meiner Frau das Ungetüm. Die Wirkung war eklatant. Noahs Weib konnte nicht urplötzlich zur Salzsäule erstarren, als meine Frau in jenem bewußten Augenblicke versteinerte. — Ja ja, so ergeht's einem, wenn man sich plötzlich selber begegnet. Schon die Vorstellung, einen Doppeltgänger zu haben, ist peinlich genug. Um wieviel mehr noch, wenn man sich ausmalt, daß etwa ein Duzend gleicher solcher Wesen herumlaufen, wie wir selber sind. Es ist eben nichts so unangenehm, als auf sich selbst zu stoßen, weil man nichts so sehr fürchtet und sich vor nichts so graut als vor sich selbst. Jeder andere mag uns ansehen, — was liegt daran! Aber wenn der andere derselbe ist wie ich und ich weiß, daß er mich mit meinen eigenen Augen, also durch und durch, sieht, dann . . . ja dann hört eben jede Gemütlichkeit auf und wir beginnen jenes Wesen zu hassen, nur weil es so ist, wie wir selbst.

Kein Ding in der Welt ist der eigenen Seele so fremd und furchterregend wie sie sich selber!

Das übrige Mobilar unseres Zimmers stand zu dem vorgeschilderten in offenbarem Gegensatz: Ein runder, einbeiniger, wackeliger Tisch zwischen einem austrangierten und verblichenern Sofa und mehreren keineswegs etwa zueinander passenden Sesseln, ein Marmorkamin, in welchem ein kleiner eiserner Ofen — bekannt unter dem Namen: Kanone — eingebaut war, ein dreibeiniger eiserner Waschtänder und was der gleichgültigen Gegenstände noch mehr waren.

An der Wand über den Betten hing äußerst sinnreich eine kleine Reproduktion von Fra Angelikos „Verkündigung“, und auf dem Kaminsims stand ein Miniaturbildchen aus Emaille, das die „Madonna della Sedia“ darstellte. Wenn etwas so viele Auflagen in jeder nur denkbaren Aufmachung erlebt wie dieses Bild, dann ist man wohl oder übel gezwungen, mit äußerster Vorsicht an Raffael heranzugehen.

Die „kostbarsten“ Bilder aber hingen über dem grünlich-grauen Sofa: nämlich erstens unsere charmante Wirtin, von gefühlvoller Hand porträtiert in Jahren, als sie noch jung und schön war, — wahrhaftig, ein „Original“, das zum Weinen schön war. Und darunter vielleicht von derselben Hand und aus dankbarer Erinnerung an die „einzig“ schöne Zeit in Florenz“ als „aufmerksame“ Dedikation zurückgelassen ein — „Blick aus dem Fenster“. War es Stil oder zwangen die roten Flächen der Dächer dazu: Das Bild war reinsten Kubismus und von einer so stählernen Härte, daß man jede scharfgezeichnete Axt daran hätte schleifen können.

Alles in allem jedoch: Das Zimmer war kein Hotelzimmer und wir haben uns die ganze Zeit über äußerst wohl darin gefühlt.

Nachdem wir uns einigermaßen restauriert hatten, ging es mit frischen Kräften wieder „an die Arbeit“. Und da wir zu den Uffizien, welche auf dem Programm standen, sowieso wieder über den Domplatz mußten, nahmen wir diesmal eingehender das Baptisterium mit.

Ich jagte vordem schon, daß die berühmten Bronzetüren dieses klassischen Gebäudes sowohl aus kunstgewerblichen wie aus kunstgeschichtlichen Gründen bedeutend und interessant sind. Andrea Pisano und Lorenzo Ghiberti stellten auf ihnen die mannigfachsten Szenen aus dem alten und neuen Testamente dar, und zwar in einer reliefartigen Form unter stärkster Hervorhebung des Malerischen. Eigentlich sind das alles Bilder und lediglich als solche zu bewerten. Die Aus- und Umarbeitung derselben in Bronzereliefs brachte wohl jene malerisch hochschwängere Zeit mit sich, die eben ihres unglaublichen Reichtums wegen auf die erdenklichsten Auswege verfiel, um das Besondere zu schaffen.

Und eben vor diesem Besonderen — eigentlich Unkünstlerischen — staunt sich die Menge und bewundert, was höchstens technisch zu bewundern ist, so wie es einem Virtuosen ergeht, dessen „Kunst“ erst dann brausenden Beifall findet, wenn er sein technisches Leistungsvermögen glänzen läßt, und sei es bei den abgeschmacktesten und oberflächlichsten Piecen. Der Begriff „Kunst“ deckt sich eben bei den meisten mit Virtuosität und weil diese letztere im Bereich der eigentlichen Kunst nur eine untergeordnete Rolle spielt, so findet das breite Publikum die Schöpfungen dieser Art meist langweilig und nichts sagend. Irgend ein alberner Detektivroman ist ihm lieber als eine Novelle von Storm und die Bronzetüren am Florentiner Battistero lieber als die schlichten Fresken Massaccios.

Groß und bedeutend in seiner Schlichtheit und in sich ruhenden Harmonie ist das Innere dieses kuppelüberwölbten Achtecks mit seinen strengen, fast asketischen Mosaiken. Wie seltsam, daß man überall in Florenz auf diese Polarität der künstlerischen Ausdrucksform stoßen muß. Ja noch seltsamer fast erschien mir, daß diese konträren Ausdrucksformen fast regelmäßig ihren Gipfelpunkt erreicht hatten. Schon jetzt kam mir, wenn auch noch unbestimmt und unkontrollierbar, der Gedanke, daß die Renaissance aus zwei Reifern bestehe, aus einem echten und einem falschen und daß man wohl im allgemeinen den falschen wenn auch vielleicht nicht gerade für den echten, so doch für den bedeutenderen halte.

Vom Dom kann ich diesmal nur das eine bemerken, daß uns seine endlos langen Wände mit den nüchtern-gleichförmigen Streifen besonders unangenehm anfielen. Diese immense Anhäufung kostbaren Gesteins tut's freilich nicht. Außerdem kommt hinzu, daß die Auswahl und Zusammenstellung der farbigen Marmorstreifen beim Dom ungleich kälter und abstoßender ausgefallen ist als bei dem daneben stehenden Campanille, dessen Gesamttönung viel wärmer und sympathischer ist. Während beim Dom ein ungesundes, moosfarbenes Grün vorherrscht, das in breiten Bändern die milchigweiße Fläche durchzieht, überwiegt beim Campanille ein matt rosafarbener Ton, der zu dem auf den festen und geschlossenen unteren Stockwerken leicht und frei aufstrebenden Glockenturm in einem durchaus harmonisch-abgestimmten Verhältnis steht.

Doch das nur nebenbei, denn eigentlich war es ja meine Absicht, dort fortzufahren, wo die Bronzereliefs des Baptisteriums sich gleichsam verdichten und aus der malerischen Gebundenheit an die Fläche

als reine Plastik in Erscheinung treten: Ich meine jenes eigenartige, halb aus Kirche, halb aus Kornspeicher bestehende, vierkantige und altehrwürdige Gebäude Or S. Michele. Seine schmucklosen, einfachen Wände mit Leben zu erfüllen, unternahm eben jener, selbe Ghiberti indem er in Nischen einen Johannes den Täufer und den Evangelisten Matthäus aufstellte. Aus dem Zwitterding, dem Relief, war also die freie, ungebundene Gestalt geworden. Mit ihm zu gleicher Zeit schuf Donatello für die gleichen Wände den Evangelisten Markus und den Apostel Petrus. Erst 70 Jahre später fügte Andrea Verrocchio seinen Christus mit dem zweifelnden Thomas hinzu, jene Gruppe, die ich vordem schon einmal kurz erwähnte. In freiem Wettbewerb messen sich hier also noch heute vor der eifrigen, aber kritiklosen Nachwelt, die hauptsächlichsten plastischen Künstler jener Epoche, und es fällt uns die Frage schwer wie ein Senkblei in die Seele, ob wir's denn wirklich so weit gebracht, wie wir's so gerne glauben möchten. Ist unser Kunstverständnis und Kunstempfinden, miteins also unsere Kultur, wirklich reifer und entwickelter als das jener Jury, die sich aus den Reihen der Zünfte zusammensetzte?

Es erscheint mir übrigens wichtig, hier eine kurze Bemerkung einzuschleusen, die für den Leser von Bedeutung ist. Wenn ich mich nämlich da und dort mit einem einfachen Hinweis oder einer bloßen Namensnennung hervorragender Meister begnüge, ohne näher auf sie einzugehen, so geschieht das deswegen, weil ich mir die eigentliche Besprechung und Würdigung einer solchen Erscheinung auf den Moment aufspare, wo sie als abgeschlossenes Ganzes vor mich trat, d. h. wo die Summe der vorangegangenen Eindrücke mir die betreffende Künstlerpersönlichkeit leibhaftig und plastisch vor Augen stellte. Es liegt mir fern, hier mit Fertigem zu kommen, denn einmal lege ich ja selbst zwecks eigener Prüfung den größten Wert darauf, meine Reise noch einmal zu machen, und dann weiß ich nur zu genau, daß nichts den Leser so fesselt und interessiert, als wenn er selbst beim Lesen direkt an der Arbeit beteiligt wird, indem er sich die gestellten Probleme zu eigen machen und mit dem Verfasser um ihre Lösung ringen kann.

Hierin liegt übrigens die Kunst eines modernen Reisetagebuches, das ja fast ausschließlich erst nachträglich auf Grund von Stichworten und Notizen geschrieben wird. Die Versuchung liegt nahe, spätere Eindrücke und Erkenntnisse vorwegzunehmen und sie mit den anfänglichen zu verbinden. Eben diese Versuchung aber gilt es zu überwinden, weil sie den Fluß und die organische Entwicklung des Ganzen störend beeinflusst und dem Leser mit der Meinung aufwartet, welche er sich ja doch selber erst im Verfolg des Ganzen bilden will. Es heißt also zu bremsen und nur immer mit dem herauszukommen, was wirklich nur so und nicht anders in dem speziellen Moment erfüllt wurde. Dabei kommt es keineswegs darauf an, ob ein Gedanke, oder ein Gefühl richtig und endgültig ist. Im Gegenteil: Das Feilen und Korrigieren am eigenen Urteil bringt uns ja erst der Wahrheit näher.

Über Or S. Michele und seine Figuren an der Außenwand habe ich dementsprechend vor der Hand nichts mehr zu sagen als was gesagt ist. Daß wir anschließend auch das Innere dieser Kirche

befuchten, deren Säulen unterhalb der Kapitäle durch Eisenstäbe miteinander verbunden sind, um den gewaltigen, durch den darüber befindlichen Speicher hervorgerufenen Druck senkrecht nach unten leiten zu helfen und das Ausweichen der Säulen zu verhindern, versteht sich von selbst. Aber wenn ich alle Kirchen, in welchen wir waren, beschreiben wollte, dann müßte ich der größte Narr sein, weil ich dann nämlich nichts anderes tun würde, als meine geneigten Leser bodenlos zu langweilen. Es genügt darum, wenn ich sage, daß wir in dieser vom Dämmerlicht erfüllten, intimen Kirche ein gut Teil Sammlung fanden für den unermesslichen Reichtum künstlerischer Schöpfungen, den zu studieren uns jetzt bevorstand.

Ich sagte bereits, daß es sich um die Uffizien handelt, um jene weltberühmte Sammlung also, die wie kaum eine andere den gesamten Bereich der Renaissance umfaßt. Was hier, großzügig und systematisch, in einer schier endlosen Kette prächtiger Säle geordnet, im Laufe der Jahrhunderte gesammelt worden ist, erhält seinen besonderen Wert einmal durch seine fast lückenlose Vollständigkeit, sodann aber auch dadurch, daß der größere Teil dieser Kunstschätze Eigengewächs dieser Stadt ist. So wie es seinen eigenen Reiz hat, den roten Pfmannshäuser eben in Pfmannshausen zu trinken, genau so verhält es sich mit der Renaissance, die man eben auch, um sie ganz zu erfühlen, nur in Florenz genießen kann.

Es kann natürlich nicht meine Aufgabe sein, diese ungeheure Sammlung in ihren Einzelheiten zu besprechen. Dazu sind die kunstgeschichtlichen Spezialwerke da, welche teils mit, teils ohne Illustrationen diesen gesamten Komplex fein säuberlich zerlegen und sezieren, um dann bestenfalls — was allerdings herzlich selten eintritt (weil dazu mehr gehört, als „Wissenschaft“) — die Teile wieder zusammenzusetzen und ein Gesamtbild von einer höheren Warte zu entwerfen. Ich muß offen gestehen, daß mich alle Geistesprodukte dieser Art — und ich habe leider viel zu viel davon genossen — weit mehr verwirrten als klärten. Wohl verhalten sie mir zu einer Art Rathotek, in der nach Kollektivbegriffen wie: Vor-, Früh-, Hoch-, Spät- und Nach-Renaissance die Namen der Künstler mit Geburtstag, Stand des Vaters usw. fein sorgfältig sortiert waren. Ich gebe sogar unummunden zu, daß ich sehr stolz auf dieses Wissen war, weil ich es gleichsam für die Wunderlampe hielt, welche mir das Tor in jenes geheimnisvolle Reich öffnen könnte.

Ich habe aber einsehen gelernt, daß man mit all diesem toten Wissenskram nicht um eine Fußlänge weiter kommt, ja, daß er uns nur hinderlich ist, weil wir überall an kalte Wände stoßen, die das Licht und das verbindende Leben ausschließen. Wahrhaftig, die heranwachsende Jugend verliert nichts, wenn die Kunstgeschichte nicht als obligatorisches Schulfach eingeführt wird, und der erwachsene Mensch verliert gleich wenig, wenn er die ästhetisch-wissenschaftlichen, literarischen Erzeugnisse dieser Art nicht liest.

Auch aus dieser Erkenntnis heraus wäre es ein Wahnsinn, wollte ich mich nun auf diese Sammlung stürzen und sie nach Richtung und Stil, Schule und Alter registrieren, kritisieren, anbeten oder verurteilen.

Wohl aber ist es wichtig, das Gefühl zu beschreiben, welches mich beschlich, als ich die fürstlichen Treppen zu jener Sammlung hinauffschritt und den ersten Saal betrat.

Mir war so etwa zumute wie einem, vor den ein gehäuftes Scheffelmaß von Erbsen ausgeschüttet wird und der nun den Auftrag erhält, diese Erbsen zu sortieren: Nach rechts die guten und keimfähigen, und nach links die schlechten und wurmfäuligen. Anfangs geht es schlecht mit der Arbeit. Man hat noch nicht das Auge, welches dazu gehört, um sofort das Wesentliche zu erkennen. Oft kommt es vor, daß man sich blenden läßt, und dann wandert ein Stück nach rechts, das eigentlich nach links gehört und umgekehrt. Zwar, wenn man gewissenhaft verfährt, wird über kurz oder lang der Irrtum doch offenbar. Aber eine solche Arbeit geht nur langsam vorwärts und erfordert eine immer wieder aufs neue einsetzende Prüfung der bereits gesonderten Teile. Dazu kommt, daß man anfangs natürlich ängstlich und besangen ist und sich — einer gewissen Pietät wegen — scheut, ein anerkanntes Stück nach links zu schieben. Auch die Patina endlich spielt eine nicht zu unterschätzende Rolle, — ich meine jene Patina, die durch das viele und jahrhundertelange Anschauen und Betrachten entsteht und die Bilder gleichsam wie mit einer Glasur überzieht. Daß nämlich dem Blick als solchem durchaus etwas Körperhaftes, Materielles anhaftet, beweist nichts so evident wie eine Gemäldeausstellung.

Gewiß wird der ein oder andere eine solche Bemerkung mysteriös oder gar überspannt finden; doch das ändert nichts an meiner Meinung, welche, wie ich bemerken muß, auf einem gründlichen Studium und mannigfachster Anschauung basiert. Übrigens bin ich nicht der erste, der eine derartige Behauptung aufstellt. Hat man nicht häufig genug, schon die Wendung gehört: „Sein Blick tötet“? Und ist es nicht andererseits eine alte Erfahrung, daß ein einziger Blick aus einem reinen Kinderauge für einen Ermachsenen von entscheidender Bedeutung für sein ganzes weiteres Leben sein kann. Hat man es nicht tausendfach an sich selbst erfahren, welchen Einfluß im guten oder schlechten Sinne ein einziger Blick auszulösen vermag? Und ein solcher Blick, der sich in uns einbohrt wie der männliche Same in das weibliche Ei, wächst und nimmt mehr und mehr Gestalt an. Es wird ein Neues in uns, das sich bildet und dem wir nicht zu widerstehen vermögen. Und dieses Neue ist keineswegs etwa „nur“ geistiger Art. So wie alles, was den Menschen betrifft, aus Körper und Geist besteht, wie diese beiden Kräfte sich fortgesetzt durchdringen und einander bedingen, ja wie der Geist es letzten Endes ist, der sich den Körper baut, der ihn jung bleiben oder frühzeitig altern läßt, so ist auch der Blick, als die stärkste geistige Ausdruckskraft, durchaus nur als eine Art Energiewelle zu werten, die aus geistigen und körperlichen Elementen zugleich besteht.

Nun könnte man dawider halten: „Ja, — das mag immerhin richtig sein, aber . . . bei dem Vorbemerkten handelt es sich ja doch um die Wirkung eines Blickes auf ein lebendiges Wesen; ein Bild ist doch aber etwas totes, nämlich ein Ding, das aus Leinwand und Farbe besteht.“

Oh keineswegs! Ein Bild, gar ein Original ist niemals etwas totes. Als künstlerisches Produkt ist es durchaus ein selbständiges Eigenwesen mit eigenen Lebensbedingungen und -gesetzen. Das Pendel hat ja übrigens zur Genüge diese immanenten Eigenschaften bewiesen, indem es beispielsweise bei einem Rembrandt'schen Bilde wesentlich anders ausschlägt und seine Schwingungen einstellt als bei einem Rubens'schen, und bei diesem wieder anders als bei einem Gemälde von Dürer oder Peter Breughel.

Kann es demzufolge also wirklich noch Wunder nehmen, wenn ich behaupte,, daß die unglaubliche Menge von Blicken, welchen durch die Jahrhunderte hindurch diese Werke ausgesetzt waren, einen sichtbaren Einfluß auf sie gehabt hat? Ist es wirklich zu viel gesagt, wenn ich von einer Art „Blickpatina“ spreche, welche die Gemälde gleich einer Glasur überzogen hat? Und da schließlich die Blicke der Viel-zu-Vielen immer bei weitem die vorherrschenden waren und es auch wahrscheinlich in alle Zukunft sein werden, die Blicke derer nämlich, die, ohne eigenes Erwünschten zu besitzen, dem nachlaufen, was allgemein als schön und bewunderswert gilt, die höchstens einen ästhetischen Genuß suchen und einem Schönheitsideal huldigen, welches nicht einmal das ihrige ist, so erscheint es nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich, daß man gerade bei den am meisten angebeteten Bildern, ich denke z. B. an die Raffael'schen Madonnen, leicht in die Versuchung gerät, über der wunderbaren Patina, die an Verückung grenzt, das Eigentliche außer Acht zu lassen.

Patina, wo sie als reine Natur und organische Verwandlungsprozedur auftritt, ist immer schön, Blickpatina dagegen fast stets Masse, Dogma, Sterilität, Tünche. Man muß vorsichtig sein bei solchen Werken, die sich haben überziehen lassen, weil ihnen das Lob der Menge besser schmeckte als Höhereinsamkeit.

Wollte ich nun die strikteste, konzeptionsloseste Konsequenz aus dem Borgefügten ziehen, dann müßte ich von vornherein zu einer prinzipiellen Ablehnung alles dessen kommen, was sich einer allgemeinen Achtung und Anerkennung erfreut; denn nichts liegt mir ferner, als gleichsam die verdichtete Anbetung anderer anzubeten. Das wäre Götzendienst, und Gott bewahre mich vor diesem viel begangenen Irrweg.

Eine solche radikale Ablehnung jedoch (die immerhin tausendmal schätzenswerter ist als eine hörige Anerkennung), wäre schließlich ebenso einseitig und verwerfbar, als jenes unbedingte Für-gut-befinden dessen, was den Stempel der allgemeinen Wertschätzung trägt. So entschieden ich auch aus eigenster oppositioneller Veranlagung Front machen muß gegen jenes kritiklose Nachläufertum, das eben „schön, reizend und entzückend“ findet, was die Mehrheit „schön, reizend und entzückend“ gefunden hat und was im Baedeker deshalb auch mit doppeltem Stern bezeichnet ist, — so entschieden muß ich auch jenen Standpunkt ablehnen, der prinzipiell verneint, ganz gleich ob es Sinn und Verstand hat oder nicht. Dieser konsequente Geist der Verneinung hat in einem gewissen

Lebensalter etwas durchaus frisches und gesundes, weil er zur Jugend gehört wie die Stürme in den Frühling. Wird dieser Geist aber seßhaft und bewahrt er seine aggressive Tendenz auch in reiferen Jahren, so wird aus dem revolutionären Impuls eine groteske Sterilität, eine Art Atavismus, die zufolge ihrer unleidlichen Verknöcherung oft noch abstoßender und lächerlicher wirkt als der verkalktete Konservatismus. Ich kenne Menschen, die mit grauen, ja weißen Haaren die Mäuren strudelköpfiger Wandervögel nachäffen, um ihre geistige Jugend zu demonstrieren. Die Jugend macht ihre Witze über einen solchen Narren und der Wissende lächelt ironisch, weil er ein gewisses Mitleid hat mit jenem Braukopf, den die Angst vor Alter und Tod zum revolutionären Draufgänger macht. Jedes Alter hat seine eigene Wesensart, Jugend und Würde, aber ein jugendlicher Greis ohne die Würde seines Alters ist weder Fisch noch Fleisch, weder Ja noch Nein. Die Furcht vor dem Tode hat ihn zum revolutionären Troddel gemacht.

Ich bin ja nun zwar noch nicht in jene Altersstufe vorgerückt, wo ich mich, um nicht lächerlich zu wirken, von einem ostentativen Zur-Schau-tragen einer jugendlich-revolutionären Gesinnung hüten müßte. Im Gegenteil, — ich glaube gerade in den Jahren zu sein, wo das revolutionäre Element die Berechtigung hat, seine radikalsten Triebe schießen zu lassen. Die Erkenntnis jedoch von der Einseitigkeit und Befangenheit auch dieser Weltanschauung scheint mir das deutlichste Zeichen dafür zu sein, daß auch diese bedeutungsvolle Periode bereits hinter mir liegt. Es soll damit keineswegs etwa gesagt sein, daß ich meinem Empfinden nach nun gleichsam in den bürgerlichen Hafen einfahre. — *I Gott bewahre!* — Ich will nur auf den wesentlichen Unterschied hindeuten, der zwischen revolutionär und revolutionär besteht.

Jeder Mensch ist wesentlich revolutionär, d. h. er wird stets seinen eigenen Weg gehen, er wird stets seine eigenen Gedanken denken und darum auch stets in gewissem Widerspruch stehen zu der allgemeinen Meinung. Die unmittelbare Folge davon ist sein Eintreten für eine gewisse Umwälzung und Erneuerung, daß er also an der lebensnotwendigen und lebenerhaltenden Umdrehung, kurz am Werden und Wechseln der Erscheinungen tätigsten Anteil nimmt.

Eine so geartete revolutionäre Gesinnung aber hat nichts gemein mit jenem abgedroschenen Begriff, der — als Spitzmarke — nur ein Aushängeschild gleichsam darstellt, um alle jene Kreise zu fangen, welche nach nichts anderem begehren als nach bürgerlichem Sattsein. Da die Besitzlosen — von gewissen Ausnahmen natürlich abgesehen — von einer geistigen Revolution ebensowenig ahnen wie die Bürgerlichen, so ist das, was sich bei ihnen unter „Revolution“ breitmacht, im Prinzip auch nichts anderes als jenes kleinbürgerliche Verlangen nach Mehr, — eben nur unter einer anderen Schutzmarke. Die Plasmacher solcher Bewegungen sind naturgemäß die „Führer“, — jene vielgepriesenen und bewunderten „Führernaturen“, die im Trocknen sitzen, wenn der Strom sich verlaufen und die große Welle der Nichtbesitzenden ihre Schuldigkeit getan hat.

Abgesehen von einigen wenigen schlackenlosen Gestalten der Weltgeschichte, die aus der Idee heraus praktische Revolutionen machten und keusch blieben, bis sie gekreuzigt oder verbrannt wurden, abgesehen von ihnen sind alle „revolutionären“ Führer mehr oder weniger Gaukler und Betrüger, die um des eigenen Vorteils willen eine Bewegung inszenieren, mittelst derer sie im Trüben fischen können. Von wahrhaft revolutionärer, d. h. sozialer Gesinnung ist bei ihnen meistens weniger zu spüren als bei einem Großindustriellen und Großkapitalisten, den — wenn er nicht aus sich heraus bereits dazu gekommen ist — sein eigenes Unternehmen zu sozialem Denken und Handeln zwingt.

Dieser kleine Seitensprung schien mir notwendig zu sein, weil ich es immerhin für wichtig halte, gleichsam den revolutionären Entwicklungsgang des geistigen Menschen einmal kurz aufzudecken. Daß ein solcher Charakter in der Frühreise natürlich für alles inkliniert, was nur irgendwie nach Revolution riecht, ist selbstverständlich. Mit den Erfahrungen und Enttäuschungen aber kommt dann der Fortschritt und es bleibt als einziger Rückstand — als reines Gold gewissermaßen — jenes rein-geistige revolutionäre Denken und Fühlen zurück, welches das große Geheimnis ewiger Jugend ist.

Daß ein solcher Mensch jenem Hinterhausstandpunkt, von welchem — aus Prinzip — alles abgelehnt wird, was die große Masse anerkennt, entwachsen ist, versteht sich von selbst. Es genügt ja auch vollauf, wenn er bei allem, was sich ihm darbietet, er selbst, — sich also stets bewußt bleibt, daß es für ihn keine höhere Pflicht gibt als die konzessionslose Ausgestaltung seines inneren Menschen auf Grund der Erscheinungen des ihn umflutenden Lebens.

Damit soll nun aber nicht etwa, wie ich mich zum Schluß noch darzulegen verpflichtet fühle, der Nietzsche'schen Herrenmoral das Wort geredet werden. Nietzsche, als der Sammelbegriff alles Egozentrischen, ist nichts anderes als eine verannte Überbewertung des Ichs. Gott wird entthront, um dafür einen Götzen an die vakante Stelle zu setzen, den Götzen der Zukunft, den Übermenschen. Eine solche Philosophie kann nur im Irrenhaus enden, weil sie eine bewußte und rigorose Abkehr vom Leben darstellt. Alles Leben nämlich besteht gleichzeitig aus dem „Ich“ und dem „Du“; — diese Polarität alles Seins gilt es scharf zu erfassen, sofern wir zu einem Weltbild kommen wollen, dessen Horizont jenseits der Sterne liegt. Nicht aus der Überkultivierung des geistig aristokratischen Ichs wird der Stein der Weisen gewonnen, sondern aus dem harmonischen Einswerden beider Pole, aus ihrer wechselseitigen Durchdringung und dem organischen Entwicklungsprozeß der Zweisamkeit.

Man stellt Nietzsche so gern als den Antichristen dar und behauptet, daß Christus und Nietzsche zusammengenommen erst jene alles umfassende Einheit ergeben. Dabei übersieht man, daß die gesamte Nietzsche'sche Theorie durch Christus, den Aristokraten, gelebt worden ist. Seine Nächstenliebe war — praktisch genommen — Nächstenfeindschaft, d. h. rigoroses Aufdecken der Inferiorität, Schwachheit und Sündhaftigkeit des andern.

Dieser selbe Christus aber war gleichzeitig Proletarier und eifrigster Vorkämpfer für die Entrechteten und Versklavten. Als solcher wurde aus seiner Nächstenfeindschaft Nächstenliebe, die ungezählte Worte der Freundschaft und Güte prägte, sintemal wir alle untereinander Brüder sind.

Beide Wesensarten nun — und eben das ist der einzige, aber auch unerschütterliche Beweis seiner göttlichen Herkunft — standen zu jeder Zeit in unmittelbarer, direkter Beziehung zu jener unendlichen Harmonie des Alls, die er selbst Gott-Vater nennt. So ist er selbst gleichsam die Personifikation der Dreieinigkeit, einer Dreieinigkeit nämlich, welche entsteht, indem man sowohl die beiden Pole des Seins, als auch diese wieder mit jenem transzendenten Punkt verbindet, von welchem beiden die Kraft kommt.

Dieser Jesus nun ward, wie es heißt, geboren von einer Jungfrau, welche ein Weib war.

Dieser Satz ist ein Paradox, und gerade darum unweigerlich richtig, ja er ist so unbedingt richtig, daß man schlechterdings nicht annehmen kann, er sei von einem menschlichen Gehirn erdacht worden. Deshalb bleibt uns nur der eine Ausweg, dieses Ereignis als Tatsache hinzunehmen und daran unbedingt zu glauben.

Die Madonna, um mit Spengler zu reden, ist ein Symbol, d. h. „ein Stück Wirklichkeit, das für das geistige oder leibliche Auge etwas bezeichnet, was verstandesgemäß nicht mitgeteilt werden kann.“

Da wir aber als moderne, mit dem Fluch ewigen Zweifels behaftete Menschen, das einfache, kindliche Glauben-können gelernt haben, stoßen wir uns naturgemäß fortgesetzt an diesem Wort und suchen es uns auf irgendeine Weise verstandesgemäß auszuliegen. Auch bei denen, die glauben wollen, ist dieses Suchen und Bohren, — und — was ist alles Glauben-wollen, wenn man einfach nicht glauben kann? So müßig es also an sich auch ist, über diese ewige Streitfrage zu debattieren, so notwendig ist es doch auch andererseits wieder jener Armen und Armsten wegen, die eben einfach nicht glauben können, weil das rationelle Zeitalter ihnen die Naivität nahm und die Einheit der menschlichen Seele mit der göttlichen Harmonie zerstörte. Doch es gibt eine Parallele, mittelst der sich diesem Probleme näher kommen läßt und die auch denen die Augen öffnet, welche nur „ja“ sagen können, wenn man ihnen die schwebende Frage ebenso beweist, wie der Lehrer das: $2 \times 2 = 4$. Und diese Parallele ist die Kunst, oder besser gesagt: der schaffende Künstler.

Behen wir auf welches Gebiet wir wollen: Musik, Dichtung, Malerei — überall muß, wenn der Künstler seine Intention „empfängt“ — hier ist das Wort! — eine Art Jungfräulichkeit vorhanden sein, eine unbedingte und schlackenlose Reinheit. Ist diese nicht vorhanden, dann unterliegt das Werk der Konvention, einem unreinen Pathos, kurz: einer ursprünglichen Beeinflussung und Beeindruckung von seiten der Welt.

Jedes wahrhaft große künstlerische Gebilde jedoch hat seine Empfängnis von Gott, oder wenn wir aus kläglicher Feigheit diesen Begriff scheuen: vom reinen Geist, aus dem Reich der Ideen, wie Platon sagt, oder wie wir's auch bezeichnen wollen. Und eine solche Empfängnis verlangt jungfräuliche Reinheit, d. h. Unberührt-heit schlechweg, — unberührt nämlich von alle dem, was diese unsere Welt am Ungeistigsten birgt.

Wenn Beethoven komponierte oder wenn Bach seine Fugen schrieb, wenn Rembrandt malte oder unter den Händen des Praxiteles oder Michelagnolos der tote Stein zu lebendigem Leben erwachte, wenn Sophokles oder Shakespeare ihre Dramen dichteten oder wenn Dostojewski an seinen klingenden Menschheitspyramiden schuf, — dann war es nicht der „Mensch“, welcher sie



leitete, jener viel-gerühmte und -bewunderte Verstand, sondern eben jenes Etwas, oder ein Teil von jener göttlichen Kraft, welche die in den betreffenden Momenten von allen irdischen Schlacken freie und unberührte, also jungfräuliche Seele zum Tönen brachte. Nur wo eine solche Keuschheit und Jungfräulichkeit in den Momenten künstlerischer Empfängnis vorhanden ist, wird die Grundlage geschaffen zu allen jenen künstlerischen Produkten, welche zeitlos sind und wahrhaft groß.

Eine solche bloße Empfängnis aber tuts nicht allein, sondern die Jungfrau muß gleichzeitig Weib sein, damit das Empfangene auch geboren werde. Es gibt unendlich viele Menschen, die wohl bereit sind für irgendwelche künstlerische Empfängnis, die aber nicht das „Weib“ in sich haben, nämlich die Fähigkeit und die Geduld, das Empfangene in sich reifen zu lassen und das Bereifte zu gebären. —

Was hier gesagt worden ist, trifft nun aber nicht etwa bloß für die künstlerische Intention zu, sondern für alles, was dem Menschen einen Eigenwert gibt, was ihn speziell erst zum „Menschen“, d. h. zum göttlichen, phantasiebegabten Wesen macht und was ihn vom Tier unterscheidet. Vielleicht ist unsere Zeit in besonderem Maße jungfräulich, denn es wimmelt von Ideen; „Weib“ ist sie nicht, denn die geschäftige Unrast läßt ihr keine Zeit, die Idee auszutragen und zu gebären.

Es erübrigt sich nun beinahe, nach dem Vorangegangenen noch besonders darauf hinzuweisen, daß die „Madonna“ in der Kunst eine hervorragende Rolle spielt, ja eine Rolle, die — zufolge ihrer innigsten Zugehörigkeit zum eigentlichsten Wesen der Kunst — noch über die des Bekreuzigten geht. Wohl unstreitig die meisten Madonnen schuf Shakespeare. Leider wissen die Wenigsten um sie. Um so mehr weiß man um jene, welche zwar den Namen tragen, aber im Grunde gar keine Madonnen sind, — ich meine alle jene viel zu vielen der italienischen Renaissance.

Und somit komme ich zu jenen Sälen, welche wir jetzt gemeinsam betreten wollen und zu jenem Abschnitt, welchem ich die Überschrift „Madonna“ gegeben habe, eben weil mir scheint, daß wir keinen besseren Maßstab, kein besseres Kriterium haben können, als wenn wir uns eben mit diesem Begriff an jene immense Sammlung heranwagen. Wenn wir die Erbsen lesen wollen: nach rechts die guten, nach links die schlechten, dann hilft uns nichts so sicher und schnell als jenes tiefinnerliche Gefühl, das uns beim Worte „Madonna“ erfüllt und vor das wir nur jene Schöpfungen zu halten brauchen, um in diesem reinen Spiegel zu erkennen, ob das, was sich uns zeigt, klar oder verzerrt ist.

Madonnen gibt es in jenen Sälen wie Sand am Meer, nur schade, daß sie so wenig oder garnichts gemein haben mit dem, was wir darunter verstehen wollen. Aber schließlich, „ma donna“ bezeichnet ja auch weltlich gesprochen nichts anderes als „mein Weib“, — im erweiterten Sinne „mein Mädchen“, „meine Geliebte“, „meine Angebetete“ oder gar „meine Courtisane.“

Als Gawrika Ardalionytich Zwolgin den Fürsten fragt, welchen Eindruck die Photographie Rastafjas Filippownas auf ihn

mache, da antwortet dieser: „Ein wunderbares Gesicht! und ich bin überzeugt, daß ihr Schicksal kein gewöhnliches ist. Es ist ein stolzes Gesicht, unalaublich stolz, nur weiß ich nicht, ob sie auch gut ist.“

Was wollte der Idiot damit sagen? Sollte in dieser kurzen, knappen Bemerkung etwa eine Kritik all jener Madonnengesichter liegen, welche die Uffizien uns präsentieren? Aber wie denn? Ist es nicht skandalös, eine Nastasja Filippowna in einem Atemzuge mit jenen „Madonnen“ zu nennen?

Ich gebe zu, daß dieser Vergleich fürs erste absurd, oder vielleicht noch besser gesagt, unpassend, ja frevelhaft erscheint, weil unser Gefühl sich auflehnt gegen eine Bemäntelung irdischer Erotik mit dem Göttlichen. Gerade das aber haben jene Maler der Renaissance immer wieder und wieder zustande gebracht. In immer neuen Kombinationen, Formen und Farben haben sie ihrer Sinnlichkeit den geistigen Nimbus gegeben und so in einer Weise mitgeholfen, das wahrhaft religiöse Empfinden zu untergraben, wie es in diesem ausgeprägten Maße nur wenige Epochen der Dekadenz fertig gebracht haben.

Es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn man den Grundsatz aufstellt, daß man mit ziemlicher Sicherheit den Geist einer Zeit prüfen kann an der Stellung des Weibes in ihr. Wenn Shakespeare seine *Borgia* identifiziert mit der göttlichen Gerechtigkeit und Gnade, seine *Miranda* mit der unantastbaren Keuschheit und dem kindhaft-abgeklärten, Segen-verbreitenden Ruhen-in-sich, wenn er uns zeigt, wie gerade *Mariana* mit ihrer duftenden und klingenden Leibessinnlichkeit es ist, welche in *Angolo* die Erkenntnis weckt, daß der Trieb durch den Geist zu überwinden sei oder wenn er uns schließlich in dem leuchtenden Doppelgestirn *Hermione-Verdita* ins Reich der Mütter und des adligen Weibes führt, so war eben damit nur vorweggenommen und in unübertrefflich künstlerische Form gebracht, was Goethe in jene bekannte, philosophisch-abstrakte Sentenz hineinzwang, wenn er seinen *Faust*, um das lockere Gebilde gedanklich zusammen zu schweißen, mit den Worten endigt:

„Das Ewig-Weibliche
zieht uns hinan.“

Zusammengefaßt und auf das religiöse Gebiet übertragen entsteht das, was den Kern des Madonnenkults bildet und was so alt ist als die Menschheit selbst.

Es ist schlechterdings unsagbar, wie Luther, der Künstler, diesen Kult aus dem protestantischen Dogma herauslassen konnte.

Zugegeben nun, das Borge sagte habe seine Richtigkeit und die visionären Gestalten und Symbole der erlauchtesten Geister und Ideen hätten nicht gelogen, dann muß mit Konsequenz auch zugegeben werden, daß alles das, was diesem erweiterten Madonnenkult die göttliche Weihe nimmt, von vornherein eine Abkehr vom Urquell, eine Entartung bedeutet, sowohl eine Entartung des Künstlers, als auch der ganzen Zeit, weil sie etwas derartiges gut hieß, ja überhaupt werden ließ.

Der weitere Schritt, der sich daraus ergäbe, wäre eine Regierung so ziemlich der gesamten Renaissance. Denn wenn die Kunst

das sichtbarste Kriterium eines Zeitabschnittes ist, so scheint das Weib — abgemessen an den unzähligen Renaissance-Madonnen — in der Weltgeschichte kaum eine elendere Rolle gespielt zu haben als damals.

Freilich, eine Rolle hat es natürlich gespielt, — und was für eine! Als Dame oder Tochter eines fürstlichen Kaufmanns, als „unverstandene“, müde und resigniert lächelnde Donna Lisa, als ätherische Gattin eines bananen Kunstmācens oder als lüsterne, hochnäsige und sich maßlos langweilende Haustochter, die im Manne nur das Instrument ihres Amüſements sieht. Aber diese Rolle war ja bei Lichte betrachtet nur die eines Gefäßes der Lust, und der kalte, hochmütige Gesichtsausdruck war nichts anderes als die ursächliche Folge dieser Abkehr vom eigentlichen Wesen des Weibes.

Kein Weib aber kehrt sich aus sich selbst heraus von ihrer eigensten, göttlich-weiblichen Wesensart ab. So wie Nastasja Filippowna erst durch den dunklen Ehrenmann Iwanowitsch Tozkij zu dem geworden war, was sie äußerlich wenigstens zu sein scheint, so waren auch ganz gewiß jene Frauen der Renaissance erst durch ihre triebhaft-lüsterne und frivolen Männer, Liebhaber und Künstler zu jenen seelenlosen Schönheiten geworden, hinter deren stillem, „madonnenhaften“ Antlitz das Tier lauert und die perverse Lust am Quālen und Leiden-machen.

„Es ist ein stolzes Gesicht, unglaublich stolz, nur weiß ich nicht, ob sie auch gut ist.“

Da liegt es! — der Idiot hat recht, denn sein Instinkt für das, was gut und böse ist, trügt nicht. Er sieht durch die Maske hindurch, auch wenn sie Madonnenzüge trägt. An uns aber liegt es, ihm nachzufolgen und festzubleiben, auch wenn eine Raffael'sche Sirene uns mit ihrem bezauberndsten Gesange lockt. Sollen wir uns die Ohren mit Wachs verstopfen, wie der Weltumfahrer Odysseus, weil er sich zu schwach fühlte, um der Versuchung zu widerstehen? — Nicht nötig! — Wenden und verweilen wir lieber bei denen, die wie Pears Tochter Cordelia oder Othellos Desdemona, wie Dostojewskis Katja, Soſja oder Nastasja zu uns sprechen von dem wahren Wesen und der göttlichen Würde des Weibes.

Und da sind es vor allem zwei Bilder, welche uns gleich eingangs entgegentreten, und mit denen man sich eigentlich beim ersten Besuch voll und ganz begnügen könnte: Zwei Madonnen, die eine von Cimabue und die andere von Giotto. Sie hängen beide in einem Saale und ich bin überzeugt, daß sie sich auch dann zusammengefunden hätten, wenn sie zeitlich nicht zusammengehören würden.

Groß und erhaben, in byzantinischer Strenge thront Cimabues Göttin auf einem geäderten und besternten, hoch in den Himmel hinein ragenden Marmorsitz. Hier handelt es sich nicht um ein willkürliches, ästhetisch-raffiniertes Spiel mit Formen und Farben, sondern um eine jenem Gotteszwang restlos unterworfenen, unbedingt notwendige Aeußerung tief inneren Erlebens. Noch ist der Abstand unendlich weit, und das klassische, herbe Antlitz der Jungfrau mutet eher wie das einer griechischen Göttin an. Das Weib

ist hier noch unnahbare Repräsentantin des Überirdischen. Der leicht geneigte Kopf und die auf das Kind hinweisende edle Geste der Rechten ist alles, was dieser *Maësta* Leben und Rhythmus verleiht. Und dazu das eigenartige Dämmerlicht, das die ganze Gruppe samt Engeln und Heiligen mit einem mystisch-visionären Hauch überzieht.

Und nicht weit davon, an der schmälern, dem Eingang gegenüberliegenden Wand, hängt jenes andere Bild, das man gleichsam als den Ausgangspunkt der Florentinischen Renaissance, als den Urheber jener großen künstlerischen Strömung bewerten kann: Giottos *Madonna mit Heiligen und Engeln*.

Cimabue und Giotto gehören unmittelbar zusammen; und zwar nicht etwa bloß ihres Verhältnisses von Lehrer und Schüler wegen, sondern als Geistesverwandte, als Menschen gleichen Ringens und Strebens, gleicher Lauterkeit und gleichen Ernstes.

Giotto ist der Vollender Cimabues, die gradlinige Fortsetzung und Entwicklung eines Genies, dessen ganze ungeheure Kraft sich erst verbrauchen mußte, um die Kunst aus der eifigen Erstarrung im byzantinischen Schema zu erlösen und seinem großen Nachfolger den Weg zum Gipfel frei zu machen. Es gibt zwischen diesen beiden Großen keine Lücke, auch keinen Vergleich, denn keiner ist ohne den andern denkbar. In ruhigem Fluß geht die Entwicklung der Kunst von dem einen auf den andern über, und es ist eine der sichtbarsten Offenbarungen allwirkenden Geistes, daß der für das Vollweberhandwerk bestimmte Knabe allein seinen Weg zu dem fand, den er vollenden sollte.

Welcher Art nun diese Vollendung ist, das lehrt, wenn wir unsern Blick langsam hinübergleiten lassen von Cimabues *Maësta* zu Giottos *Madonna*.

Aus der himmelthronenden, junonischen Göttin ist das Weib geworden, das Weib in seiner vollsten Blüte und Reife. Kein schwächtiges, überschlanke Botticellisches Treibhausgewächs, sondern eine Gebärerin, eine Mutter. Das einzig Aristokratische an ihr ist die lange, schmale Hand, die auf dem Knie ihres Kindes ruht und die einen rechten Kontrast bildet zu den behäbigen und weichen Formen ihres Leibes. Man kann ihr Gesicht nicht eigentlich schön nennen, aber gut ist es, voller Liebe und Sanftmut und ein inneres Glücksgefühl leuchtet aus ihren seltsamen, ruhigen Augen. Giottos *Madonna* ist eine Wissende, genau wie die Frauengestalten Botticellis, Ghirlandajos oder gar Tizians, aber sie ist eine Wissende in erhöhtem Sinne. Ihr Wissen ist Keuschheit, — Keuschheit, wie sie nur das reine Weib besitzt, dessen Leib kein Gefäß der Lust, sondern der klingende Ausdruck einer Seele ist. Darum ist dieser Leib auch so groß und so voll. Er braucht keine überschlanke Hüften und keine Schnüriinstrumente, denn er weiß, daß der Mann seiner Wahl erotisch gesund ist wie er selbst und alle degenerierten Reizmittel verabscheut. Giottos *Madonna* ist das untrüglichsste Merkmal jenes Zeitgeistes, und wenn wir auch sonst nichts wüßten von dem, was das männliche Geschlecht im 12. und 13. Jahrhundert getrieben, allein an diesem Weibe müßten wir erkennen, daß dieses Geschlecht ein gutes war.

Aber die Geschichte gibt uns ja Material in Hülle und Fülle an die Hand, um die Probe aufs Exempel zu machen. Wir sehen im 12. Jahrhundert ein starkes und gesundes Bürgertum als revolutionäres Element gegen alles Feudale emporkommen. Langsam, aber mit zäher Energie ringt sich ein neues Leben durch, das die alten und verbrauchten Formen, Rechte und Gesetze mit fester Hand zerbricht und an die Stelle byzantinischer Etikette und Steifheit eine neue, von gesundem Leben durchblutete, gesellschaftliche Ordnung setzt. Voll jugendfrischer Spannkraft, konzeSSIONSLOS und gerade, tritt dieser neue Geist für Freiheit und Menschenrechte in die Schranken und erklärt den Krieg allem im Konventionellen und Hierarchischen Erstarrten. Und es war wahrlich kein Strohfeuer, das schnell verbrannte, wie all das, was 1918-19 unmittelbar nach Kriegsende in Deutschland werden zu wollen schien. Die soziale und geistige Umschichtung im 12. und 13. Jahrhundert hat etwas bauernhaft Dickischädliges, das nicht so bald von dem läßt, was es sich erst einmal in den Kopf gesetzt hat. Und dazu gehört neben einer Staatsverfassung, die diesen Mündig-gewordenen konform ist, eine Kirche, oder besser gesagt ein Christentum, das ernst macht mit dem, was seines Wesens ist.

Und wie immer, wenn es sich um etwas wirklich Großes und Bedeutendes handelt, auch die Männer da sind, welche diesem allgemeinen Willen Ausdruck und Gestaltung zu verleihen vermögen, so sehen wir auch im 12. und 13. Jahrhundert Persönlichkeiten in den Vordergrund der Geschehnisse treten, wie sie an innerer Geschlossenheit kaum ihresgleichen haben: Franz von Assisi, der das kirchliche Leben mit neuem Geiste erfüllt und Innocenz III., der in weiser Boraussicht die Bedeutung dieses Mannes anerkennt, die Ordensregel der Franziskaner bewilligt und somit die Kraft der Erneuerung und Wiedergeburt in den stagnierend gewordenen Kult hineinleitet. Innocenz III. gehört zu den ganz wenigen Großen, die es verstanden haben, das revolutionäre Element mit dem Konservativismus zu verschweißen. Religion und Gottesdienst wurden durch Prediger und Mysteriespiele wieder zur eigensten Angelegenheit des Volkes, kurz, es war eine Reformation an Haupt und Gliedern, wie sie tiefer und nachhaltiger selbst nicht unter Huß oder Thomas Münzer ins Leben gerufen wurde. Daß eine solche, vom Volk getragene und genährte Bewegung ihren Niederschlag auch in der Kunst finden mußte, versteht sich von selbst. Und so sehen wir, daß Erscheinungen wie Cimabue, Giotto und Dante, Niccolo Pisano und wie sie alle heißen, nichts anderes sind, als die notwendigen Folgeerscheinungen dieser herrlichen Zeit, welche die berauschte Seele des göttlichen Narren Jacopone mit ihren glühenden Hymnen erfüllt. Eine Zeit wahrlich, in welcher zu leben es eine Lust gewesen sein muß, — weniger vielleicht für die, denen $2 \times 2 = 4$ die höchste These bedeutete, wohl aber für alle diejenigen, welche offen oder heimlich sich auflehnen gegen die sie einschnürenden geismordenden Zustände und mit mehr oder weniger Inbrunst sich hinauffehnen in jenes Reich, in welchem allein die Seele, unser göttlich Teil, zu ihrem Rechte kommt.

Cimabue und Giotto, — das war eigentlich alles, was ich bei jenem ersten Besuch der Uffizien an wahrhaft Positivem erlebte, denn auch die dritte Begegnung an diesem Tage mit Michelagnolo fiel — ich muß es gestehen — durchaus negativ aus. Seine „heilige Familie“ ließ mich kalt, wenn auch das Außergewöhnliche in Formen und Farben sofort in Erscheinung trat. Leonardo da Vinci tat selbst das nicht einmal. Und Raffael? Bei unserem ersten Besuch der Uffizien staute sich vor seiner „Madonna mit dem Stieglitz“, welche zum 1001. Male kopiert wurde, eine vielköpfige, sensationslüsterne Menschheit und wir gingen vorüber. Erst später, als wir in der Pittigalerie seine „Madonna del Granduca“ und „della Sedia“, in Rom seine Teppiche und Fresken und in Neapel seine „Madonna del divino Amore“ zu Gesicht bekommen hatten, kehrten wir zu dieser Madonna zurück, um von ihr unser Urteil bestätigt zu finden.

Wir scheint, als ließe sich das vielumstrittene Problem Raffael durch nichts einwandfreier und vollkommener lösen als eben durch die Madonna. Schön sind seine Madonnen, wunderbar schön, — aber das ist auch alles. Eigentliche Madonnen im wahren Sinne sind sie nicht. Wenn Gobineau in seiner „Renaissance“ dem sterbenden Papste Julius II. die Worte in den Mund legt: „Michelagnolo . . . Raffael . . . Der eine arbeitet . . . doch der andere? . . . Er ist bei irgend einem Frauenzimmer.“ — so trifft er damit ins Schwarze Nietzsche sagt an einer Stelle in völliger Verirrung: „Jesus ist zu jung gestorben. Hätte er länger gelebt, dann hätte er auch das Lachen gelernt.“ Diesen törichten Gedanken könnte man in anderer Version auf Raffael bezeichnenderweise anwenden und sagen: „Raffael ist zu jung gestorben. Hätte er länger gelebt, dann hätte er vielleicht auch eine Madonna schaffen können.“ Raffael hat das Glück und gleichzeitig das Unglück gehabt, eine unerhört schöne Geliebte zu besitzen, die ihm Modell war. Und über der Geliebten ist ihm das Weib versagt geblieben. Ja, man kann noch nicht einmal sagen, daß seine Madonnen etwas jungfräuliches hätten. Sie sind ebenso jungfräulich wie die Tizian'sche Venus von Urbino, die sich nach dem Bade auf ihrem Divan ausgestreckt hat und nun — in spielender Verzückung über ihre eigene Schönheit — wartet, bis man ihr die Wäsche bringt. Auch das Kind gehört nicht eigentlich zu seinen Madonnen. Es ist mehr ein verliebtes Spielen mit dem Gedanken „Kind“, als ein wirkliches Verlangen danach. Und eben darin drückt sich die ganze Kunst Raffaels aus, die immer mehr ein Spielen als ein wirklich ernstes und heiliges Ringen ist. Daß Raffael, von Geburt an gleichsam die Kulmination alles künstlerischen Könnens, Formen und Farben in ihren vollendetsten Harmonien im Blute lagen, daß er gewissermaßen den Extrakt aller seiner Vorläufer in punkto Technik darstellt, das war gleichzeitig sein Fluch. Diesen Wundermenschen mit Mozart im selben Atemzuge zu nennen ist Verbrechen. Was bei Mozart bis zur höchsten Potenz ausgeprägt war: Die Einheit zwischen Jungfrau und Weib, das fehlte Raffael absolut. Raffael muß unbedingt ein maßlos eitler Mensch gewesen sein; und eitle Menschen sind immer irgendwie unfertig, voller Hemmungen und getrübtter Erotik.

Die schroffe Ablehnung dieses Wunderjünglings durch Michelagnolo ist nur allzu verständlich. Man hat gemeint, eine gewisse Eiferucht vor diesem unbegrenzten und zugeflogenen Können sei die Veranlassung dazu gewesen. Das ist natürlich Unsinn. Raffael ist ihm rein als Mensch unsauber und darum zumider gewesen. Sein künstlerisches Schaffen war erhöhtes Equilibristentum, kurz: Raffael ist der letzte Trieb jenes falschen Reises, den so viele als die eigentliche Renaissance anstaunen und bewundern. Raffael ist das unerhörteste Verführungsmittel des Antichrist.

Von besonderem Wert als Parallele zu gewissen Kunstströmungen unserer Zeit war mir der gemachte Gotiker der Früh-Renaissance Benozzo Gozzoli. Was hier im Scheffler'schen Sinne gotisch erscheint, d. h. im Gegensatz zum griechischen Geiste und Schönheitsempfinden religiös, verinnerlicht, originär, das ist bei Dichte betrachtet gewollt, Absicht, bewußte Reaktion. Es ist damals nicht um ein Haar anders gewesen als heute. Der emporgekommene Geldadel war bestrebt, um sein kleinbürgerliches Herkommen zu kaschieren, seinen Palästen den Anstrich einer gewissen Tradition zu geben. Dazu gehörten alte Möbel, alte Teppiche, Gläser und vor allen Dingen auch alte Bilder. Und genau so wie der Handwerker und Kunstgewerbler, sofern er einigermaßen Verständnis hatte, damals glänzend bestehen konnte, indem er sich einfach auf die Imitation alter Schränke und Tische, Stühle und Truhen warf, um den typischen Emporkömmlingsbedarf zu befriedigen, genau ebenso ging die Kunst nach Brot und malte mittelalterlich-gotisch. Dieser archaisierende Stil Benozzo Gozzolis — soweit man überhaupt von Stil reden darf — erweckt durchaus den Eindruck der „Mache“. Seine naiven Felskulissen und übereinander geschichteten Figurenreihen à la Orcagna sind ebenso gewollt naiv, wie seine Hintergründe, welche den Eindruck von Bühnendekorationen erwecken: Holzgestelle mit darüber gehängten und drapierten Tüchern. Seine Bäume sind in die Landschaft gestellt wie primitives Kinderspielzeug, das auf Jahrmärkten zu kaufen ist und die Köpfe seiner Staffagefiguren reihen sich neben- und hintereinander wie eine Sammlung „echter“ Teller auf einem besonders dazu angefertigten Wandbrett. Auf den ersten Blick oder bei flüchtigem Hinschaun könnte es scheinen, als habe Benozzo Gozzoli einfach noch nicht über die erforderliche Technik verfügt und ein Late würde ihn mit Bestimmtheit unter die Primitiven rechnen, ihn also 2—3 Jahrhunderte vordatieren. Gerade das lag ja doch aber eben in seiner Absicht. Er wollte mit Bewußtsein den alten — und lediglich darum für den Parvenu „echten“ — Eindruck seiner Bilder erwecken, weil er seinen Auftraggebern zu ihrer Tradition verhelfen wollte um des . . . Geldes willen. Denn daß er absolut alle jene, von seinen Vorgängern und Zeitgenossen eroberten Gesetze der Perspektive und Verkürzung, der Zeichnung und des Kolorits beherrschte, das beweisen die Partien, wo er sich selbst, d. h. seiner Absicht, antik zu wirken, untreu geworden ist. Leicht, mühelos und selbstverständlich gelingen ihm da die schwierigsten Probleme und mit naturalistischer Schärfe werden selbst Momente dargestellt, welche ohne ein gründliches Studium des Realismus, ohne eine un-

bedingte Sicherheit in den Gesetzen der Anatomie einfach undenkbar wären. Benozzo Gozzoli ist mit eins eine talentierte Konjunkturgröße und es gibt kaum einen, der mit seinen eigenen Werken eindringlicher zur Vorsicht mit dem Umgang des Begriffs „Gotik“ mahnen könnte als er. Überhaupt glaube ich zweckmäßig schon an dieser Stelle vorweggreifen zu können, daß es mit einer solchen Schematisierung der Kunst in die zwei Rubriken „gotisch und griechisch“ seine 2—17 Seiten hat.

Die entzückende Aussicht aus den Fenstern des Corregio-Saales über die sonnenbeschienenen Dächer und geschwungenen Gebirgsformen fern am Horizont, der reizvolle Blick vor allem aus den Fenstern der Querverbindung beider Flügel auf den Arno mit dem von malerischen Häusern bestandenen Ponte vecchio und die dahinter ansteigende, ungemein liebliche Hügelkette, lockte uns ins Freie. Was hätten wir auch besseres tun können, als diesen sonnigen und klaren Namittag in Fiesole zu verbringen. Doch davon später. Um des Zusammenhanges willen scheint es mir zweckdienlich zu sein, unsere späteren Eindrücke in den Uffizien hier gleich folgen zu lassen, schon deswegen, weil sie mehr oder weniger zu dem gleichen Thema gehören.

Über Luca Signorelli, dessen „heilige Familie“ in gewissen Beziehungen zu der Michelagnolos steht, will ich erst im Zusammenhange reden, wenn wir vor seinem gigantischen Hauptwerk, den Fresken im Dom von Orvieto stehen werden. Dagegen möchte ich, wenn auch nicht lange, bei einem Menschen verweilen, dessen innige und feine Lyrik an Goethe erinnert: Fra Filippo Lippi. Wie Vasari berichtet, ist er mit seiner Madonna aus dem Kloster entflohen, wohl weil der Trieb zum Leben und die Leidenschaft die strenge Ordensregel nicht ertrug. Aus dieser Gemeinschaft kam der barocke Hitzkopf Filippino, der Vorläufer Rubens, jener Maler, der die bunten Kirmesbänder am Kreuz malte. Wer weiß, ob dieser Heißsporn seinen Ursprung nicht noch innerhalb der Klostermauern gehabt hat, — vielleicht war er sogar die Ursache, daß die Eltern fliehen mußten, um dem Kloster die Schande zu ersparen. Und schließlich: Ist nicht vielleicht gerade die strenge Ordensregel der ausschlaggebende Faktor gewesen, für das Unbändige dieses Menschen? Das Gesetz oder ein selbstgemachter Zwang zur Enthaltbarkeit wird immer erotisch aufpeitschend wirken, wo die Möglichkeit zur Leidenschaft vorhanden ist. Man müßte Filippinos künstlerische Entwicklung lediglich von diesem Gesichtspunkte aus betrachten, als das Resultat gleichsam, welches entsteht, wenn man zwei Stoffe, die zusammengeschweißt ein Element ergeben, unter die Druckpresse legt.

Daß jeder einzelne dieser beiden Stoffe, für sich genommen, absolut nicht dynamisch zu sein braucht, das sehen wir am Vater dieses merkwürdigen Menschen. Seine Madonnen könnte man am besten vielleicht mit jenen poetischen Ergüssen in Vergleich setzen, welche das Seseheimer Erlebnis in Goethe auslöste.

Doch nur zum Schluß noch zu einigen andern, die zwar nicht direkt in diesen Zusammenhang hineingehören, die ich aber trotzdem nicht unerwähnt lassen darf, weil sie als bedeutende Bestandteile

dieser Sammlung zu einem Vergleich mit dem Borangegangenen herausfordern.

Rubens wird mir immer wesensfremd bleiben. Seine Kreuzigungsbilder in der schönen Kathedrale von Antwerpen dürften das Einzige sein, was bisher zu mir gesprochen hat. Wer weiß, ob sie es heute noch tun würden? Wo ich sonst aber diesem Ungeheimen begegnet bin — ich denke insonderheit an den großen Rubens-Saal im Louvre, — da überkam mich überall das gleiche Gefühl wie hier vor seinen mit Allegorien überhäuften Triumphbildern Heinrichs IV. Seine innere Größe ist seinen riesenhaften Formwurzeln nicht conform. Er jongliert gewissermaßen mit Planeten, um gigantisch zu erscheinen. Am offenbarsten wird seine Schwäche, wenn man sich die bekannte Alexanderschlacht neben seinen Bildern vergegenwärtigt, jenes wahrhaft gigantische, pompejanische Wandgemälde im Nationalmuseum von Neapel. Doch davon später.

Endlich muß ich noch zwei Namen nennen: Hans Memling und Albrecht Dürer, die besonders stark auf mich gewirkt haben. So eigenartig und befremdend auch das Madonnenbild des letzteren auf den ersten Blick ist, jenes schlichte, deutsche Weib nämlich mit dem Kinde und dem Apfel, so markant deckt es doch auch den wesentlichen Unterschied auf zwischen jener rein sinnlichen Auffassung und Darstellung des Weibes der Renaissance in ihrer Verwirrung und dem Weibe in seiner Vollendung. Die Eva und die Madonna in Eins. — das Weib, das der Versuchung verfiel und das Weib, welches den Gottesohn gebar! Ich weiß nicht, ob ich mich, wenn ich wählen dürfte, nicht für dieses kleine, wenig beachtete und eigenartige Bildchen Albrecht Dürers entscheiden würde.

Nun aber nach Fiesole!

Allein schon die Fahrt hinauf war eine Erholung und Erquickung. Die Kastanien blühten um die Wette mit den Glycerinien, deren himmelblaue Dolden in märchenhafter Ueppigkeit über die Zäune und zitronenfarbenen Mauern hingen. Tief und geheimnisvoll in ihren Gärten lagen Landhäuser, Villen und Paläste, von Pinien und Zypressen gravitatisch umstanden, und je höher wir kamen, umso weiter rollte sich das überreiche Land vor unseren entzückten Blicken auf. Jenseits der niedrigen Mauern, auf denen da und dort rastende Männer und Frauen mit schon tief eingebräunten Gesichtern saßen, breiteten sich Olivenhaine wie grau-grüne Teppiche. Und über sie hinweg das Dächermeer von Florenz, aus dem hüben in harmonischem, klingenden Schwung die Kuppel des Domes und drüben markig und trotzig der eckige Turm des Vecchio-Palastes empor ragt. Dieser ganze braun-rote Komplex scheint rechts und links befestigt zu sein an den Enden zweier silberner Bänder, die sich nach Norden und Süden in welligen Linien verlieren. Und überall in diesem paradiesischen Gefilde die freundlichen Häuser in Weingärten und Obstplantagen. Keine Dörfer wie bei uns, sondern anmutig verstreut ganz so wie

es die intensive Kultur dieses Landes und seine engmaschige Parzellierung verlangt, liegen diese bald mittelalterlich-festungsartigen, bald wieder neuzeitlichen Gehöfte und Siedlungen wie unzählige Lichtflecken über das ganze Land verteilt.

Wir kamen an den ersten Feigenbäumen vorbei, deren Blätter sofort den südlichen Baum erkennen lassen, und da stehen auch die ersten Orangen, an denen noch die Nachlese hängt. Die Kakteen wachsen wild und treiben ihre riesigen, fleischigen Glieder aus Mauerritzen hervor. Man ist versucht, seinen Namen oder sonst ein Zeichen in diese tropischen Ungeheuer einzuschneiden, um nach Jahren, wenn man das Glück haben sollte, noch einmal hierher zu kommen, die Veränderung zu betrachten, welche — zufolge der Vernarbung der Schnittwunde — mit unserem Namen eingetreten ist. Vielleicht sind dann Hieroglyphen daraus geworden, Zeichen, die wir ebenso wenig enträtseln können, wie wir uns selbst.

Den schönsten Blick genießt man unstreitig von jenem Platze unterhalb des alten Franziskanerklosters, das Fiesole krönt. Wie der leibhaftige Garten Eden mit einer Fruchtbarkeit ohne Ende, so dehnt sich dieses Arnotal vor unseren fast trunkenen Augen.

„Hab ich's dir nicht gesagt, Jsaak“, plappert neben uns ein grauhaariger, jüdischer Kleinbürger, „hab ich's dir nicht gesagt, daß ich hab' ne Ueberraschung für euch.“ Und dabei klopft er seinem sehr geschäftsmäßig dreinschauenden Jsaak andauernd auf die Schulter.

Jsaak hat scheinbar nicht viel übrig für derartige Naturschwärmereien und väterliche Günstbezeugungen, denn er hat andererers im Kopfe. Er schiebt seinen Arm um die nicht gerade schlanke Taille seiner bräutlichen Sarah und flüstert ihr etwas ins Ohr. Sarah lacht halb schamhaft, halb lüstern auf, und der närrische Alte, der doch am Glück seiner Kinder teilnehmen will — hat er's denn nicht „verdient?“, hat er nicht Anspruch darauf?, hat er denn nicht bezahlt die Reise? — fährt in seinem schmusenden Tone fort: „Was hat er gesagt. Sarachen? — Wie? — Was? — Ach du bist mir mal gescheidt, Jsaakchen! — Muttchen, hör' doch, was der Jsaak hat gesagt — hihhi — Sarachen, ja, ja, der Jsaak, das 'is' dir einer. — Stolz könn' wir sein auf'n Jsaak . . .“ und immer wieder klopft er — sich prustend vor Lachen — seinem „Söhnchen“ trotz aller Abwehrgesten auf die ein wenig höckrigen Schultern.

Rechts von dieser Gruppe, in ostentativer Isoliertheit, sitzt ein französisches Hochzeitspärrchen auf der Mauer. Die junge Gattin, eine elegante, echte Französin, hat sich grazios und reizvoll an ihn geschmiegt, während er — anscheinend schon etwas müde — sich in jenem übernommenen Zustande zu befinden scheint, welchen der ernüchterte Troilus also charakterisiert:

„O, daß ich glaubt', es könne je ein Weib
Für ewig nähren Liebesflamm' und Blut! . . .“

Das eben ist das Ungeheure in der Liebe, daß der Wille unendlich ist und die Ausführung beschränkt; daß das Verlangen grenzenlos ist, und die Tat ein Sklave der Beschränkung . . .“

„Gehen wir ins Kloster, Ophelia . . .“

Und lächelnd schritten wir die kurze Steigung an S. Messian-
dr. vorbei nach dem Franziskanerkloster hinauf. —

Warum soll ich's nicht eingestehn, daß das Kloster von jeher meine gedankliche Zufluchtstätte gewesen ist? „Geh ins Kloster, Ophelia . . .“ Dieser lapidare Satz hat sich dem Sekundaner bereits unverwischbar in die Seele geprägt. Dieser aus tiefster Zerrissenheit und jammervollster Erkenntnis heraufsteigende Rat, welchen Hamlet seiner Geliebten auf den Weg gibt, war auch mir schon seit vielen Jahren immer so etwas wie eine „ultima ratio“ gewesen, wenn's — wie man zu sagen pflegt — „zu dicke kam“. Mag sein, daß der Begriff „Kloster“ eine Utopie ist, daß es in Wirklichkeit ganz anders darin aussieht, als man sich ausmalt, — aber schließlich: Was ist denn keine Illusion? Und kann man denn von einer Illusion im eigentlichen Sinne sprechen, wenn alles, was man sich wünscht, aufs erdenklich Einfachste und Primitivste hinausläuft?, wenn man sich nichts anderes wünscht als einen kahlen Raum von höchstens 4 Meter im Quadrat, mit einem harten Bett, einem Tisch nebst Stuhl aus Fichtenholz und einem kleinen Fensterchen, das auf den quadratischen Klosterhof hinausführt? „Aber“ so wird gewiß manch einer mir entgegen halten „das ist ja eben gerade das offenbarste Zeichen deiner Uebersättigung, lieber Freund. Ein solches Verlangen nach primitivster Einfachheit und spartanischer Lebensführung dürfte ja gerade der Gipfel des Raffinements sein.“ Natürlich, man kann's auch so drehen, — wie man ja überhaupt alles mit einigermaßen Gewandtheit so verdrehen kann, daß etwas Negatives dabei herauskommt. Und selbst angenommen, daß es seine Richtigkeit mit dem Höhepunkt des Raffinements hätte, — könnte mir das nicht höchst gleichgültig sein? Wenn die Uebersättigung, unter der ich übrigens bis jetzt noch niemals sonderlich zu leiden hatte, tatsächlich zu jenem Verlangen nach absoluter Entsaugung führt, dann kann ich mir nichts besser vorstellen, als diese Entwicklung nach Möglichkeit zu beschleunigen, um recht bald dort anzulangen, wo die Ruhe ist.

Über dieses Ruhebedürfnis hat seine Ursache ja garnicht in der Uebersättigung, sondern in unserer ganzen vertrackten Zeit. Die Maschine ist schuld, — die Maschine, von der es heißt, daß sie die Menschheit entlaste dadurch, daß sie ihr eine immense Arbeit abnehme, und die doch in Wahrheit nichts anderes tut, als den Menschen immer mehr und mehr zu versklaven und ihn gleichfalls zur Maschine zu machen. Der maschinelle Geist unseres Zeitalters frißt die Entwicklung der Eigenpersönlichkeit auf. Alles bleibt an der Oberfläche und wird vom stetig wachsenden Tempo mit fortgerissen. Ein Verweilen, ein Sich-in-sich-versenken, Ruhe zum organischen Wachstum und eine gewisse notwendige — keineswegs etwa bürgerlich-ge sättigte oder ästhetische — Beschaulichkeit gibt es nicht mehr. Die Maschine ist der Tyrann des Menschen geworden. Kein Wunder, daß er sich in die Heimat zurücksehnt.

Denn im Grunde genommen braucht er ja das alles nicht: Auto, Telephon, Flugzeuge und all die Dinge, dereitwegen Fabriken über Fabriken aus dem Boden schießen, um die stetig wachsenden Ansprüche der Menschheit zu befriedigen. Der sogenannte Fortschritt,

welcher in diesen Dingen liegen soll, ist ja doch nur ein unerhörter Selbstbetrug, der die geistige und kulturelle, d. h. spezifisch „menschliche“ Rückentwicklung und die Scham vor der letzteren verschleiern soll.

Aber es hieße, den Gedanken nur halb durchdenken, wenn wir hierbei stehen blieben.

Allerletzten Endes nämlich ist es nicht die Maschine, welche den Menschen zerreibt, unstet und flüchtig macht, sondern das Kapital. Nichts ist so eng zusammengekuppelt wie Kapital und Maschine, und die letztere ist nur ein williger Handlanger des Kapitals, das durch die erdenklichsten Mittel die Ansprüche der Menschheit immer höher schraubt, um immer mehr produzieren zu können und dadurch wieder immer mehr zu verdienen. Mit erschreckender Deutlichkeit konzentriert sich das Kapital in einigen wenigen, weltumspannenden Trusten, denen rettungslos verfallen ist, was nur irgendwie in ihren Bereich tritt. Und was stände heute noch groß außerhalb! Selbst die nationalistischen Verbände aller Länder, so wenig sie es auch wahrhaben wollen, sie sind doch alle nur Werkzeuge in den Händen derer, die hinter den Kulissen die Welt regieren. Und eben diese 5 oder 10 Unumschränkten sind es auch, welche die Ansprüche der Menschheit unentwegt erweitern, um sich immer von neuem wieder neue Absatzgebiete zu schaffen. Absatzgebiete für Waren, von denen 50 Prozent überflüssig, 40 Prozent für die Vernichtung des Geschaffenen in Form von Kriegsmaterial etc. und höchstens 10 Prozent für den notwendigen Bedarf bestimmt sind.

„Das ist eine Welt! das heißt eine Welt!

Und fragst du noch, warum dein Herz

Sich bang in deinem Busen klemmt?

Warum ein unerklärter Schmerz

Dir alle Lebensregung hemmt?“

„Geh' ins Kloster, Ophelia; denn wisse“ . . . (um mit dem greisen Bear fortzufahren) . . . „Wir Neugeborenen weinen alle, wenn wir die große Narrenbühne betreten.“ Der Gang des Geistigen zum Mönchstum ist in der Tat nichts Unnatürliches, wie man gemeinhin immer reden hört. Abgeschlossen sein von der Welt, ist noch lange kein Tod-sein. Erst Prospero auf seiner weltfernen Insel ist ein Freier, ein Unbedingter, dem die guten und bösen Kräfte der Natur ebenso zu Gebote stehen, wie jenem Franziskaner der Hochrenaissance aus „Romeo und Julia“. Arbeiten-können in völliger Abgeschlossenheit von dem nichtigen Lärm des Tages und von jenem aufreizenden und verwirrenden Getöse, das die ewig zänkische Welt verursacht, heraufbeschwören-können jene Geister, welchen Ariel gebietet und schaffen-können an dem, was unseres Geistes ist, ohne dabei abgelenkt und irreführt zu werden von dem Zwang oder der Rücksichtnahme, welche die Mitwelt von uns fordert, — das ist die magretische Kraft, welche ihren Einfluß ausüben muß auf alle diejenigen, welche noch eine Sehnsucht nach Erfüllung besitzen.

Freilich, das Kloster, in welches wir traten, war gar kein eigentliches Kloster mehr. Der lebhafteste Fremdenverkehr hatte es im Laufe der Zeit zu einer Art Sparbüchse für den ganzen Orden ge-

macht und die wenigen noch anwesenden Mönche machten mit fast schon wesenloser Freundlichkeit Führerdienste. Man führte uns in die kleine Kirche, in das friedenatmende Klostergärtlein, das sich Böcklin, welcher 7 Jahre in Tiesole gewohnt hat, anscheinend zum Vorwurf genommen hat, man geleitete uns in die immerhin sehenswerte ostasiatische Sammlung, in die unterirdische, nach Andacht und innerer Sammlung geradezu schreiende Kapelle, in die winzigen Schlafzellen der Mönche, die aber anscheinend unbenuzt waren, und wer dieses Kabinettstückchen von Kloster wieder verlieh, der durfte sich in ein Fremdenbuch eintragen und erhielt gegen ein kleines Entgelt, dessen Höhe dem Einzelnen überlassen war, ja das überhaupt nicht entrichtet zu werden brauchte, ein kleines Zettelchen, eine Art Amulett.

Dieses Stückchen Papier liegt, während ich das folgende niederschreibe, vor mir; denn es war eigentlich meine Absicht, diesen Tag mit jenem Worte Franz von Assisis zu schließen, das (auf italienisch natürlich) auf der Vorderseite des Blattes unter einer Kreuzabnahme zu lesen ist.

Von dem Augenblick jedoch, wo ich es wieder in Händen und direkt vor Augen habe, tritt jenes andere wieder mehr in den Vordergrund, was ich damals beim Empfang des Zettelchens so stark empfand.

Die Worte Franz von Assisis nämlich haben, so scheint es mir wenigstens, absolut keinen Zusammenhang mit jener Kreuzabnahme. Sie enthalten zwar einen schlichten, einfachen Hinweis auf den Erlöser und auf die Kraft des Glaubens an ihn. Daß sie aber im Hinblick auf den Kreuzestod, oder gar die Kreuzabnahme (welches zweierlei ist!) ausgesprochen worden sein sollen, scheint mir zum mindesten zweifelhaft.

In jenem Moment nun, wo mir der freundliche Franziskaner dieses Zettelchen in die Hand drückte und ich im Begriff stand, aus dem Kloster wieder heraus zu treten, da überfiel mich plötzlich beim Anblick dieser Kreuzabnahme und beim überfliegen des darunter befindlichen Sprüchleins, mit einer Eindringlichkeit ohnegleichen jener Gedanke, den der Fürst in Dostojewskis „Idioten“ ausspricht, als Rogoschin ihn plötzlich und unerwartet fragt: „Glaubst du an Gott?“ Wie sich die, welche den „Idioten“ kennen, vielleicht erinnern werden, stellt Rogoschin diese Frage in Ansehung einer Kreuzabnahme, welche im Saal seiner Wohnung hängt. Und was für eine Antwort gibt der Fürst?

„Vor diesem Bild kann einem jeder Glaube vergehen?“

Seltam. — warum mußte ich ausgerechnet in diesem Augenblicke dieser Antwort des „Idioten“ gedenken? Aber wie denn, — ist eine solche Fragestellung nicht überhaupt das allertörichste von der Welt? Sind wir denn Herr unserer Gedanken? Entwickelt sich nicht vielmehr unser Werdeprouzess nach uns gänzlich unbekanntem Gesezen, die in unserem eigentlichen Sein, in unserem Urterbewußtsein, obwalten?

Kurz und gut, diese Antwort des „Idioten“ war urplötzlich aus der Tiefe heraufgestiegen und setzte sich derart in mir fest, daß

es mir keine Ruhe ließ, bis ich mir ihre Begründung wieder gegenwärtig hatte. Und dies geschah stückweise auf dem Wege nach Florenz, welchen wir in Überschätzung unserer Kräfte diesmal zu Fuß zurücklegten. Und so kommt es, daß dieser Abstieg von Fiesole, diese herrliche Abendwanderung durch die zauberhaft schöne Landschaft, deren Reize durch die leuchtenden Farben sinkener Sonne noch unendlich gesteigert wurden, in meiner Erinnerung aufs innigste verwoben ist mit jenen Gedanken, welche der „Idiot“ so unvermittelt in mir wachgerufen. Gleich eratischen Blöcken stehen sie mitten in jenem Knospen und Blühen und so oft ich mich der Zäune mit den gelben und weißen Kletterrosen erinnere oder der geheimnisvollen Gartentore mit ihren riesigen Zypressen, dann steht gleich daneben auch irgend einer jener riesigen Quadersteine:

„Das Wesen des religiösen Gefühls steht außerhalb aller Verbrechen und atheïstischen Lehrlätze“ — — oder: „Wenn der Meister selbst am Vorabend seiner Hinrichtung das Bild seines Leichnams hätte sehen können, wer weiß, ob er sich hätte kreuzigen lassen?“ —

Ich wüßte nicht, daß mir eine Anwandlung fremder Gedanken und Ideengänge schon jemals so aus der eigenen Verfassung heraus gekommen wäre wie damals, als ich aus mir selbst heraus jene ungeheure Szene nachdichtete, wo der russische Christus, Fürst Mjshkin, der Idiot, sich mit dem schwindstüchtigen Nihilisten mißt.

Weiß der Himmel, was für eine tiefere Bewandnis es mit dieser Ideenassoziation hat und warum sich ausgerechnet Dostojewski in meinen Aufenthalt in Florenz hineinschmuggelt.

Als wir in die Stadt kamen, war es dunkel, die Läden geschlossen und die Straßen zeigten ein so verändertes Gepräge, daß wir wohl eine halbe Stunde lang suchen mußten, ehe wir unser Quartier gefunden hatten. Wie sich schließlich herausstellte, waren wir zweimal bereits daran vorbeigegangen. Aber das kommt davon, wenn man sich nicht einmal Straße und Hausnummer merkt!

*

Nichts ist erfreulicher, als eine gänzlich unerwartete Überraschung, als ein Geschenk, das einem unvermutet in den Schoß fällt. Dies geschah, als wir am zweiten Tage unseres Aufenthalts in Florenz nach S. Lorenzo gingen, um hier Michelagnolos berühmtes Grabmal zu besuchen.

Auf dem Wege dahin nämlich hatten wir den Piazza di S. Maria Novella zu überqueren, jenen Platz mit dem echt italienischen Charakter, welcher mir lieber ist als der gekünstelte Piazza della Signoria. Die beiden eigenartigen Obelisken hüben und drüben, die Loggia auf der südlichen und die schwarzweiße Dominikanerkirche mit der Schneckenfrisur auf der nördlichen Seite, dazu die Stileinheit der Häuserfassaden auf den Längsseiten, — das alles zusammengenommen löste jenen spezifischen Wohlklang aus, welcher in der Sehnsucht nach Italien und in der Vorstellung dieses Landes mitschwingt.

Doch das Ereignis, von welchem ich sprechen wollte, ist nicht dieser Platz, sondern etwas aus dem Inneren dieser Kirche, welche

dem Piazza seinen Namen gibt. Und zwar nicht etwa, wie man gemeinhin annehmen könnte, die viel bewunderten Fresken Ghirlandajos im Chor, sondern die beiden unberücksichtigten Fresken Massaccios rechts und links vom Hauptportal. Wir waren eigentlich nur so ganz en passant in diese Kirche geraten. Vielleicht wurde uns gerade darum dieser unerwartete Fund besonders wertvoll.

Im Chor wimmelte es von Menschen, welche mit dem Baedeker und mit Operngläsern bewaffnet die Fresken Ghirlandajos bis zur Wölbung hinauf abgrasten. Umso stiller und einsamer war es um jenen Großen da drüben auf der andern Seite, dessen „Dreifaltigkeit“ mit dem unvergleichlichen Hell dunkel an Rembrandt erinnert. Dieses Freskogemälde wiegt all die 14 Riesenbilder Ghirlandajos auf. Massaccio — das war mir auf den ersten Blick klar — ist die gerade Fortsetzung jener Linie, welche von Cimabue und Giotto ausgeht und die nichts zu tun hat mit einer bestimmten Zeitströmung in der Kunst. Und eben diese, der typischen Renaissancebewegung übergeordnete Linie zu suchen und zu finden, war ich ja doch vornehmlich nach Italien gegangen.

Hier ist nicht mit Aesthetik oder farbenschymphonischer Sensationslust gebuhlt worden. Groß und erhaben, mit einer unendlichen Tiefe und einem grenzenlosen, eigenen Leiden ist vielmehr dieser ungeheuerlichste Moment der Weltgeschichte zur Darstellung gebracht. Und während das Haupt sich senkt — wir wissen, daß in diesem Augenblick drüben im Tempel der Vorhang zerreißt — schaut Gott-Vater über dem Haupte seines gemordeten Sohnes die Menschheit an. Und er schaut sie immer noch an; gestern, heute und morgen, aber sie kehrt sich nicht daran. Sie mordet weiter, mordet auch immer von neuem wieder den Sohn des lebendigen Gottes.

Und rechts von dieser Freske, welche durchaus das Gigantische hat, was wir bei Rubens vermißten, befindet sich noch eine andere, eine Verkündigung. In angespanntestem Lauschen steht Maria, vornübergebeugt, während außerhalb des Hauses der Engel in körperloser Körperlichkeit ihr das göttliche Wunder verkündet. Gott-Vater, der wieder aus den Wolken sieht, ist auch hier Zeuge des heiligen Vorgangs. Und darunter, als Weiterführung gleichsam dieses großen Motiv, drei Bildchen, die als untere Kante die ganze Breite des Bildes ausmachen: Geburt, Anbetung und Taufe. Wir haben später in S. Marco die Darstellung des gleichen Begebnisses von Fra Angelico gesehen, jene Verkündigung, die so voll inniger, zarter Religiosität durchblutet ist, daß sie wie ein lyrisches Wunder anmutet. Aber diese hier in S. Maria Novella geht mir doch noch um vieles darüber. Hier schwingt inmitten der duffenden Innigkeit ein Ton, der an die Mystik Meister Eckeharts erinnert: „Was immer an Vollkommenheiten in die Seele gelangen soll, es sei göttliche Erleuchtung, Gnade oder Seligkeit, das muß alles durch die ewige Geburt in die Seele kommen: es gibt keine andere Weise. Warte allein auf diese Geburt in dir, so wird dir alles Gute, aller Trost, alle Wahrheit. In dieser Geburt wirst du des Einwirkens Gottes teilhaftig und aller seiner Gaben.“

Und gleichsam als klinge dieser Akkord ins flutend-pulsierende Leben, oder als solle uns gezeigt werden, daß es immer noch so ist wie damals, als diese Empfängnis und Geburt leibhaftig sich vollzog, so wurden wir jetzt Zeuge einer solchen Geburt, wie sie sich im ringenden und leidenden Menschen vollzieht.

Am Hochaltar nämlich fand ein liturgischer Gottesdienst statt. Es waren nicht besonders viele Menschen zugegen. Vor dem Altar stand der Priester in weißem Ornat und celebrierte das Messopfer. Für den Außenstehenden ist es immer ein merkwürdiges, beinahe komisches Schauspiel, diese verschiedenartigen Bewegungen zu beobachten, wenn man ihren Sinn nicht versteht. Bald kniete er nieder, dann klingelte der ebenfalls niederknieende Ministrant hinter ihm, bald breitete er die Arme und verbeugte sich, dann wieder stellte er ein kleines Gefäß von einer Seite auf die andere, kreuzte die Arme über der Brust wie ein Mohammedaner und neigte das Haupt, und das alles, während er mit monotoner Stimme die vorgeschriebenen Gebete verrichtete.

Nun kniete da unter den Andächtigen in den vorderen Bänken ein Mann, dessen hageres und kleines Gesicht seine ganze Lebensgeschichte ausdrückte. Er war ohne Zweifel ein Kleinbürger, vielleicht ein mittlerer Beamter oder kleiner Kaufmann, der — aus dürftigen Verhältnissen kommend — durch eine frühzeitige Heirat und ein Schock Kinder die Tradition des elterlichen Hauses gewissenhaft fortgesetzt hatte. Seine Jugend hatte ihm ganz gewiß nicht viel sonnige Tage beschert, ihm dafür aber um so rechtzeitiger und gründlicher beigebracht, was „entbehren“ heißt und — arbeiten. Mag sein, daß er sich schon als Kind seine eigenen Gedanken darüber gemacht hatte, ob und weshalb diese ewige Freudlosigkeit und das ewig sorgenvolle und gedrückte Wesen seiner Eltern denn durchaus notwendig sei. Ein paar Jährchen nur, — und er begriff aus eigenster Erfahrung: Warum und Wieso? — Mein Gott, arbeiten wollte er ja, und das konnte und tat er auch, — seine Brotherrn hatten ihm das jederzeit bestätigt, — aber wenns doch nun einmal nicht reichte! Wenn trotz allem und allem das Schreckgespenst der Not andauernd vor der Türe lauerte, und ihn die Angst aus den eigenen vier Wänden trieb! Was konnte er denn dafür, wenn eins nach dem andern von den Kindern gekommen war?

Aber nein, — sobald dieser niederträchtige Gedanke auftauchte, schlug er ihn mannhaft nieder; denn das war ja doch akkurat, als wenn er ihnen das Leben verwünschte. Und — mein Gott! — es wäre ja auch schließlich alles gegangen, wenn . . . ja, wenn seine Frau diesem Leben mehr Widerstand hätte entgegensetzen können und sich nicht von all und jeder Lappalie so niederbeugen ließe, daß er sich fürchten mußte, nach Haus zu kommen. Ihne offene und stillen Vorwürfe, daß es nicht reichte und daß ihr das Ganze zu viel wurde, trafen ihn alle wie Nadelstiche, trotzdem er sich immer und immer wieder versicherte, daß er doch nicht mehr als arbeiten könne. Und hatte er denn wirklich, wenn er abends

müde und abgespannt nach Hause kam, keine Berechtigung auf ein Stündchen Ruhe und Frieden, keinen Anspruch auf das, was man „Heim“ nennt? Aber so oft er mit diesem Verlangen hervorgetreten war, ebenso oft war ihm auch von der Gegenseite in die Hande gefahren worden: „Du willst eben immer nur „deine“ Ruhe und hast kein Verständnis dafür, was in einem Haushalt mit 12 Kindern mir für Ruhe bleibt.“ Und wenn er dann schüchtern und bescheiden auf seine zermürbende Tätigkeit hinwies, die doch wenigstens eine gewisse Erholung täglich beanspruchen dürfe, dann kam mit tödlicher Sicherheit der entsprechende Trumpf von der andern Seite. „Du sprichst immer nur von deiner Arbeit und siehst nicht, daß die m e i n e viel aufreibender ist.“ Er kannte diesen Trumpf nur zu gut und scheute sich daher, ihn von ihr auszuspielen zu lassen. Lieber nahm er seine Arbeit stillschweigend wie ein Joch auf seine Schultern und verstellte sich, tat, als sei sie wirklich nicht so zermürbend wie die ihre, um sich in diesem Schweigen wenigstens sein Teil denken zu können. Und so ging es jahraus, jahrein und er war immer kleiner und kleiner geworden. Ohne zu murren, zog er wie ein Gaul an seinem Wagen. Das Einzige, was ihn noch arbeitsrecht erhielt, war die Pflicht und — die Aussicht, daß es einmal doch zu Ende sein würde.

Wer weiß, wie lange das mit ihm schon so gegangen war. Da aber trat plötzlich — er hätte es selbst niemals für möglich gehalten — eine Veränderung mit ihm ein. „Wie?“ so fragte er sich eines Tages, „ist denn ein solches Dasein überhaupt noch menschenwürdig und lebenswert?“ Er konnte sich selbst über den Ursprung dieser Frage keine Rechenschaft geben. Sie war eben da und mit ihr das Neue, was ihn vorderhand noch wie ein grelles Licht blendete. Diese für seine Verhältnisse und — man könnte sagen — für seine „eingetragene“ Gemütsverfassung geradezu revolutionäre Frage war zu ihm gekommen wie der Dieb in der Nacht und hatte ihm so ziemlich alles genommen, was er sich im Laufe der Jahre an Stoizismus angeeignet hatte. Es war mit andern Worten eine Erneuerung und geistige Wiedergeburt mit ihm eingetreten, wie er sie noch niemals erlebt hatte. Und nachdem er tagelang wie in einem Rauschzustande herumgegangen war, — gesprochen hatte er natürlich mit niemandem über diese Veränderung, denn das Verschweigen seiner innersten Angelegenheiten war ihm im Laufe der Jahre zur zweiten Natur geworden, — hatte er sich an diesem Morgen in der Kirche eingefunden. Er wußte eigentlich selbst nicht recht wie er hierher gekommen war, geschweige denn, was er überhaupt wollte. Er kniete eben jetzt in den vorderen Bänken und rang mit Gott. Seine Lippen bewegten sich hastig, als wenn sich die Worte überstürzten. Es war, als wenn der Gedanken, die da aus ihm heraus wollten, so viele waren, wie Bienen in einem überfüllten Stock. Wenn die Zeit da ist, dann quellen sie aus dem Flugloch heraus und können es nicht eilig genug haben. Seine weit geöffneter Augen glänzten wie im Fieber und sahen nach rechts und links, ohne dabei das geringste wahrzunehmen. Ich bin überzeugt, daß, wenn man diesen Menschen heute fragen würde, ob er ungefähr wenigstens die Anzahl der damals anwesenden

Personen angeben könnte, er mit ziemlicher Bestimmtheit antworten würde, daß er in jener Stunde fast ganz allein in der Kirche gewesen sei. Das Merkwürdigste aber war folgendes: Wie durch eine Linse fielen die Bewegungen des celebrierenden Priesters auf die Resonanzplatte dieses Menschen und lösten Reflexe aus, welche sich mit seinem eigenartigen Zustande aufs innigste verbanden. Während aber die Bewegungen des Priesters dem Brauch und der Vorschrift gemäß rein formelle waren, entstanden sie hier aus innerstem Bedürfnis. Es war wirklich nicht nötig, diesen Menschen sprechen zu hören, — seine Gesten sagten genug. Wenn er die Arme breitete, als wollte er sich Gott selbst an die Brust werfen, oder als wollte er tollkühn seine eigene den Pfeilen neuen Leides darbieten, wenn er die Arme dann wieder verschränkte und aus dieser demütigen Gebärde heraus seine geöffnete Rechte hervorschob, als wollte er sagen: „Sieh her, es ist nichts, — nichts! — was ich dir verheimliche“, oder wenn er sich 5, 10, 20 mal mit der Faust an das Herz schlug und dabei mit geöffneten Lippen den Kopf wie in rasendem Schmerz rückwärts neigte, dann war's, als könnte es gar nicht anders sein, als müßte er unter allen Bedingungen Erhörung finden. Die Kraft des Gebetes, das Berge versetzen kann, sprach mit einer solchen Eindringlichkeit aus diesem Menschen, daß es jeden unwillkürlich in seine Sphäre zog. Ja, dieser Mensch war bereit zu empfangen und das Neue zu gebären, weil die Fesseln, die ihn so lange daran gehindert hatten, jetzt zerbrochen am Boden lagen.

Dies und der Massaccio da drüben, beides zusammen genommen bildete gleichsam die Klangfarbe, mit der wir hinüber gingen nach S. Lorenzo.

S. Lorenzo mit Michelagnolos Tabernakel in Form der Grabkapelle des Medicäischen Hauses ist die Fürstin unter den Kirchen Florenz'. Schon das würdevoll aristokratische Innere der eigentlichen Kirche deutet darauf hin. Die alten, prunkvollen Kirchenstühle, wie sie die Romanows nicht kostbarer aufzumeißen hatten, stehen noch an der gleichen Stelle, von wo aus die Mediceer huldvollst am „gottesdienstlichen Theater“ teilnahmen. Unendlich edel in der Form und den Tönung ist die Eingangswand, welcher man sofort den überragenden, ordnenden und klaren Geist ihres Schöpfers, Michelagnolos, ansieht; fürstlich im kapitalistisch-weltlichen Sinne die an diese Kirche angebaute, märchenhaft-kostbare „Fürstkapelle“. Man wird geradezu erdrückt von der beispiellosen Verwendung und Anhäufung edelster Materialien, mit welchen dieser achteckige Kuppelbau über der Gruft der Großherzöge Toskanas ausgestattet ist. Dieses über und über mit den seltensten Marmor- und erlesensten Stein-Mosaiken ausgelegte Grabmal ist das nachgebliebene Wahrzeichen einer so immensen, vor nichts haltmachenden, rein kapitalistischen Machtfülle, daß man unwillkürlich erschreckt zurückprallt und sich die Frage vorlegt: „Ist so etwas denn überhaupt mit menschlichen Kräften zu überwinden?“ Hier feiert das Kapital einen Triumph, welchen ihm der blasse Reid lassen muß.

Aber unmittelbar daneben, — kaum zehn Schritt durch einen schmalen, gewölbten Gang davon getrennt — setzt diesem Triumphe ein Anderes den seinen entgegen. Es gibt wohl kaum irgendwo einen Gegensatz, welcher ausgesprochener und beredter wäre als dieser hier. An die Stelle der Marmormände sind schlichte, weiße Flächen getreten, ohne jeden Zierrat, ohne den geringsten Schmuck. Aber hüben und drüben stehen dafür jene weltberühmten Sarkophage, welche Michelagnolo für die Nachkommen Lorenzo des Prächtigen schuf. In ihnen und in diesem Dicht-beieinander der beiden Kapellen zeigt sich erst, was wahrhaft fürstlich und aristokratisch ist. Eine einzige dieser unsterblichen Figuren wiegt alles auf, was das Kapital sich da nebenbei zusammengerafft hat. Und wie wunderbar, daß ein solcher Geist restlos auf alles verzichtet, was ihm an Kostbarkeiten hätte zur Verfügung stehen können. Daß Allereinfachste ist ihm eben gerade schlicht genug gewesen, um ungeschwächt und unangetastet die überragende Majestät des Geistes über die Materie zum Ausdruck zu bringen. Hier feiert der Geist einen Triumph, welchen ihm selbst der blasseste Reiz des Kapitals lassen muß.

Das Gesagte mag vorläufig genügen. Da ich nämlich später, wenn das Lebenswerk dieses Gestaltungsfürsten geschlossen vor uns liegen wird, Michelagnolo einen eigenen Abschnitt zu widmen beabsichtige, so würde ich mich nur verzetteln und wiederholen, wenn ich vorher schon das eine oder andere vorweggreifen würde. Bemerkten möchte ich nur noch, daß sich vor diesen Sarkophagen zum ersten Male die schwere Pforte vor mir aufthut, welche in jenes unermessliche Reich führt, das Michelagnolo Buonarotti heißt.

Es ist eine merkwürdige Empfindung, welche uns in Italien — wenigstens anfangs — regelmäßig überkommt, wenn wir nach solchen Stunden höchster Weihe und Spannung wieder hinaus ins moderne Leben treten. Zwei Welten scheinen dann aufeinander zu plagen, und man ist versucht, die eine von beiden als unwirklich, als Phantasiegebilde hinzunehmen. Ist es auch anders denkbar, wenn man — von Michelagnolo kommend — das pulstrende Leben auf dem Piazza Vittorio Emanuele auf sich eindringen läßt? Dieser Platz mit seinem Sandsteinparkett ähnelt dem Piazza della Scala in Mailand, nur daß Viktor Emanuel anstelle Leonardos in der Mitte steht. Der Eingang zur via Strozzi könnte in die Mailänder Galleria Vittorio Emanuele führen, — also selbst im Namen eine gewisse Uebereinstimmung. Auch das ganze Nir dieses Platzes mit seinem geschäftigen Treiben erinnert an die moderne Groß- und Handelsstadt, welcher der typisch italienische Charakter nur noch bedingt anhaftet. So beschwört z. B. das Leinwandstreifen-Plakat, welches quer über den Eingang zur via Calimara gespannt ist, jene hypermodernen Schreckgespenster herauf, von denen man bei der Leipziger Messe auf Schritt und Tritt verfolgt wird. Ueberhaupt die Plakate! Mussolini und seine Anhänger haben auf nichts Rücksicht genommen. Mit einer Frechheit und Selbstverständlichkeit ohne gleichen haben sie alles bekleistert, was

sich nur irgendwie bekleistern ließ, selbst vor altherrwürdigen Palastr- und Kirchenfassaden hat man keinen Halt gemacht. Die Politik „marschiert“ und alles wird in ihren Dienst gestellt. Am häufigsten vertreten ist das fast 1 Meter hohe Plakat „A me!“, dem man tatsächlich auf Schritt und Tritt begegnet. Auf sattblauem Grunde, von unten gleichsam heraufsteigend, ist in feuerglutfarbener Tönung eine Jünglingsgestalt dargestellt, welche den rechten Arm pathetisch quer in der Diagonale durch das Blau des Hintergrundes streckt. Der fanatische Heldenjüngling erinnert etwas an Iridus: — Aufreizende Exaltation, hervorgerufen von einem Menschen, der sich in nationalistisch-religiöser Ekstase befindet. Unter dem Bilde stehen nur die zwei kurzen Worte „A me!“ „zu mir, wählt mich,“ und ganz winzig in der rechten unteren Ecke: „Nationale partito fascista.“ In anderen Plakaten werden unter dem Titel „Italiani! Ricordate!“ (Italiener erinnert Euch, denkt daran!) lebhafteste Darstellungen von Vorgängen gegeben, die sich mit sozialistischen oder bolschewistischen Ereignissen, vor allem aber auch mit der Stellung Italiens dem Auslande gegenüber beschäftigen. Auf einem dieser Bilder sieht man eine Frauengestalt, Italien darstellend, vernachlässigt in einer Ecke sitzend, während die Vertreter der anderen Völker ihr den Rücken kehren. Daneben ist unter dem Hinweis darauf, daß Italien heute unter der Herrschaft des Faschismus in der Welt geachtet werde, gezeigt, wie dieselbe Frauengestalt in königlich stolzer Haltung auf einem Podium steht, und wie vor ihr alle, welche ihr vorher den Rücken gedreht, nun ihre Komplimente machen. Auch die nicht geringen Währungsorgen, die Italien hat, werden in den Dienst der faschistischen Wahlpropaganda gestellt. So erscheint ein Werbeplakat, in welchem man auf der einen Seite den, einen steilen Berg herabrollenden Lire sieht, während daneben eine Raupe, deren Rücken das faschistische Stabbündel zeigt, langsam den Lire denselben Berg wieder hinaufschiebt.

In den frühen Nachmittags- und Abendstunden herrscht ein unendlich bewegtes Leben auf diesem Platz und den angrenzenden Straßen. Autos und Droschken, — die letzteren immer im Prestotempo, auch wenn sie leer sind, — hohe zweirädrige Wagen von Eseln oder Maultieren gezogen, gleichsam das Largo in diesem Konzert darstellend, — Motorräder und Radfahrer, die wie verwegene Pikkoloslötentöne durch das Gewoge flitzen, schwere, massige Omnibusse und die schauerhaft kreischenden Elektrischen. Dazu die Menschen, die diesen Platz kreuz und quer wie die Ameisen ablaufen. Der Italiener ist nicht groß, dafür setzt er seine Schritte mindestens doppelt so schnell wie der Nordländer. Alle Augenblicke staut sich die Menge irgendwo zu einem Knäuel zusammen. Die Zeitungsausträger preschen mit ihrem durchdringenden Organ durch das Gewimmel: „il Popolo!“ „il Popolo d' Italia!“ Radfahrer rufen ihr „avvertenza!“ Lebhaft mit den Händen gestikulierend, wie das die Art des Südländers ist, kommen Gruppen junger Leute zu dreien und vieren und berichten sich ihre welterschütternden Erlebnisse und würdevoll-gravitätisch stolz der Offi-

zier mit seiner grauen Pelerrine durch diese tausendköpfige Zivilkarallje. Es ist ein anderes Bild als bei uns, insofern das Tempo ein anderes ist. Aber selbst der nordische, schwerblütige Ton fehlt nicht; denn mitten auf dem Platz steht massig und kompakt eine Reisegeellschaft, etwa dreißig Deutsche, die — von einem Leit-hammel geführt — ehrfurchtserschauend seinem Papageiengeplapper lauschen. Und alle sind sie mit dem roten Baedeker ausgerüstet. Ich wünschte, ich hätte ein Hundertstel des Reingewinnes, den der Verlag in diesem Jahre mit seiner Eiselsbrücke durch Italien gemacht hat.

Nicht weniger bunt und amüßant ist das Leben und Treiben in den engen Straßen und Gassen, — nicht zu vergessen der Ponte vecchio! Dieses ziellose Schlendern und Sich-treiben-lassen übrigens gehört zu den wichtigsten Programmpunkten einer Reise! Besonders wertvolle und für den Charakter des betreffenden Landes wesentliche Eindrücke und Erlebnisse wird man in 90 Prozent auf diesen planlosen Spaziergängen gewinnen. Es ist, als ob gerade dann, wenn man sich dem „blinden“ Zufall überläßt, dieser letztere einem beweisen wollte, daß er alles andere als blind sei. Ja, er führt uns Dinge zu, die man niemals zu Gesicht bekommen würde, wenn man mit Absicht nach ihnen ausginge.

Der Ponte vecchio überquert den mit hohen Raimauern sauber eingefassten Arno in drei flachen Bogen, welche — mit Ausnahme des mittleren — mit zweistöckigen Häuserreihen hüben und drüben bestanden sind. Wäre nicht in der Mitte der Brücke der entzückende Ausblick auf den temperamentvoll dahinfließenden Strom, dann würde man sie absolut vergessen, ja man würde darauf schwören, daß man sich in einer der Hauptgeschäftsstraßen befindet, und zwar in einer Spezialstraße für Gold- und Silberläden. Von einem Bürgersteig kann natürlich keine Rede sein. Und so flutet das ganze Getriebe durch diese schmale Verkehrsader zwischen den beiden durch den Arno getrennten Stadtteilen hinüber und herüber. In Deutschland würde man zunächst einmal eine solche Verbindung für den Wagenverkehr sperren, und dann wären ganz gewiß mindestens zwei Polizeibeamte dauernd stationiert, um die „Ordnung“ aufrecht zu erhalten. Hier ist weder das eine noch das andere der Fall, und trotzdem wickelt sich der Verkehr geradezu vorbildlich ab. Ein Beweis, daß es auch ohne polizeiliches Aufgebot geht. Und dabei passieren nicht nur Droschken in Unzahl diese Brücke, sondern auch Autos, schwere und schwerste Lastautos sogar, phlegmatische, hoch beladene Eselswagen, ja selbst Rad- und Motorradfahrer steigen nur dann ab, wenn es absolut nicht mehr weiter geht. Die Rutscher schreien unentwegt, aber das klingt anders als in Berlin. Von irgendwelcher Grobheit habe ich niemals und nirgends etwas bemerkt, trotzdem die Veranlassung dazu mitunter mehr als reichlich vorhanden war. Dieser Ponte vecchio mit seinem quirlenden Leben ist so recht ein typisches Bild für den Gesamtcharakter dieser Stadt. Dazu kommt das Neufere, ich meine die nach dem Fluß zu gelegenen Häuser-

fassaden dieser Brücke. In malerischem Runterbunt und Durcheinander, in fast beispielloser Regellosigkeit sind die einzelnen Wohnungen und Stockwerke wie die Vogelnester aneinander geklebt. Ich glaube einmal ein Bild von einer Indianerstadt gesehen zu haben, die auf einem riesigen senkrecht abfallenden Felsen angelegt war. An dieses Bild mußte ich denken beim Anblick dieser aus der größten Raumökonomie herausgewachsenen Bauart. Hier hat jeder einzelne Haus- ja wahrscheinlich sogar Wohnungsinhaber nach eigenem Gusto gehandelt, und so ist ein Stil entstanden, der unnachahmlich ist. Im alten Nürnberg kann man Ähnliches finden, nur daß da das typisch Gotische mehr in den Vordergrund tritt.

Uebrigens findet man diese In- und Uebereinanderschichtung auch zur Genüge in den übervölkerten Vierteln des einfachen Volkes.

Hier wimmelt es geradezu von Kindern. Trotz der geradezu schandmäßigen Wohnungsverhältnisse aber scheinen diese Leute im großen und ganzen zufrieden zu sein. Man stößt sich nicht an dem, woran sich der deutsche Proletarier dauernd stoßen würde, nämlich an den riesigen, mit der eminentesten Raumverschwendung aufgeführten, nur höchstens zu $\frac{1}{4}$ bewohnten Palästen, welche sich mitten in diesen Armenvierteln geradezu provozierend herumräkeln.

Das Leben dieser einfachen Leute spielt sich zum großen Teil auf der Straße oder vor deren Augen ab. Alle Fenster sind offen, überall hängt — äußerst dekorativ! — Wäsche zum Trocknen heraus und beslaggt die Hauswand, — man hat eben keine Geheimnisse vor einander und braucht sie auch nicht zu haben, da es allen gleich gut und gleich schlecht geht. Ich hatte den starken Eindruck, daß diese Menschen auch garnicht den Trieb haben, sich — wie man so sagt — zu verbessern und luxuriöser einzurichten. Man hat eben, was man hat und — man hat eben nicht, was man nicht hat, und damit basta!

Der scheinbar am meisten vertretene Beruf in diesen Vierteln ist der des Lumpensammlers. Ich muß gestehen, daß ich zu diesem Gewerbe eine gewisse Vorliebe habe, weil ich der Ueberzeugung bin, daß kein Lump, beziehungsweise Lumpen so schlecht ist, daß sich nicht irgendwie das Aufheben lohnt. In seinem „Aus einem Totenhaus“ schildert Dostojewski an Hand seiner Erlebnisse in der Katorga, was für eine Bewandnis es mit diesem Aufheben hat und wie gerade am tiefsten und nachhaltigsten auf ihn eingewirkt habe, wenn plötzlich bei einem der „schwersten Jungen“, bei einem äußerlich bis zur Brutalität und Bestialität verhärteten Raubmörder oder sonstigen Verbrecher momentweise zum Durchbruch gekommen sei, was — tief unter der Asche, aber doch noch lebendig — den Menschen zum Menschen und ihm wert und würdig mache der . . . Gnade! — Ich meine, — Scherz beiseite! — schon allein auf das Gewerbe des Lumpensammelns zu verfallen, setzt

eine gewisse Qualität des Geistes voraus, die Sinn hat für etwas, womit die Mehrzahl nichts anzufangen weiß. Delfter Porzellan zu sammeln, wenn man das nötige Geld besitzt, ist keine Kunst. Aber mit eiserner Energie sein Leben lang Lumpen zu sammeln, bis . . . ja bis man meinetwegen in die Lage versetzt ist, an einem einzigen Menschen ein einziges gutes Werk tun zu können, das mit seinen Folgen unvergänglich ist, — das ist Etwas.

Ich sah einen solchen Lumpensammler in den elendesten Straßen von Florenz. Vier große Säcke hatte er voll gesammelt, welche nun auf seinem zweirädrigen Stößwagen lagen. Und während er auf ihnen ruhte, wie der trunkene Faun auf den prallen Weinschläuchen, spielten seine vier Kinder um ihn herum, als sei das Leben ein einziger Frühlingstag.

Und ein andermal — in der via Maffia oder Agustino oder irgendwo da herum war es — als uns ein nicht minder bemerkenswertes Bild begegnete. Und zwar war es einer jener fast immer besonderen Menschen, die Musik auf der Straße machen. In Deutschland heißt dieser Typ Leiermann. In Italien haben diese Leute den Apparat nicht nötig. Man ist musikalisch genug, um selbst Musik machen zu können. Und so ziehen diese merkwürdigen Gestalten denn mit ihrer Geige von Haus zu Haus durch die Straßen und fideln etwas auf, was jedermann versteht, — am besten freilich verstehen es die Kinder. Vorherrschend sind jene meistens sentimental und schmerzmütigen Volksweisen, von denen ein guter Freund von mir behauptet, er könne sie nicht hören, ohne bei der vierten oder fünften Strophe weinen zu müssen. Unsere heutige deutsche Wandervogeljugend lehnt ja nun zwar diese schmalzigen Weisen rigoros ab und kultiviert mit un-nachahmlicher Ueberzeugungstreue ihre mittelalterlichen Landsknecht- u. s. w. Lieder. Vielleicht kultiviert man in 500 Jahren ebenso unsere jetzigen „Schlager.“ Man sollte da meines Erachtens nicht zu weit gehen, zum mindesten nicht à la Benozzo Gozzoli etwas scheinen wollen, was man in facta nicht ist. Das Gothische, dem man da nachrennt, ist in allen Kulturen unbedingt nur einmalig und man wird es selbst durch den größten Eifer nicht wieder heraufbeschwören können, wenn es einmal dahin ist. Für mein Empfinden ist sogar das gothische Nachläufertum übler und unsauberer als das Geschmack-finden am wehleidigsten Honigseim. Und . . . liegt' den' wirklich garnichts im Lied vom . . . „Holderbusch“?

Unser Florentiner Straßenkünstler nun, der uns auf diesen Seitensprung brachte, hatte eine Unzahl von Kindern um sich. Er spielte auf seiner etwas krazigen Geige anscheinend allbekannte Melodien, die er ab und an mit eigenen Variationen versah. Das Merkwürdigste nun war, daß diese Melodien meistens mit einem Largo-tempo einsetzten und dann peu à peu in einen Tanz mit Bergang übergingen. Dabei war es urkomisch zu beobachten, wie dieser schon recht betagte Knabe sich von dem, was er da spielte, hinreißen ließ, so zwar, daß er selber bei einer bestimmten Stelle

zu singen und zu tanzen begann. Er schien alles rings um sich herum vergessen zu haben. Es war ihm auch völlig einerlei, ob ihm aus einem der vielen offenen Fenster etwas zugeworfen wurde oder nicht. Darauf achteten die Kinder, die ihm die Papierlappen oder Nickelstücke aufhoben und in die Tasche steckten. Wie hätte er auch für derartige Lappalien Sinn haben können, wo er so absolut in seinem Elemente aufging. Und wenn er tanzte und die Beine hob, dann lachten die Kinder, klatschen in die Hände und — tanzten mit.

Mein Gott, — das war ein Bild in dieser elenden Gasse, ein Stück Leben, das ich niemals vergessen werde, und sollte ich so alt werden wie der Mond.

Warum, so fragten wir uns, als wir weiter gingen, warum sucht dieser närrische Kauz gerade die Viertel auf, wo die Aermsten wohnen und wo am wenigsten zu holen war? Tja, . . . warum? Ich kann's mir denken, aber ich werde mich hüten, es auszusprechen. Ach, wenn doch jeder nur ein Teilschen von der Freude verbreiten würde, die dieser närrische Kauz in die dunklen Gassen der Entrechteten und Enterbten bringt!

Und wenn ich weiter kombiniere und mir vorstelle, daß eine solche Stunde — vielleicht durch denselben Menschen heraufgezaubert — zu den verschwindend wenigen Lichtmomenten gehört, welche die Jugend jenes Kleinbürgers aus S. Maria Novella überstrahlen, dann . . . ja dann begreife ich nicht nur, was für eine Bewandnis es mit den eigentlichen Elternpflichten auf sich hat, die auf einem gänzlich anderen Gebiete liegen als auf dem der . . . „Ver . . . Sorgung,“ sondern ich begreife auch, wie leicht es ist, Freude und Licht zu verbreiten, wenn man sich nicht ins Garn locken läßt von dem obersten Dämon, welcher Kapital heißt. Unser Vermögen, das wir als Vater oder Mutter, oder als Mensch überhaupt besitzen und das wir einzig vererben können, ist von gänzlich anderem Stoff als man gemeinhin glaubt. Ja, ich kann mir denken, daß ein Sohn oder eine Tochter das allerkostbarste und unvertilgbare Kleinod erbt in einem Moment, wo die elterliche Habe in nichts versinkt. Und, — wenn ich schließlich nochmals an jenen Kleinbürger denke, — wer hat denn diesem Menschen etwas vererbt: Der Vater oder ein Fremder, der an einem Nachmittag in die armselige Gasse die Freude des Lebens brachte?

Aber nicht nur die Musik, auch die Malerei ist auf der Straße vertreten. Besonders am Domplatz und am Lungarno di Borja am Ausgang der Uffizien nach dem Arno, gibt es nämlich Leute, welche mit Buntstiften die bekanntesten Bilder aus den Galerien auf das Pflaster malen. Daß es aus irgend einem geschäftlichen Grunde geschieht oder daß ein solcher zum mindesten dahinter steckt, halte ich für ausgemacht. Allerdings habe ich, was wiederum dagegen spricht, niemals bemerkt, daß diese Leute irgend etwas angeboten oder gar gebettelt hätten. Sie lagen oder hockten auf

dem Pflaster und waren, unbekümmert um das, was um sie herum vorging, ganz und gar in ihre Arbeit vertieft. Freilich, im großen und ganzen war es Schablone, — aber immerhin: eine gewisse künstlerische Begabung war unverkennbar. Zu den beliebtesten Motiven gehörten die Raffaelschen Madonnen, die also selbst hier auf dem Straßenpflaster fröhliche Auferstehung feierten. Vielleicht dienten sie als Reklamebilder für irgend eine Schuherëmfabrik oder was weiß ich. O Raffaello Santi, wenn du gewußt hättest, wie die Nachwelt deine Kunst . . . „begreifen“ würde!

Bei dieser Gelegenheit übrigens, wo ich dabei bin, das Leben und Treiben des Volkes zu schildern, darf ich auch jenen kostbaren Vormittag nicht vergessen, den wir in der Markthalle und auf dem üppigen Gemüsemarkte zubrachten, ehe wir nach S. Marco kamen. Mit einer unbeschreiblichen Geschäftigkeit drängt und zwängt sich hier alles durcheinander. Dabei glaube ich garnicht einmal, daß die Menschen es sonderlich eilig haben. Ihre Lebhaftigkeit und Impulsivität ist mehr eine äußerliche, scheinbare. Wenn man sich's recht besieht, haben sie alle Zeit und im Hinblick darauf, was bei einer solchen Emsigkeit eigentlich alles geschehen müßte, geschieht bei Lichte betrachtet relativ wenig. Dabei schreit alles durcheinander, daß man sein eigenes Wort kaum versteht. Ohne irgendwie aufdringlich zu sein, bietet jeder seine Waren an: herrliches Obst, Zitronen von nie geahnter Größe und Frische, (ein Beweis übrigens dafür, daß zu uns von diesen Früchten nur die Krüppel kommen), Äpfel von fast Pfundschwere und doppelsaustdicke Orangen, saftige Datteln und Feigen in ganzen Bergen, Blumenkohl schneeweiß und von riesigem Umfang, Artischocken und grüne Bohnen, Tomaten und Spargel. Mit dem letzteren wäre allerdings in Deutschland wenig Staat zu machen; man sticht ihn nämlich über der Erde weg, sodaß die Stengel grün sind, verhältnismäßig dünn und strohig. In einem besonderen Teile der ausgedehnten Halle finden sich die Fleischläden mit ihren halb enthäuteten jungen Lämmern, welche in dieser Anzahl anscheinend wegen des bevorstehenden Osterfestes ums Leben gebracht worden waren, — Geflügel aller Art, besonders Hühner, ganz Stöße von Speckseiten uff. Aber nicht nur für Lebensmittel aller Art ist gesorgt, auch den übrigen Hausbedarf kann man hier nach Belieben ergänzen. Besonders originell war ein Händler mit Gläsern, Karaffen und verwandten Bedarfsartikeln. Mit einer wahren Inbrunst und Leidenschaft hob er die unübertrefflichen Vorzüge einer ganz kommunen, rosafarbenen und gepreßten Glaschüssel hervor, die er dabei andauernd hoch hielt, nach allen Seiten drehte, mit ihr liebäugelte und sie streichelte, als wäre es seine Geliebte. Die ganze Sache war so kurios, daß man tatsächlich versucht war, das schäbige tote Ding wie ein in seiner Art einzig dastehendes Angebot zu betrachten und die Schüssel nur um ihrer „menschlichen“ Vorzüge zu erwerben. Wer weiß, vielleicht waren die Vorfahren dieses kunstgerechten fliegenden Trödlers Sklavinnenhändler durch Generationen gewesen, daß er seinen Beruf so blendend verstand. Ueberhaupt ist mir aufgefallen,

daß der Italiener prädestinierter Kaufmann ist. Mit einem Geschick und einer Liebenswürdigkeit ohne gleichen vermag er einem die unglaublichsten Dinge aufzuschwätzen. Und was schließlich noch bemerkenswert und durch das Vorermähnte begründet ist: Der auffallende Unterschied zwischen der deutschen und italienischen Marktfrau. Man wird hier niemals, wie das bei uns fast zur Regel geworden ist, ein grobes oder gehässiges Wort, oder eine verbitterte, frivole Bemerkung nachgeschmissen bekommen, wenn man, ohne gekauft zu haben, wieder weitergeht, nachdem man sich über den Preis erkundigt. Man weiß eben, daß man sich dadurch nur die Kundschaft verscherzt. Vielleicht ist es angebracht, die deutsche Hausfrau darauf hinzuweisen, daß sie gut daran täte, erzieherischer auf den Marktfrauentyp einzuwirken, damit das Behässige und Mißgönnische zunächst wenigstens rein äußerlich verschwindet.

Was das Äußere der Italiener betrifft, so sind sie im Vergleich zum Nordländer verhältnismäßig klein und zierlich. Von „Rasse“ im eigentlichen Sinne kann man trotz des lebhaften Temperaments nicht gut reden. Aber gute Augen haben die Menschen, und ich weiß nicht, ob das nicht vielleicht mehr ist als — „Rasse.“ Torheit! dieses Volk für den Krieg oder für den „schmählichen Treubruch“ verantwortlich zu machen, wie ja überhaupt dieses ganze Kriegsschuldproblem ein ausgemachter Nonsens ist. Als ob überhaupt irgend eins der am Kriege beteiligten Völker für die Entstehung desselben verantwortlich gemacht werden könnte! Diese ganze Streitfrage ist für jeden, der nur einigermaßen unbefangen in das weltliche Geschehen hineinschaut, ein so unglaublicher Unfug, daß sich weiß Gott jedes Wort darüber erübrigt.

So schuldlos die Völker an sich in das große Menschenmorden hineingingen, so sicher ist auch, daß die eigentlichen Kriegsheher und Kriegserreger in allen Völkern zu finden sind. Jedes Volk hatte eben und hat noch seine besonderen Drahtzieher und die Völker waren gutgläubig und dumm genug, sich von ihnen ins Garn locken zu lassen. Der Italiener ist längst nicht mehr der „civis Romanus“, dessen Ehrgeiz es war, die Welt zu beherrschen. Notabene fragt sich, ob dieser Typ des „civis“ Romanus“ überhaupt jemals in der Aufmachung — als Quantitätswesen! — existiert hat, wie wir Nachgeborenen ihn uns vorstellen.

Doch das nur nebenbei, — jedenfalls ist der Italiener von heute ein typischer Kleinbürger mit stark merkantilem Einschlag. Dazu rechne ich natürlich auch den sogenannten Adel und den Proletarier. Mag sein, daß in einigen wenigen Familien noch etwas von wirklichem Adel zu spüren ist, — diese Sonderfälle jedoch sind ganz gewiß ebenso dünn gesät, wie in Deutschland.

Auffallend aber ist der stark feminine Einschlag des männlichen Geschlechts. Hier ist unstreitig eine Degeneration am Werke, die weiter fortgeschritten ist als bei uns. Und je weiter

man hinunterkommt, umso offener wird diese Erscheinung. Ich werde bei anderer Gelegenheit, wenn wir in Neapel sein werden, speziell darauf zurückkommen.

Ein amüsantes Volk und ein Schlag für sich sind die Droschkenkutscher. Das Prellen der Reisenden ist bei ihnen anscheinend Ehrensache. Man mag es anfangen wie man will, übers Ohr gehauen wird man auf alle Fälle, bis man dann schließlich ganz durch Zufall den regulären, für die Einheimischen gültigen Preis einer Wagenfahrt erfährt. Von diesem Moment beginnt dann jede Wagenfahrt folgendermaßen:

„Quanto costa . . .“ und nun folgt das Endziel.

„Venti Lire, Signor.“

„Oh . . . no no . . .“ und man schüttelt viel sagend und freundlich — letzteres ist die Hauptsache! — den Kopf.

„Quindici . . .“

„Oh no . . .“

„Dieci!“

„No no“

„Otto Lire, Signor.“

„No!“

„Sette, sei . . .“

„N . . . noo . . .“

„Cinque?!“

Schweigen.

„Quattro ciquanta!!“

„Bono!“

Und dann steigt man ein und fährt los. Wer aber meint, unser guter Rosselenker wäre, ob dieses für ihn ungünstig ausgefallenen Handels verschnupft, der irrt sich. Im Gegenteil, wir haben gefunden, daß er jedesmal lebenswürdiger und redseliger war, je tiefer ich ihn im Preise gedrückt hatte. Als ob er Achtung hätte vor der . . . Intelligenz, die zu fahren er Gelegenheit hatte.

Ueberhaupt das Feilschen und Handeln! Man mag hinkommen, wohin man will und kaufen, was man will, stets muß gefeilscht werden. Bis auf die internationalen Geschäfte und Hotels und die für den deutschen Geschmack jämmerlich ausgerüsteten und des Monopols wegen äußerst dünn gesäten Tabaksläden gehört das Feilschen um den Preis geradezu zum guten Ton. Man gewöhnt sich schnell daran und hat seine liebe Not, es zu unterlassen dort, wo es nicht angebracht ist.

Der Straßenbettel, heißt es, sei durch Mussolini stark eingedämmt worden. Ich kann mich auch nicht entsinnen, daß diese Erscheinung irgendwo besonders hervorgetreten sei. Nur an den Kirchentüren fanden sich regelmäßig ein paar alte Weiber, die sich durch hündisches Gebahren und durch Aufstoßen der Tür ihren Unterhalt erbettelten.

Umso verbreiteter ist der indirekte Bettel, der Handel nämlich mit Postkarten, Kameen, Bronzeplaketten, Ansichtsmappen usw. An den von Fremden besonders besuchten Plätzen fallen diese Leute mit ihren Kästchen, die sie an Lederrücken um den Hals tragen, wie die Heuschreckenschwärme über einen her. Ihr Trick ist die Zähigkeit, mit der sie ihr Opfer verfolgen. Wenn man den Gegentrick nicht kennt, ist man ihnen todsicher verfallen; denn man kauft schließlich doch etwas, nur weil einem die Geduld ausgeht und man den Burschen endlich los werden will. Der Gegentrick ist verhältnismäßig einfach, will aber gelernt sein. Er besteht nämlich darin, daß das erste Ablehnen ein unbedingtes ist. Dazu gehört vor allen Dingen ein Tonfall und eine Geste, aus der unzweideutig herauszuspüren ist, daß man über ein grenzenloses Quantum Geduld verfügt. Der betreffende Händler muß gleich beim ersten Anlauf merken, daß „die“ verwundbare Stelle, auf welche er spekuliert, bei seinem Opfer nicht vorhanden ist. Ein einfaches, freundliches „no no . . .“ mit einer — ein für allemal — ablehnenden Handbewegung tut Wunder. Ich habe übrigens die Beobachtung gemacht, daß diese Leute instinktiv merken, ob man über diesen Gegentrick verfügt oder nicht.

Nun, dies alles und noch so manches andere, worauf ich bei passender Gelegenheit zu sprechen kommen werde, sind Sonderheiten, wie sie in immer wechselnden Aufmachungen jedes Volk, jede Landschaft aufzuweisen hat. Zusammengefaßt könnte man sagen, daß dieses Volk — ebenso wie alle anderen — nicht besser und auch nicht schlechter ist als das deutsche. Wie sinnlos und überhebend es ist, speziell für „sein“ Volk den nächsten Platz an der Sonne zu beanspruchen, das erkennt man so recht erst außerhalb der eigenen Landesgrenzen. Wie heißt's denn gleich? „Und er läßt seine Sonne scheinen über die Guten und über die Bösen und er läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.“ Diese Kategorien sind in allen Völkern der Erde im gleichen Prozentsatz zu finden, — was aber wäre dann noch, das uns abgesehen von dieser Scheidung ein Recht gäbe, die Völker zu klassifizieren oder gar dem eigenen den Vorrang vor den anderen zu geben?

Ein Heldenvolk ist das italienische ebenso wenig wie jedes andere europäische. Wie könnte das auch sein, da ihnen allen die tragende, die den Clan bedingende Idee abhanden gekommen ist. Der vom Kapitalismus lancierte Nationalismus, welcher so gern — und heute mehr denn je — als „Idee“ ausposaunt wird, ist letzten Grades nur eine leere Phrase, welche niemals die durchhaltende, bis zum Ende führende Stoßkraft besitzen wird, wie sie jeder

wahren Idee, also jeder Kultur eigen ist. Von einer eigentlichen „Kultur“ kann man aber beim heutigen italienischen Volke ebenso wenig reden wie bei unserem. Zwar ist es genau so stolz auf seine schaffenden Künstler, auf seine Raffaels und Robbias, wie das deutsche auf seine . . . „Dichter und Denker“, aber von einem wahrhaft inneren Verhältnis ist nichts zu spüren, — genau wie bei uns. Der Italiener vergottet seinen Raffael und seinen Michelagnolo genau wie der Deutsche sein unsinniges Doppelgestirn „Goethe-Schiller“, ohne weder von dem einen noch von dem andern etwas wesentliches erfasst oder begriffen zu haben. Man hält sich an Namen und macht diese zu Dogmen, ohne zu prüfen, ob diese denn auch wirklich einen Inhalt und einen Wert haben. Kurz gesagt: Man nimmt gedankenlos hin, weil man selbst keinen eigenen Gedanken, keinen Inhalt mehr hat.

Und damit komme ich nach dieser Exkursion ins Moderne wieder dahin zurück, von wo ich ausgegangen bin und wohin ich immer wieder zurückkommen werde, nämlich zu dem, was speziell für mich „Italien“ bedeutet und was zu finden ich ausgezogen war.

Und da muß ich, wenn ich in der chronologischen Folge bleiben will, anknüpfen an den letzten, für mich so überaus wichtigen Namen: Massaccio.

In der Kirche S. Maria del Carmine befindet sich die Brancacci-Kapelle. Als die Kirche im Jahre 1771 abbrannte, wurde die Kapelle selbstverständlich von dem Element verschont. Warum? Weil Massaccio die Innenwände mit seinen Fresken bemalt hatte. Von einem Wunder kann man nicht reden, wenn man weiß, daß sich alles durchsetzt und erhalten bleibt, was der Fortdauer wert ist.

Massaccio — ich sagte es ja bereits — ist nach Giotto der zweite Punkt jener Linie, die aufzufinden ich nach Italien gegangen war. Vasari berichtet von diesem direkten Vorläufer Michelagnolos folgendermaßen: „Weil er (Massaccio) in keiner Weise den Sorgen dieser Welt gedenken wollte und auf nichts, selbst nicht auf seine Kleidung acht hatte, auch nicht Geld bei seinen Schuldnern einzutreiben pflegte, als wenn höchste Not ihn drängte, ward er von allen anstatt Tommaso, welches sein eigentlicher Name war, Massaccio genannt, nicht etwa, daß er lasterhaft gewesen wäre, denn er besaß große Herzensgüte, sondern nur wegen seiner Fahrlässigkeit, die zudem nicht hinderte, daß er so verlangend war, andern Dienste und Vergnügen zu bereiten, als man nur immer wünschen kann.“ Speziell über seine Arbeiten in der Brancacci-Kapelle schreibt er folgendes: „Hier beendete er St. Petri Stuhlfeier, die Heilung der Kranken, die Erweckung der Toten und wie St. Petrus, der mit St. Johannes zur Kirche geht, durch seinen Schatten Lahme gesund macht. Vor andern bemerkenswert ist, wie St. Petrus, um den Tribut zu zahlen, auf Jesu Gebot Geld aus dem Bauche eines Fisches nimmt; denn außerdem, daß Massaccio dort in einem der letzten Apostel sich selbst nach dem Spiegel-

bilde so gut zeichnete, daß er zu leben scheint, erkennt man auch viel Mut in Petrus, der Jesum fragt und große Aufmerksamkeit bei den Aposteln, die in mannigfaltiger Gebärde um Christus stehen, seinen Ausbruch zu vernehmen; ja, man wähnt fast diese Gestalten in der Wirklichkeit zu schauen; vornehmlich St. Petrus, der sich anstrengt, das Geld aus dem Baucne des Fisches zu nehmen, und oebückt steht, daß ihm das Blut nach dem Ronse trömt. Weit vorzüglicher noch ist, wie er den Tribut zahlt und mit Sorgsamkeit die Münzen zöhl, während der, welcher sie einfordert, große Begierde danach zeigt und mit Freude das Geld in seiner Hand betrachtet.“

Und späterhin heißt es: „Alle berühmten Bildhauer und Maler, welche von Massaccio an lebten und vorzüglich geworden sind, übten sich in jener Kapelle und machten ihre Studien: Fra Filippo, Filippino, der sie beendete, Andrea del Castagno, Andrea del Verrocchio, Guirlandajo, Botticelli, Lionardo, Perugino . . . und der göttliche Michel Agnolo Buonarotti.“

Der Schluß dieses Abschnittes endlich lautet: „Wie sehr nun zu allen Zeiten die Arbeiten Massaccios in hohem Rufe gestanden haben, so ist doch die Ansicht oder richtiger der feste Glaube vieler, daß er noch weit Größeres in der Kunst erreicht haben würde, wenn er nicht schon in seinem 26. Jahre uns vom Tode geraubt worden wäre. Gesah es durch Reid und Verfolgung, oder gesah es, weil vorzügliche Dinge meist nicht lange dauern, er ward in seiner schönsten Blüte hingerafft und so schnell, daß es nicht an solchen fehlte, welche meinten, er sei an Gift eher als an sonst einem Zufall gestorben.“

Ja, so viel steht fest, daß, wenn man in dieser Zeit der Renaissance schon durchaus einen Sonderfall, ein Phänomen statuieren will, so ist das nicht Raffael, sondern Massaccio. Massaccio ist kurzweg „die“ Vollendung. Nicht eine Vollendung, wie sie Raffael darstellt, eine Vollendung nämlich und Vollkommenheit im Gebrauch und in der Anwendung technischer Mittel, sondern eine Vollendung, wie sie als das Resultat eines mystischen Erlebnisses erscheint. Massaccio ist einer der offenbarsten Beweise dafür, daß jeder wahrhaft große Künstler nichts anderes ist als Mittel und Werkzeug in den Händen einer Idee, einer Kultur. Massaccio ist der Mensch des tragischen Allgefühls, der unbedingte Mensch, dessen Seele ohne Gott-Nähe nicht denkbar ist, er ist der Mensch der Schwere und Ferne zugleich und sein ganzes Schaffen-müssen ein konzessionsloses Bekenntnis. Bei aller Harmonie und Gottnähe ist er gleichzeitig der fürchterlich ringende, prometheische Mensch, dessen mit-leidende Seele in alle Kreatur, ja in die gesamte Schöpfung bis in ihre entlegensten Gebiete hineinfließt.

Ich stoße mich immer wieder und wieder daran, solche Menschen „gotisch“ oder meinethalben „faustisch“ zu nennen. Kann man

denn überhaupt von einer im Jahre 1000 etwa stattgefundenen Geburt der faustischen Seele sprechen, wie Spengler es tut? Kann man das Wörtchen „gotisch“ auch auf gleichgerichtete Künstler anderer Kulturen anwenden? Ist es nicht vielmehr eben der spezifische Ausdruck für den germanisch-katholischen Kulturkreis, wie er sich in den gotischen Domen, in Matthias Grünewald und seinen Geistverwandten zeigt? Wie kann man einen solchen spezifischen Begriff verallgemeinern und sogar von einer griechischen, ägyptischen, ja meinetwegen indischen oder chinesischen Gotik reden? Meinem Empfinden nach umfaßt eben das Wort „Gotik“ einzig und allein den abendländischen Kulturkreis und nichts anderes. Gewiß, ich gebe zu, daß eine Verallgemeinerung dieses Begriffes nahe liegt, und zwar deswegen, weil das bewegende und treibende Element der gotischen Menschen, der gotischen Künstler durchaus etwas Universelles, etwas periodenhaft Wiederkehrendes ist. Deshalb gebe ich auch weiterhin zu, daß mir diese Auslegung immerhin noch sympathischer ist als die willkürliche Konstruktion einer „faustischen Seele“, mit der sich in der Tat bestenfalls nur ein gedankliches Weltgebäude errichten läßt, das beim leisesten Windhauch in allen Fugen kracht. Ein ebenso müßiger, sophistischer Zeitvertreib der Dekadence übrigens ist meinem Gefühl nach die Einregistrierung der Menschheit in katholische und protestantische Menschen. Es gibt eine ganze Reihe höchst achtbarer Persönlichkeiten, welche sich durch einen solchen Spleen ihre ganze Entwicklung ruinieren und sich ihren bis zum Auftauchen dieser Idee ungemein weiten Horizont künstlich verbauen. Schließlich, was soll denn das alles? Mit solchen und ähnlichen Reflexionen, welche ja doch nur lukullische Genüsse für eine ästhetische, unproduktive Oberschicht bedeuten, verbauen wir uns ja geradezu den Weg zur „Tat“! Unsere gesamte Künstlerschaft mit verschwindenden Ausnahmen leidet an diesen schwindstüchtigen Ausgeburten einer stilllosen Nachwelt. In kulturellen Blütezeiten schert man sich den Teufel um derartige Albernheiten, die uns nur mit Hemmungen vollpfropfen und unsere Originalität verseuchen. Ein Künstler, der wirklich etwas zu sagen hat, besitzt seinen eigenen Stil und hat mit diesem und all dem, was aus ihm heraus will, so viel zu tun, daß ihm gar nicht die Zeit bleibt, sich mit den sezierenden Extratouren abzugeben, deren A und O nur die Formel ist, mittelst der sich alles auf einen Nenner bringen läßt. Was aber fragt ein Künstler nach der Lösung des Welträtsels, wenn ihm dasselbe bei und während der Arbeit absolut gelöst ist? Damit soll jedoch keineswegs gesagt sein, daß nun auch das betreffende Werk diese Lösung enthalten muß. Im Gegenteil, — fast immer sind gerade die größten Werke irgendwie unfertig, unfertiger jedenfalls als die der mittleren und kleinen Meister. Denken wir an „Raskolnikoff“, an den „Idioten“, an den „Hamlet“, an Grünewald und nicht zuletzt auch an Massaccio. Überall ist ein Ungelöstes. Es liegt dieser Kunst nichts an der formellen Lösung. Ihre Aufgabe und Bedeutung geht darüber hinaus, ja sie ist ganz einfach nicht imstande, eine greifbare, konkrete Lösung zu bringen, weil ihre ungeheuren, zeitlosen Vormwürfe nur visionär erfühlbar sind.

Die letzten Schleier, welche die Menschen von dem Göttlichen trennen, sind eben auch für die Größten undurchschaubar. Und wenn uns flugs bei einem Shakespeareschen Drama momentweise das Gefühl überkommt, jetzt . . . jetzt wird uns auch das Letzte, Allerletzte offenbar, dann ist doch auch gleich darauf wieder dieser Moment verschwunden und wir fühlen, daß dieser Dichtersfürst ja doch auch nur ein Mensch war.

Von diesem transzendenten Gefühle sind alle wahrhaft großen Künstler erfüllt. Es spielt hierbei absolut keine Rolle, in welchem Zeitalter, in welcher Kultur, in welcher Stammes- und Sprachgemeinschaft sie gelebt haben. Und eben dieses Moment ist das einzige Kriterium. Denn schließlich: „Einen“ Schnitt zwischen Kunst und Kunst müssen wir ja doch machen, wenn wir uns nicht in lauwarmer Duldung verlieren wollen.

Für eine solche Scheidung der Geister aber stimmt weder der Begriff „Gotik“, noch der einer erst im Jahre 1000 n. Ch. geborenen „faustischen“ Seele. Man kann nur einen Unterschied formulieren, nämlich den zwischen einer zeitlosen und einer (im weitesten Sinne) tendenziösen Kunst. Vielleicht läßt sich daraus auch nur, d. h. aus der Aufnahmefähigkeit dieser concreten Kunstformen durch die Menschen eine Scheidung der letzteren vornehmen. Ich sage: „Vielleicht“, — denn, welches Recht haben wir überhaupt zu jedweder Scheidung unserer Mitmenschen in solche 1. und 2. Klasse?

Zu einer solchen „zeitlosen“ Kunst nun gehört mit an vorderster Stelle die des großen Vollenders der Freskomalerei, Masaccio. Sie steht, da sie einzig und unübertrefflich in ihrer Art ist, außerhalb jeder kultur-historischen Entwicklung. Sie ist — in diesem Sinne — ohne Vergangenheit und ohne Zukunft. Gerade darum aber ist es beinahe unverzeihlich, wenn Kunsthistoriker behaupten, diese Fresken seien von Filippino Lippi „trefflich“ vollendet worden. Ich kann mich tatsächlich bis auf Michelagnolos „Jüngstes Gericht“ in der Sixtinischen Kapelle nicht entsinnen, daß mir eine Verschandelung der wahren Kunst offener in die Augen gefallen wäre als hier.

Mit einer Nonchalance, ja man kann getrost behaupten, mit einer Frechheit und Anmaßung ohne gleichen hat sich Filippino Lippi an etwas herangemacht, was ihm völlig wesenfremd war. So ist da z. B. an der rechten Wand von Masaccio die Heilung des Krüppels und die Auferweckung der Tabitha dargestellt worden. Auf einem Platze rechts im Vordergrund geschieht das Wunder. Ich sehe ganz ab von der Behandlung der Figuren und der Gesamtkomposition dieser Gruppe, welche in ihrer Einfachheit und Größe über alles Lob erhaben ist. Ich möchte dafür aber auf etwas anderes hinweisen, was mir besonders wichtig und wesenwert erscheint. Masaccio nämlich ließ den übrigen Platz völlig leer. Nur im Hintergrunde sieht man einige wenige Leute aus den Häusern treten, welche sich scheinbar heilen, Augenzeugen des Wunders zu werden. Dazu müssen sie den ganzen Platz erst überqueren, und nei! hierzu immerhin einige Minuten erforderlich sind, so ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß sie zu dem eigent-

lichen Wunder zu spät kommen. Die große Leere des Platzes liegt also zwischen ihnen und jener Gruppe von Auserwählten, bei denen das Wunder geschieht.

Dieser leere, gerade darum aber so berechtigt und eindringlich sprechende Raum scheint mir nicht nur das wunderbarste Geheimnis dieses Bildes, sondern auch Masaccios selbst zu sein. Vergessen wir nicht, daß die damalige Kunst, auch Giotto noch mit eingerechnet, mehr eine flächenschrägende Kunst gewesen ist. Natürlich wurde: durch sie auch Räume dargestellt: Interieurs, Plätze, Landschaften usw., — aber alles dies doch nur, um eben Platz zu gewinnen für die Ausgestaltung der Fläche, d. h. für das betreffende Geschehnis, für den besonderen Moment, welcher zur Darstellung gebracht werden sollte. Und noch heute ist es so. Denn wenn wir den Dingen auf den Grund gehen, so bedeutet selbst die moderne Malerei bis auf verschwindend wenige Ausnahmen nichts anderes, als eine dekorative Kunst, die sich an Höhe und Breite, d. h. an die reine Fläche hält. Damit aber stempelt sie sich selbst ab und zeigt ihr wahres Gesicht, nämlich das des rein Sinnlichen.

Masaccio nun gehört zu jenen Wenigen, welche den ungeheuren Schritt aus der Fläche heraus in den Raum tun. Gewiß wird der ein oder andere hierüber verwundert den Kopf schütteln und sagen: „Ja, was ist denn dabei weiter Besonderes? Das Räumliche empfinden wir doch alle, und welches Bild mir uns auch immer ansehen mögen, — überall ist doch irgendwie auch der Raum da, in welchem sich die dargestellte Handlung abspielt.“

Gewiß! — aber wie schon bemerkt, besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen Raum und Raum. Bei den meisten bildenden Künstlern nämlich ist das Räumliche nur Mittel zum Zweck, und dieser Zweck wieder ist die Dekoration der Fläche. So verwandt gehört der Raum also, streng genommen, zur Fläche. Demgegenüber gibt es nun aber noch eine andere Darstellung des Raumes, nämlich die, wo der Raum tatsächlich zum Raume wird, zum leeren, d. h. zum Sprechenden Raume.

Oswald Spengler hat über dieses Raumproblem so Grundlegendes und Bedeutungsvolles gesagt, daß ich nichts Besseres tun kann, als mir seine Ausführungen wenigstens in kurzem Auszug zu Nutzen zu machen. Wir lesen also in seinem „Untergang des Abendlandes“, in dem Abschnitt „Makrokosmos“ folgendes:

„Der Mensch ist das einzige Wesen, welches den Tod kennt. Alle anderen sind rein werdend; sie leben, aber sie wissen nichts vom Leben wie die Kinder in den frühesten Jahren. Erst der wache Mensch besitzt nicht nur ein Dasein, das sich von einer Umwelt abhebt, sondern auch ein Gedächtnis für Erlebnisse und eine Erfahrung von Erkanntem. Erst mit dem vollen Besitz einer räumlichen Wirklichkeit — einer Welt als Ausstrahlung einer Seele — erscheint auch das große Rätsel des Todes. Mit tiefer und bedeutungsvoller Identität knüpft sich das Erwachen des Innenlebens in einem Kinde oft an den Tod eines Verwandten. Es begreift plötzlich den leblosen Leichnam und fühlt sich als ein einzelnes Wesen in einer endlosen, ausgedehnten Welt. „Vom fünfjährigen Knaben bis zu mir ist nur ein Schritt. Vom Neugebore-

nen bis zum fünfjährigen Kinde ist eine schreckliche Entfernung," hat Tolstoi einmal gesagt. Hier, in diesem entscheidenden Moment des Daseins, wo der Mensch zum Menschen wird und seine ungeheure Einsamkeit im All kennen lernt, enthüllt sich die Weltangst als die Angst vor dem Tode, der Grenze, dem — — Raum! Hier liegt der Ursprung des höheren Denkens. Mit der Tiefe, dem Raume beginnt die „Welt“. Erst die Tiefe ist die eigentliche Dimension. In ihr ist der Geist aktiv, in der anderen (also in der Fläche) streng passiv. Alle Ausdruckskraft der einzelnen Seele, die ihre Welt gestalten will, liegt im begreifenden Erlebnis der Tiefe oder Entfernung, durch das die sinnliche Fläche — das Chaos — erst Raum, nämlich „der“ Raum „dieser“ Seele wird. D. h. mit anderen Worten: Der Mensch fühlt sich, und nur das ist der Zustand des wirklichen Wachseins in einer ihn rings umgebenden Ausgedehtheit. Räume gibt es nur für (wahrhaft) „lebendige“ Menschen. Das Tiefenerlebnis dehnt die Empfindung zur Welt. Das Erlebnis des Raumes ist es, welches dem Kinde fehlt, das nach dem Monde greift. Nicht als ob ein Kind keine extensive Erfahrung einfachster Art hätte; aber das Weltbewußtsein ist nicht da, die große Einheit des Erlebens in einer Welt.“

Beziehen wir das hier Gesagte auf die Kunst, — und das dürfen wir mit Fug und Recht, — so erhalten wir für ihre Schöpfungen jenen unbedingt gültigen Maßstab, von dem ich wiederholt schon sprach und der sich uns nirgends besser darbietet als auf jenem Bilde Masaccios.

Dieser nämlich, als der erhöhte Mensch, als der Mensch des Raumes, als der Künstler mit dem Tiefenerlebnis, d. h. mit dem Erlebnis seiner Selbst, seiner Einsamkeit im endlos ausgedehnten Raume, kurz, als der Mensch, dessen Werke vor dem „unbestechlichen Richter der Taten“ entstanden sind, malte den Raum auf jenem Bilde leer und gab gerade darum dem Vorgange selbst, dem Wunder, welches im Vordergrund geschieht, jene unerhörte Bedeutung und Weihe. Wir miterleben, indem wir dieses Bild anschauen, ein unerhörtes, wunderbares Ereignis, eine Tat, welche geschieht kraft eines hergebersekunden Glaubens. Und dieses Ereignis, diese Tat ist mit vollem Bewußtsein in den leeren Raum gestellt, sodaß uns Nachführende etwa jene helldunkle Stimmung überkommt wie beim Lesen jener lapidaren Urworte: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Und die Erde war wüst und leer, und es war finster auf der Tiefe; und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser.“ Jener große Künstler übrigens und Sprachgewaltige, der vor Jahrtausenden diese Verse schrieb, war auch ein Mensch des Raumes, genau wie Masaccio.

Und nun höre man und staune! Filippino Lippi „vervollständigte“, wie die Kunsthistoriker meinen, diesen Zyklus „vortrefflich.“ So malte er z. B. auf unser Bild mitten auf den Platz zwei — oder sind es drei — Florentiner Jünglinge, aristokratische Tagediebe, welche flanierend und lustwandelnnd, ohne von dem dicht neben ihnen geschehenden Wunder die geringste Notiz zu nehmen oder mit ihm überhaupt in irgendwelcher Verbindung zu stehen, daherschlendern. Dummdreist und kokett, voll gezielter Aufge-

blasenheit und tänzelnd-femminer Eleganz, jehen sie aus dem Bilde heraus, als suchten sie nach Studentenart ein geeignetes Objekt für ihre nervenkitzelnden Schlägereigelüste. Was aber das Schlimmste ist: Diese zwei oder drei Gestalten zerstören naturgemäß vollkommen den Raum. Aus dem ungeheuerlichen, an die Grundstimmung der Schöpfungsgeschichte anklingenden Tiefenerlebnis macht Filinnino Vippi das oberflächlichste, sinnlichste, rein dekorative Flächenenerlebnis.

„Vortrefflich“ — sagen die Kunstkritiker. Nun, — wenn diese Beurteilung ironisch gemeint wäre oder meinethalben im Hinblick darauf, daß dieses Uebereinander zweier divergierender Kunstformen uns einen „vortrefflichen“ Maßstab in die Hand drückt, mit welchem wir die echte von der falschen einwandfrei zu trennen vermögen, dann ließe ichs gelten. So aber ist es nicht gemeint. Und wenn ich nunmehr diesen Abschnitt „Masaccio“ schließe, so kann ich dies m. E. nicht besser tun, als dadurch, daß ich einen Wohlgeherzten bitte, diese „vortrefflichen“ Verschandelungen eines gottbegnadeten Meisters in einer Nacht gründlich und unwiederherstellbar mit Hammer und Meißel zu entfernen.

Ich muß gestehen, daß ich jenen ganzen Tag über, an dem ich diesen Fund machte, mit einem inneren Glücksgefühl herumgegangen bin, mit einem Glücksgefühl, wie es in solcher Reinheit und Klarheit nur aus dem Reiche des Geistes entspringt.

Unsern Besuch in der Academia della bell' Arte, dem Michelagnolo-Tempel, übergehe ich, diemeil ich mir den „Giganten“, die „Torso's der Gefangenen“ für den besonderen Abschnitt aufsparen muß. Doch auf zwei Gebäude und deren Inhalt muß ich hier noch ein wenig ausführlicher zu sprechen kommen, ehe wir Florenz für diesmal verlassen, um dann später auf der Rückreise in dieser seltenen Stadt nochmals eine kurze Gastrolle zu geben.

Das eine ist das Dominikanerkloster S. Marco, welches — in ein Museum umgewandelt — aufs innigste verbunden ist mit dem Namen Fra Angelico da Fiesole. Doch bevor wir zu ihm kommen, nimmt uns der entzückende Klosterhof mit dem märchenhaft schönen Baum in seiner Mitte ganz in seinen eigenartigen Zauber auf. Vor allem der Baum hatte es mir angetan. Ich kenne die Art nicht, habe mich auch leider nicht danach erkundigt. Er ähnelte mit seinen feinen Nadeln am meisten vielleicht unserer Lärche, in seinem Wuchse dagegen mehr unserer Tanne und hatte eine Höhe und einen Umfang, daß er ganz allein den nicht kleinen quadratischen Klosterhof füllte. Dabei ist er so vollendet gewachsen, so edel in seinen Proportionen, daß man unwillkürlich an Platon erinnert wird und meint, dieses Exemplar sei die Idee „Baum“, sei „der“ Baum in seiner höchstmöglichen Vollendung, sei das „Ding an sich“, das alle Bäume der Welt zu erreichen und zu werden erstreben. Wenn, so fragte ich mich, die Natur es in den Klostermauern zu einer solch' unerhörten Vollendung bringt, sollte da der Mensch nicht auch . . . ? Doch nein, — selbst im Kloster kann ja der Mensch nicht so ungestört wachsen, wie dieser Baum. Davon könnte uns vielleicht am besten der fromme Bruder Angelico da Fiesole erzählen, dessen Fresken diese inneren Klosterwände und

Zellen schmücken. Gewiß war die Liebe zu seinem Nonnenschätzchen einer der Hauptgründe zu seiner Flucht aus den Klostermauern. Aber kann man wissen, ob und in wie weit diese mimosenhaft zarte Seele nicht gerade durch ihre religiöse Empfindlichkeit und Sensibilität zum Austritt bestimmt wurde? Es ist niemals nur ein einziger Faktor, welcher bei Kreuzwegen den entscheidenden Ausschlag gibt. Es sind ihrer vielmehr — wenn wir uns speziell daraufhin beobachten — immer mindestens zwei, in der Regel sogar noch mehr, welche in den entscheidenden Phasen unseres Lebens bestimmend auf unsere weitere Zukunft und Entwicklung einwirken und uns „den“ Weg zu gehen heißen, welcher einzig der unfrige ist.

Fra Angelico könnte man am besten vielleicht mit jenen Blumen vergleichen, die man nicht pflücken darf. Sobald man sie nämlich von der Mutterpflanze löst, welken sie dahin und erholen sich auch nicht mehr, — selbst dann nicht, wenn man ihnen gleich darauf Wasser gibt. Was bei diesen Blumen das Schneiden ist, das ist bei Fra Angelico die Kritik. Fra Angelico verträgt keine Kritik. Er ist eigentlich nur Duft, den man nicht fassen kann und wenn man diesen Hof und diese Räume wieder verläßt, dann ist es nicht etwa der starke, nachhaltende Eindruck eines einzelnen Werkes, sondern sie alle zusammengenommen haben sich gleichsam in unserem Ohr zu einem Ton vereinigt, der sich mitunter in Orgelfugen oder Kantaten findet, — ein Ton, unendlich zart, undefinierbar, woher er kommt, schwingend und zitternd und singend zugleich. Fra Angelico gehört unstreitig zu jenen Stimmungsmenschen, für die das ganze Leben eine einzige Feier bedeutet und die man deshalb am besten zu jener Pflanzengattung zählt, welche „noli me tangere“ heißt. Solche Menschen sind für das reale Leben nicht geschaffen. Sie wirken und weben ihr duftiges Tuch und ihre Religiosität gleicht der Schamhaftigkeit eines Mädchens, das selbst vor dem Monde seine Reize zu enthüllen sich scheut. Ganz sicher dominiert in diesen Menschen das Feminine, weshalb sie auch — als Künstler — im eigentlichen Sinne nicht produktiv sind. Sie sind mehr receptiver Natur und tragen das Empfangene wie eine junge Frau glücklich und vorsichtig. Dynamisch und faustisch wollen sie garnicht sein, denn sie fürchten sich vor solchen Erregungen. Darum ist ihr Leiden auch niemals Auflehnung oder Empörung, sondern viel eher stilles Siechtum, etwa wie das eines lungenkranken Mädchens, welches ihr Leiden wunderbar ästhetisch zu verschönen weiß. Vielleicht, weil wir instinktiv darum wissen, fühlen wie uns auch solchen Menschen und ihren Lebensäußerungen gegenüber von vornherein unsicher und wagen uns mit einer Kritik nicht heraus, weil wir ahnen, daß wir mit einer solchen nur Unheil anrichten. Und tun wir es dennoch einmal, weil wir uns in einem schwachen Moment haben hinreißen lassen, dann quälen wir uns selbst lange Zeit mit dem Schuldbewußtsein herum, zu welchem unsere Ungeduld die Ursache war. Gewiß, es ist nicht leicht, mit so gearteten Menschen zu leben, die weil man täglich und stündlich fürchten muß, mit irgend einer gedankenlosen Unachtsamkeit etwas in ihnen zu zerreißten oder

zu trüben. Wo sich tun läßt, ist die Trennung für beide Teile das Beste, — auch wenn sie schmerzt. — Es wäre ein wehmutsvolles, tief zu Herzen gehendes Spiel, wenn man Masaccio und Fra Angelico als Hauptträger eines Dramas nebeneinander stellen würde. Daß die nur etwa 10jährige Künstlerchaft des ersteren fast genau in die Mitte des 68 Jahre währenden Lebens von Fra Angelico fällt, gibt weiterhin Anreiz genug zu diesem Drama, welches die zeitlose Kunst und die Renaissance, den maskulinen und femininen Typ, ganz abgesehen von dem historisch wildbewegten Hintergrunde, in trefflichster Form zur Darstellung bringen könnte.

Mag sein, ja es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß Fra Angelico unter dem bedeutend jüngeren, aber mindestens um die gleiche Distanz ihn überragenden Masaccio stark gelitten hat. Wie wäre das auch anders denkbar, zumal diese beiden so stark divergierenden Temperamente so nah beieinander lebten und schufen. Bei Fra Angelico blieb eben alles trotz seiner besonderen Begabung bei der Stimmung, ganz gleich, ob es sich um das Abendmahl des heiligen Dominikus, um die sogenannte Providenza, handelt, um die liebliche Verkündigung oder um die große, in flammendes Rot getauchte Kreuzigung im Kapitelsaal. Das Beste von all den vielen Fresken dürfte unstreitig die „Verkündigung“ im oberen Stockwerk sein, aus der so rein und klar des frommen Bruders schöne Seele klingt.

Und nun das letzte Gebäude endlich, dem wir noch einen längeren Besuch abstatten wollen: Der Palazzo Pitti mit seiner phänomenalen Galerie.

Das Gebäude allein schon ist ein Roman für sich. Man denke nämlich folgendes: Im Jahre 1282 hatten die Zünfte das Stadregiment an sich gebracht und standen seitdem, vertreten durch ihre angesehensten, d. h. wohlhabendsten Persönlichkeiten an der Spitze der Verwaltung. Dasselbe Jahr wurde somit zum Ausgangspunkt einer neu sich bildenden Aristokratie, und zwar — bedingt natürlich durch den rapid aufblühenden Handel — einer Geldaristokratie, welche die Signoria bildete. Wie das nun immer so ist und wahrscheinlich auch bleiben wird, solange dieser Planet besteht, wurde diese rein kapitalistische Regierung etwa 100 Jahre später abgelöst durch eine Arbeiterregierung, welche jedoch nur 3 Jahre am Ruder blieb. Es mag anfangs wahrscheinlich eine recht aussichtsreiche Revolution gewesen sein; da man aber ohne Kapital nicht weiter kam, so geriet die Sache bald ins Stocken. Denn die Kapitalisten knöpften zunächst ihre Taschen zu und stellten sich schwerhörig. Und als man schließlich trotz der besten Absichten infolge des Fehlens an Vermitteln die Karre tüchtig in den Dreck gefahren hatte, da blieb den unglückseligen Volksbeauftragten schließlich doch nichts anderes übrig als wieder zu Kreuze zu kriechen. Nun, — auf der Gegenseite war man gar nicht so, — i keine Spur, — im Gegenteil! Man war sogar loyal genug, die bestallten Volksbeauftragten noch länger gnädigst auf ihrem Posten zu belassen. Freilich! — von einem eigentlichen Regiment dieser Leute konnte keine Rede mehr sein. Sie waren

nur noch das Aushängeschild bis zu jenem Moment, wo die Saat reifte. Und das dauerte denn auch gar nicht lange, bis man, ohne dabei etwas zu riskieren, auch den letzten und hartnäckigsten proletarischen Kripenhockern den unvermeidlichen Fußtritt versehen konnte. Die Luft war nun Gott sei Dank wieder rein und der kaum 100 Jahre alte Adel konnte sich beruhigt wieder auf seinen „angestammten“ Signorienplätzen niederlassen. Alles war wieder schön „in Ordnung“ gebracht und der Staat gerettet. Was nun folgte, war ein geradezu phantastischer Aufschwung des Kapitals. Als wollte es sich für die 3 Jahre Knechtung schadlos halten, so sehen wir jetzt in rascher Aufeinanderfolge Florenz zunächst die umliegenden Städte bekriegen und besiegen und im Innern eine Anzahl Familien zu unerhörtem Reichtum gelangen. Die Paläste — Zwingburgen des Kapitals — schießen wie Pilze aus der Erde und gestützt auf die demokratischen Geldkreise kommen, als die kapitalkräftigsten, die Medici ans Ruder. Nicht als souveräne Herren, — i Gott bewahre! — aber das spielt ja auch schließlich keine Rolle. Es geht auch anders herum, ohne dabei die republikanischen Gefühle zu verletzen.

Bis hierher enthält dieser Fall nichts Besonderes. Im Gegenteil, er stellt nur eine jener unzählbaren Variationen über das gleiche Thema dar, die sich nur im Tempo von einander unterscheiden: Ein Mal ist's ein Largo, ein ander Mal ein Presto, je nach dem Temperament des betreffenden Volkes und dem Grade, bis zu welchem der kapitalistische Bogen gespannt, beziehungsweise überspannt wurde.

Nun aber kommt der Einzelfall.

Zu dieser frisch gebackenen Aristokratenklique gehörte nämlich auch ein gewisser Signor Luca Pitti, ein Mensch, dessen „beschränkter Untertanenverstand“ nicht begreifen wollte, warum — wenn lediglich das Geld ausschlaggebend war — ausgerechnet die Medici einen solchen Vorrang genießen sollten. Besaß er denn nicht mindestens ebenso viel? Und was die Geistesgaben betraf, — nun, mit Cosimo konnte er, Luca Pitti, sich doch noch allemal messen! Im Gegenteil! — wenn's darauf ankäme, würde er ihn zehnmal in die Tasche stecken! Wie kam also jener dazu, sich eine solche Vormachtstellung anzueignen, — er, der doch auch nichts anderes war als er, Luca Pitti. Vielleicht hatte Cosimos Großvater sogar noch als Angestellter unter Lucas Großvater gestanden, — ja wer kann wissen, ob sich Cosimos Großvater nicht wie ein Inspektor bereichert hatte, sodasß sich der Sohn, also Cosimos Vater, bereits auf eigene Füße stellen konnte?! Wer also hatte denn eigentlich den Grundstein zu dem jetzigen Wohlstande der Medici gelegt?

Angenommen nun, es sei so oder doch wenigstens so ähnlich gewesen, wie sich mit ziemlicher Sicherheit vermuten läßt, dann wird man auch begreifen können, daß dieser Herr Pitti andauernd Veranlassung hatte, sich über Cosimo di Medici zu ärgern. Bald war es irgend eine Verfügung oder sonstige eigenmächtige Maßnahme, bald irgend ein neues Gebäude, das er errichten ließ, dann wieder irgend eine Stiftung oder private Anschaffung in Form

eines Gemäldes oder was weiß ich, — wahrscheinlich sogar kam er ihm unliebsam da und dort bei seinen Geschäften ins Gehege, — kurz und gut, dieser süßsüchtige Cosimo war Luca Pitti auf Schritt und Tritt ein Dorn im Auge. Und wie das bei solchen und ähnlichen Anlässen immer zu sein pflegt: Der Wurm, der da in uns sitzt, bohrt eben successive weiter und weiter, bis er glücklich durch ist. Zuerst kommen die kleinen Nadelstiche, die zwar noch harmloser Natur sind, aber immerhin . . . aufmerksam machen, und das ist gerade bei solchen Sachen das Gefährliche. Von nun an nämlich stößt man sich mit permanenter Bosheit alle Nasen lang an diesem Aergernis. Man hätte es niemals für möglich gehalten, daß so viele Reibungsflächen vorhanden sind. Und nun kommen die größeren Aergernisse, welche tagelang anhalten und mit ihnen die schlaflosen Nächte und mit diesen endlich die Nervosität und . . . die Brille! Man sieht nämlich fortan merkwürdigerweise alles, aber auch wirklich restlos alles mit dieser einen haßgelben Brille an. Es ist, als hätte sich alles gegen uns verschworen und tue uns nun mit einer geradezu ausgepichteten Schadenfreude den Lort an, uns mit den unglaublichsten Dingen zu reizen. Allmählich wird aus dem fortgesetzten Aergern eine Art Verfolgungswahnsinn, bis — ja bis dann schließlich der überspannte Bogen laut vernehmlich plakt.

So war es sicherlich auch unserem Signor Pitti ergangen. Und nachdem er vergeblich alles Mögliche versucht und unternommen hatte, um sich an seinem Widersacher zu rächen, reifte langsam aber sicher in ihm ein Plan, mit dessen Durchführung er seinen Gegner, wie er hoffte, empfindsam im Innersten treffen würde. Man wird sich vorstellen können, mit welcher Wollust dieser Luca Pitti jahrlang über seinem Plane gebrütet hat, ja wie dieses Brüten für ihn die einzige Genugthuung wurde, welche er sich seinem Feinde gegenüber verschaffen konnte. Und als es dann endlich so weit war, da kroch aus diesem Ei ein — riesengroßer Palast heraus, ein Palast, wie er bisher noch nicht gesehen worden war, — etwas Unerhörtes sollte es sein, etwas so Feudales und Fürstliches, daß die Medici mitsamt all ihren Willen und Palästen diesem neuen Gebäude gegenüber zu einer liliputartigen Lächerlichkeit zusammenschrumpfen mußten. Ja, dieser Palast sollte und mußte „der“ Palast von Florenz werden! Grün und gelb sollte sich der Mediceer ärgern! Oh, — er, Luca Pitti, wollte diesem aufgeblasenen Burschen schon zeigen, daß er auch noch da sei. Und nachdem er die hervorragendste Koryphäe, den Domkuppelbauer Brunelleschi, für sich gewonnen hatte — (billig wird der gewiß nicht gewesen sein!) — ging er ans Werk und setzte sich auf das drübige Arnoufer, — denn es mußte unbedingt zwischen ihm und dem Mediceer eine offenbare Trennung geschaffen werden, ganz abgesehen davon, daß er sich dadurch in diesem Stadtteile so eine eigene Art von Residenz schuf, — einen Palast hin, wie es tatsächlich wenige seines gleichen gibt. Möchte es kosten, was es wollte, — dieser typische Raffe mußte sich eine Genugthuung verschaffen, welche den durch die Jahre hindurch aufgespeicherten Revanchege-lüsten seiner ausgesprochenen Domestikenseele adäquat war.

Jahre des Triumphes und der inneren Genugtuung folgten. Brunelleschi war der richtige Mann für die Maße, welche sich unser Pitti in seinen kühnsten Stunden geträumt hatte. Die Kuppel des Domes hatte ihm Gelegenheit gegeben, sein Talent in den geschwungenen Linien sich auswirken zu lassen, hier konnte er das gleiche bei den geraden und rechtwinkligen Formen tun. Schwierigkeiten wie sie jeder werdende Willenbesitzer seinem Bauunternehmer zu machen pflegt, wird Luca Pitti dieser anerkannten Größe sicherlich nicht bereitet haben. Dafür war er viel zu unbedeutend und unsicher. Besonders das letztere, die Unsicherheit, welche er — der typische Parvenu — diesem Geistesaristokraten gegenüber haben mußte, mag eine wesentliche Rolle in diesem Verhältnis zwischen dem plebejischen Auftragneher und dem adligen „Handwerker“ gespielt haben. Höchstens, daß Pitti seinem Baumeister noch einen Schwung mehr ins Gigantische gegeben hat. Gehemmt hat er ihn ganz gewiß nicht.

Ob er — wenigstens anfangs — mit diesem Renommierpalast seinen Zweck erreicht hat, wissen wir nicht. Aber eines wissen wir, — und eben dies wäre das komische Nachspiel zu dieser Tragiködie: Daß nämlich Luca Pitti vor Vollendung des Baues starb, und daß es ihm demzufolge nicht vergönnt war, seinen höchsten Triumph zu feiern.

Damit ist die Geschichte aber immer noch nicht zu Ende. Denn nun folgt erst die Ruhanwendung.

Von Luca Pittis Tode an ist nämlich von dieser Familie in den Annalen der Stadt nichts sonderliches mehr zu hören bis . . . ja bis sich etwa 100 Jahre später in den Büchern die trockene Kunde findet, daß wieder ein Cosimo aus dem Geschlechte der Medici, Cosimo I., 1549 den Pittipalast durch Kauf an sich brachte und ihn vollends ausbauen ließ. Für den Wissenschaftler und Altertumsforscher muß diese dürftige Notiz genügen. Er besitzt kein Recht auf unverbürgte Mutmaßungen und hat sich zu bescheiden mit dem Wenigen, was ihm die Vorwelt aus ihrem Füllhorn an dokumentierten Tatsachen in die Hand spielt.

Wir aber, denen das Leben selbst und die Entwicklung ungleich näher steht als die spärlichen Meilensteine der Geschichtsforschung, haben nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, dieses klapprige Knochengerit mit Haut und Fleisch zu versehen und diesem Fleisch wiederum das pulsierende Blut durch die Adern zu leiten. Die Deutung ist das heilige Privileg der Kunst, und je höher und kühner die erstere, umso größer und vollendeter auch die letztere.

Was nun, von diesem Vorsatz ausgehend, speziell unseren Fall betrifft, so ist die Deutung nicht schwer, wenn wir uns an das halten; was vorausgegangen ist. Allem Anschein nach nämlich hatte die Nachsucht unserem armen Pitti einen argen Streich gespielt, an dem er wahrscheinlich weniger als seine Nachkommen zu leiden gehabt haben werden. Wie es immer in solchen Fällen zu geschehen pflegt: Der Bau war größer als das Vermögen, ihn auszuführen. Seine Bosheit hatte ihn in eine Sackgasse geführt, aus welcher es kein Heraus mehr gab: Er hatte sich — verspekuliert

und das eigene Unternehmen fraß ihn auf. Vielleicht hätte er besser daran getan, den weiteren Bau im Interesse seiner Kinder und Kindeskinde einzustellen. Dazu aber fehlte ihm die innere Größe und die Distance. Seine Revanchegelüste hatten nun einmal derart von ihm Besitz ergriffen, daß er allen Vernunftsgründen gegenüber blind und taub geworden war. Und trotzdem er als geriebener Kaufmann sah, wohin sein Schiff steuerte, — ein Zurück gab es für ihn nicht mehr, denn dieses Zurück wäre für ihn eine Blamage ohne gleichen gewesen und eine Waffenstreckung vor dem verhassten Medicer, wie sie schlimmer nicht denkbar war. Eine Kapitulation vor seinem Erzfeinde bedeutete für ihn dasselbe wie Tod.

Und so baute er eben zähneknirschend weiter. Wir können uns denken, wie er in den letzten Jahren gerechnet haben mag, wie er krampfhaft alles zusammenraffte, nur um den Bau voran zu treiben. Wir können uns weiterhin vorstellen, wie auf der anderen Seite Gerüchte über Pittis — des Reichen! Pitti — Zahlungsschwierigkeiten austauchten, wie diese Gerüchte ihm zu Ohren gekommen sind und ihn nur noch mehr in seinem Vorsatze befestigten. Und wir können uns endlich ausmalen, wie er mit seiner Kunst schließlich fast am Ende war und wie ein plötzlicher gnädiger Schlaganfall diesen armseligen Menschen vor dem Schlimmsten, was speziell ihm begegnen konnte, bewahrte.

Das Drama wäre jedoch kein rechtes Drama, wenn ihm der transzendente und versöhnende Abschluß fehlen würde, jener Schluß nämlich, der — nur für feinhörige Ohren bestimmt — uns das ewig gültige Wirken des „deus ex machina“ enthüllt und der uns zeigt, daß kein Menschenleben an und für sich, sondern jedes einzelne im Rahmen seiner Vor- und Nachgeschichte betrachtet und im Hinblick auf die göttliche Gnade bewertet werden will.

Und so sehen wir denn in diesem Schlußakt die Erben dieses unglückseligen Luca Pitti sich herumplacken mit dem wenig erfreulichen Nachlaß ihres Vorfahren: Ein halbfertiger Riesenpalast, dazu Verbindlichkeiten und Schulden, ein brüchig gewordenes Ansehen und was der Dinge mehr sind. Anfangs werden sie vielleicht noch weitergebaut haben, bis sie dann vor der Tatsache standen, daß sich das Unternehmen nicht länger halten ließ. Und so blieb denn der Bau unfertig liegen, bis er etwa 100 Jahre später ausgerechnet von den Medicis erworben und vollends ausgebaut wurde. Gerade die Familie, der zum Trotz der alte Luca den Palast errichten ließ, bekam ihn — vielleicht für ein Butterbrot — in ihren Besitz und man könnte geneigt sein, von einer „Ironie des Schicksals“ zu reden, insofern gerade der Haß und die Rachsucht Luca Pittis der Entwicklung seines Todfeindes die Wege ebnete.

Gewiß, — man kann so sagen. Ob es jedoch richtig ist, lassen wir dahingestellt. Unseres Erachtens gehört vielmehr das Schlagwort von der „Ironie des Schicksals“ zu jenen Talmiweisheiten, welche die Menschen zur Oberflächlichkeit und Irreligiosität verführen und sie verleiten, bei jedem ähnlichen Fall dort Halt zu machen, wo der denkende Mensch erst zu beginnen pflegt. Und ge-

nau so, wie im Leben, so ist es auch in der Kunst. Jedes Drama, jeder Roman, überhaupt jede künstlerische Arbeit verrät den unfertigen Geist, wenn nicht das transzendente, mit den Härten und Realitäten der Ereignisse versöhnende Moment wie ein Duft über das Ganze gegossen ist. Die Kunst kann niemals Abklatsch des Lebens sein, schon deswegen nicht, weil noch kein Mensch erfahren hat, was eigentlich „das Leben“ ist. Wir sehen alle nur Ausschnitte, und einen solchen winzigen, realistisch dargestellten Ausschnitt zum Inhalt des unendlichen Lebensproblems zu machen, kommt ungefähr jenem törichtem Unterfangen gleich, das Meer in einen Teich schöpfen zu wollen. Nicht auf die Tatsachen kommt es an, — diese sind ja nur Symbole, — sondern auf die Deutung derselben im Sinne einer göttlichen Vorsehung und allwirkenden, ewig gütigen Weisheit.

Und so lautet unser Schluß, den wir unserem Drama folgen lassen wollen, etwa so: Des armen Luca Pitti Enkeltochter und des reichen Cosimo di Medici Enkelsohn überbrücken in Liebe den Haß der Geschlechter. Der Palast des Alten, welcher errichtet worden war, um dem Mediceer einen Pfahl ins Fleisch zu treiben, wird vollendet, nachdem der Haß von der Liebe bezwungen ist, und das junge Paar — der reiche Mediceersohn und die arme Pittitochter — beziehen dieses Gebäude als Zeichen dafür, daß in dieser Welt des Haders und der Rache, der Feindschaft und Eier, der Bosheit und Niedertracht letzten Endes doch immer wieder obsiegen wird die Liebe und Versöhnung.

Wenn wir in solcher Stimmung den Pittipalast betreten, so haben wir die rechte Weihe für das, was uns erwartet; denn nichts gibt dem Leben eine solche Deutung als die wahre Kunst, der diese Säle und Gemächer nunmehr geöffnet sind.

Das Erste, was uns in die Augen fällt, ist der unglaubliche, an den Palast des „Sonnenkönigs“ in Versailles erinnernde Luxus und die pompöse Innenarchitektur. Man steht tatsächlich immer von neuem wieder vor der ungeheuerlichen Tatsache, daß ein ganz kommuner Bürger es war, der sich aus purem Uebermut als das leistete. Aber schließlich: Warum sollte er nicht? Warum sollte es denn durchaus nur das Privileg gekrönter Häupter sein, sich Paläste dieser Art errichten zu lassen? Und was bei diesen aus allerhand Gründen nicht so hervortritt, weil wir gewöhnt sind, dabei an diplomatische Empfänge und ähnliche Anlässe zu denken, hier steht bei der gänzlich veränderten Sachlage gerade dieses Moment — nämlich das der sinnlosesten Raumverschwendung — stets und ständig im Vordergrund. Geht man lediglich daraufhin diese Flucht von Sälen und Gemächern durch, dann mutet uns das Ganze fast wie eine riesenhafte Karikatur an.

Mit das Schönste, was dieses Gebäude aufzuweisen hat, ist die unübertreffliche Aussicht über Florenz von den flachen Dächern der beiden Seitenflügel. Zumindesten kommt man von hier aus am besten in den vollen Genuß der herrlichen Domkuppel, welche mit- samt dem Brügger „Belfried“ — an diesen erinnert der Turm des Vecchiopalastes — das Wahrzeichen dieser Stadt bilden. Und dann noch ein unermesslicher Vorzug dieser Plattform: Die Erholung

nämlich und die Erfrischung, welche sie uns bietet, nachdem wir stundenlang unfreiwillig Zeugen gewesen sind jener Affenkomödie, die, sich fortgesetzt in immer neuen Pointen wiederholend, sich im Innern dieses Gebäudes abspielt, seitdem es der Kunst geweiht worden ist.

Wenn irgend wo, dann bekommt man hier todsicher eine Meinung von seinem verehrten Mitmenschen, welche — gelinde gesprochen — an bedenklichen Zweifel grenzt. Sind, so fragt man sich unwillkürlich, diese Leute denn wirklich normal? Es gehört ganz gewiß zu den unübertrefflichsten Possen, Schwänken und Satiren, wenn man sich im Saal des Saturns auf einen jener vergoldeten Stühle setzt und nun — links vor sich die „Madonna del Granduca“ und rechts die „Madonna della Sedia“ — das Publikum beobachtet, welches zu diesen beiden weltbekannten Bildern wallfahrtet.

„Sie hüpfen und schneiden Gesichter,
Halb schmachkend und halb scheu,
Und wirbeln wie Nebel zusammen,
Und wispern und huschen vorbei.“

Wer weiß, welche Veranlassung in Heinrich Heine diesen Vers entstehen ließ. Vielleicht war es eine ähnliche Gelegenheit wie diese hier im Pitti-Palaste. Daß wir nämlich zu einer solchen Annahme berechtigt sind, beweist nachfolgendes, fast gänzlich unbekanntes Gedichtchen aus dem Nachlaß:

Der Banause.

Vor Raffaels Madonnen
Die brünstige Menge sich staut
Und plappert und flüstert und säuselt
Und flötet bald leise, bald laut:

„Mein Gott, wie entzückend! — Wie lieblich! —
Ganz reizend! — Wie duftig und zart! —
Die Mutter — ach sieh doch! — wie friedlich
Das Glück sich in ihr offenbart!“

Die Damen sind hingerissen,
Die Herren, sie machen mit, —
Da tönt es aus einer Ecke,
Belangweilt: „Ich pfeif auf den Kitt.“

Ich gebe zu, daß speziell dieser Schluß ein wenig grob und derb klingt, aber immerhin . . . Wenn man nur zehn Minuten lang die Komödie betrachtet, wie sie sich vor diesen Bildern abspielt, diese Komödie, die lediglich von Kunstbanausen dargestellt wird, dann . . . ja dann drängt sich einem unwillkürlich so etwas auf, was vorherrschend nach heißender Ironie schmeckt.

Und wie ergeht es uns selbst? Tja, — wir könnten wahrscheinlich sogar diese beiden Bilder bis zu einem gewissen Grade lieben, wenn — ja eben, wenn sie nicht so allgemein angebetet würden. In Formen und Farben jedenfalls sind sie unübertrefflich.

Das klingt und schwingt, als wäre das ganze Leben nur eine einzige, berauschend selige Harmonie. Und wenn man sich damit zufrieden geben kann, dann ist man auch berechtigt, diese beiden Werke so ungefähr als das Höchste anzusprechen, was die bildende Kunst je zuwege gebracht hat.

Nun ist aber da außer den Formen und Farben noch ein Drittes, was das Werk des bildenden Künstlers bestimmt: Der Ausdruck. In welchem Verhältnis dieser Faktor tonangebend unter den drei Geschwistern zu sein hat, überlassen wir dem wohlaffektierten Gutachten unserer Leser. Uns muß die Feststellung genügen, daß dieser „Ausdruck“ im Falle Raffael arg hinterher hinkt, ja daß er bei längerem Hinsehen uns geradezu aus den Augen verschwindet. Das Sinnliche dominiert derart, daß wir versucht sind, das andere darüber ganz zu vergessen.

Eine eigenartige Offenbarung übrigens in Hinsicht gerade auf den „Ausdruck“ hat man in dem letzten Saale. Von hier aus nämlich öffnet sich der Blick durch drei Räume hindurch, die aneinander stoßen. Jedes Zimmer hat ein Fenster und die freien Türöffnungen in den Trennungswänden liegen nahe der Fensterwand. Nun steht in jedem dieser Zimmer auf einer Staffelsei dicht am Fenster ein Selbstporträt, so daß man — von der rechten Stelle aus — diese drei Porträts von dem letzten Saale aus mit einem einzigen Blick aufzunehmen in der Lage ist. Und zwar sind es Selbstporträts von: Raffael, Rembrandt und Rubens. Drei grundverschiedene „R“'s sehen uns an und stellen die Gewissensfrage. Es ist beinahe so wie damals, als die drei Grazien vor den jungen Paris traten und ihn zu richten baten. Und wieder muß ich an Heine denken und mir durch eine kleine Veränderung seinen Bierzeiler zu eigen machen:

Raffael-Schillers Max und Marquis Posa,
Rubens-Wagners Siegfried und Brunhilde
Rembrandt-Shakespeares Troilus und Hamlet, —
Sieh hin und wähle, teure Kunst-Wimose!

Aber ich bitte dich, lieber Freund, sei auf der Hut. Es ist nicht alles Gold, was glänzt und nicht alles Schönheit, was scheint. Es ist auch nicht alles Kraft, was Radau macht und nicht alles Adel, was ein vornehmes Kleid trägt. Wähle, wie du, wenn du stirbst, wünschen wirst, gewählt zu haben. Denn wisse, lieber Freund, es liegt eine abgrundtiefe Wahrheit in dem kurzen Wörtlein: Renne mir deine Künstler, deine Schriftsteller und ich will genau dir sagen, wer du bist.

Gewiß, wir dürfen und wollen nicht vergessen, daß drüben im Saale des Apollo Raffaels „Papst Leo X. mit den Kardinalen Giulio de Medici und Lodovico de Rossi“ hängt, ein Bild, welches immerhin bedeutend genug war, daß es von Andrea del Sarto in vergrößertem Maßstabe kopiert worden ist. Und wir dürfen weiterhin nicht vergessen, daß ebenso nahe — im Saale der Venus — Rubens „Heuernte bei Mecheln“ und „Odysseus bei den Phäaken“ hängen, Bilder, aus denen die reine Landschaft wie ein großes genaltiges Epos zu uns spricht. Aber wir dürfen endlich auch nicht

jenen Rembrandtschen „Greisenkopf“ vergessen, welcher unbeachtet im Scale des Mars hängt.

Ich kann mich nicht dazu entschließen, nun auch noch auf die anderen alle einzugehen, auf die Peruginos und Tintoretos, auf die Andrea del Sartos und Bartolomeos, auf Tizian und Giorgione und wie sie alle heißen. Höchstens, daß ich noch Mantegna unterstreiche und sein eigenartiges Triptychon mit den konkaven Flächen (welche notabene die Betrachtung des Bildes außerordentlich erschweren, da es kaum eine Stelle gibt, von der aus gesehen das Bild nicht irgendwie blenden würde) hervorhebe. Doch von ihm wird späterhin noch einmal die Rede sein, — darum genug für heute.

Der Abend sinkt und über Florenz wogen schwere Glockenklänge. Das Auferstehungsfest steht vor der Thür und dicht gedrängt lauscht eine tausendköpfige Menge in Dre S. Michele den eindringlichen Worten eines Dominikaners. Fast ist es Nacht in dieser Kirche. Nur wenige, verstreute Lichter geistern ihren Schein über die Köpfe der Andächtigen. Nur mit Mühe und Not haben wir uns einige Schritte vorwärts zwingen können, denn die Menge steht bis an die Türe heran wie eine Mauer. Sicherlich ein besonderer Mensch, der da spricht, sagen wir uns und verfolgen, da wir ihn nicht verstehen, umso lebhafter seine sprechenden Gesten, mit denen er seinen Gedanken und Worten Plastik und Tiefe verleiht. Was er spricht, wird im gleichen Moment an ungezählten Orten der Erde in ähnlicher Form, nur in anderen Sprachen, gepredigt, ja es ist so und ähnlich schon fast zweitausend Jahre gepredigt worden.

Und die Menschen hören's immer wieder von neuem — Generation auf Generation —, welche Bewandnis es habe mit der Auferstehung und daß nicht eher auferstehen kann, wer nicht den alten Adam zuvor in sich ertränkt habe. Und es hören's die Menschen und es hören's die Völker — tausend und mehr Jahre bereits — und sind doch nicht anders worden. Heute fallen sie sich in die Arme und verkünden mit verzückten Augen Menschenliebe und -rechte, Friede! Friede und . . . „Nie wieder Krieg“ und morgen schon schreien dieselben „Krieg“ und lehren den Haß. Auf das „Hosianna“ folgt das „Kreuzige! Kreuzige!“ in ewigem Wechsel. Wahrhaftig, man ist versucht, in dieser unerschütterlichen Folge von Liebe und Haß und von Krieg und Frieden die Ausdrucksformen der Auferstehung im Einzelnen und in der Gesamtheit zu sehen.

Orvieto

Ein Idyll.

An einem wunderschönen, sonnenlichtdurchwirkten Frühlingsmorgen verließen wir Florenz.

Ueber der lieblichsten Landschaft wölbte sich lichtblau und wolkenlos der Himmel und ein Blühen hob an, wie wir es uns in dieser schwelgenden Fülle niemals zu träumen gemagt hätten. Zwischen unabsehbaren Weinkulturen standen Birnenbäume mit ihrem an japanische Aquarelle oder an Li-tai-pehs Gedichte erinnernden Blüten schmuck. Und damit die Stimmung nicht gar zu sehr im lyrisch-sentimentalen untergehe, schlugen Pinien und Cypressen ernst und feierlich jenen anderen Akkord an, vor dem das jauchzende Frühlingserwachen erst die rechte Plastik, die rechte Tönung bekam. Aber nicht genug damit. Wer Augen hatte, zu sehen und ein Gefühl für die musikalische Bedeutung der Linie, der hörte in den rhythmischen Schwingungen der charakteristischen Bergformationen und in dem Verlauf ihrer Rämme all das wie aus der Ferne noch einmal, was hier im Vordergrund sich zusammenwob

Eigenartig sind diese italienischen Berge, deren Höhe man im allgemeinen wesentlich unterschätzt, — eigenartig insofern, als sie fast ausnahmslos kahl sind, abgesehen von den tiefer gelegenen Hängen, auf welchen da und dort die schiefergraue Olive wächst. Aber gerade in dieser Kahlheit leben ihre Formen auf und die mannigfachen Farben ihrer Gesteine. Man kann nicht sagen, daß man im Anblick dieser Berge Sehnsucht bekäme nach dem deutschen Wald. Die Fülle dessen, was sie an unbeschreiblicher, ja geradezu herausschender und übermächtigender Schönheit dem Auge bieten, läßt uns jeden Vergleich vergessen. Gewiß, wenn wir unser Entzücken einspannen und uns zwingen, mit nüchternem, kühlen Blick hinüberzusehen, dann ergeht es uns wohl, wie es uns beim Anblick jener mittelalterlichen Häuser und Viertel in deutschen Städten ergeht: Als Museumsexemplare und für den Beschauer recht nett, aber . . . darinnen zu wohnen oder andere darin wohnen zu lassen. — nein, da müssen wir doch ganz energisch den Kopf schütteln. Unser Aesthetizismus darf niemals so weit gehen, daß wir darüber den Raubbau vergessen. Und gerade hier in den italienischen Bergen ist ein solcher betrieben worden, wie er wohl einzig in der Geschichte dasteht. Mit einer Schonungslosigkeit und Unvernunft ohne

gleichen hat man durch die Jahrtausende diese herrlichen, langgestreckten Gebirgsformationen abradiert und so — zugunsten des nimmerfattten Augenblicks — ungeheure, einst überreiche Landschaften in eine gähnende Steinwüste verwandelt. Aber sollten wirklich, wie man zu sagen pflegt, die Italiener im allgemeinen an dieser Verarmung des eigenen Landes schuld sein? Glaubt man wirklich im Ernst, daß der italienische Landbewohner weniger an seiner Scholle und an dem, was auf ihr wächst, hängt, als der Deutsche? Sollte er wirklich seinen Baum, seinen Wald weniger lieben als der deutsche Mensch den seinen? Nein, — hier ist etwas anderes die Ursache gewesen. Italiens nackte Berge klagen fremde Imperatoren an, welche das ehemals reiche Land in Grund und Boden wirtschafteten. Was ging es sie an, ob die Bewohner dieses Landes ihre Wälder verloren? War die Ebene nicht tragend und fruchtbar genug? Aber Italiens nackte Berge klagen ebenso die eigenen Imperatoren und Gewalthaber an, welche wie Vampyre das Reich ausaugten, nur um ihren unersättlichen, kapitalistischen Gelüsten Genüge zu tun. Dieses ganze, lange, sich durch die Halbinsel von Norden nach Süden erstreckende kahle Gebirge gleicht einer einzigen furchtbaren Anklage, es ist der rote Faden gleichsam, der durch die Geschichte der Völker geht. Und dieser rote Faden heißt: Kapitalismus, — kapitalistisches Ausbeutertum. Wenn heute in Frankreich noch immer weite Strecken verödet liegen, zerrissen von der perversen Wut geiler Geschütze und vergiftet von lebenszerstörenden Gasen, Strecken ohne Haus und Baum, geflohen von Menschen und Tieren, dann erhebt sich wohl da und dort eine Klage und man begreift nicht, wie Menschen solches zuwege bringen konnten. Der Italiener und der Italienreisende dagegen hat sich längst an die Folgen dieses Vandalismus gewöhnt. Die Berge sind eben kahl, — und damit basta. Und seien wir ja nicht zu voreilig mit unserem Urteil! Noch hat es gute Weile, bis unsere Geschichte so alt geworden ist wie die römische. Und lassen wir — nur mal in Gedanken zunächst! — über Deutschland ein halbes Dutzend solcher Kriege hinwegfluten, wie der letzte, — wer weiß, ob dann noch in dieser verpesteten Wüste ein einziger Baum gedeihen wird. Und was der Krieg nicht schaffen wird, das wird ganz gewiß die unentwegt fortschreitende Industrialisierung zuwege bringen. Wir sind ja heute schon knapp mit Holz und Lieblingen deswegen mit den noch unberührten finnischen Wäldern. Ja, es wird ganz gewiß die Zeit kommen, wo in Deutschland der Wald ebenso zur Seltenheit werden wird, wie er es heute bereits in Italien ist.

Doch weg damit! Lassen wir uns heute mit diesen Gedanken unser Jöhl und unsere Laune nicht verderben! Denn auf sie stoßen wir ja doch überall, wir mögen hinkommen, wohin wir wollen, — das aber, was sich uns hier rechts und links der Strecke zeigt, ist für uns, die wir besuchsweise hierher gekommen sind, nur einmalig. Drum:

„Trinkt, ihr Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Ueberfluß der Welt.“

Ja, hier kann man wirklich von einem „goldnen Ueberfluß“ reden, hier ist alles, was sich unseren Augen darbietet, ins märchenhaft-phantastische potenziert und wir müßten uns eigentlich, wenn wir dem allen den rechten Ausdruck verleihen wollten, fast ausnahmslos in Superlativen bewegen.

Bald rechts, bald links am jugendlich-ungebärdigen Arno aufwärts verjüngt sich die Ebene und die Bergkulissen schieben sich näher und näher an die Strecke heran. Wie in Deutschland die Rüben- oder Getreideselder, so dehnen sich hier die Weinbezirke weit, weithin. An gekappten Bäumen, denen man nur einen einzigen Trieb gelassen hat, um den Stamm am Leben zu erhalten und vor Fäulnis zu schützen, rankt der Nebstock empor und überspannt — von Baum zu Baum sich schlingend — die rostbraune Erde mit seinem hellgrünen Dach. In schlanken Linien, weithin sichtbar, besäumen Napoleons Bäume, die militärischen Pappeln, hier und da die strategischen Straßen und den Arno.

Auch die Zypressen sind teilweise in den Dienst der Straßen gestellt. Nur die Pinien haben sich isoliert gehalten. Sie stehen reserwiert in Gruppen gleich markanten Beobachtungsposten und fühlen sich scheinbar zu dreien oder vieren am wohlsten. Aber das genügt auch vollauf, denn schon ein einzelner dieser Bäume vermag der Landschaft weit im Umkreis ihr eigenartig südländisches Gepräge zu geben. Der Getreidebau ist spärlich. In langen, schmalen Streifen zieht er sich ab und an durch die Weinplantagen. Man hat den Eindruck, als markiere man damit die Grenzen. Auf den grüingewordenen Geröllflächen zu beiden Seiten des Arno weiden Schaf- und Ziegenherden und wie ein Bild aus einem Märchenbuche mutet es an, wenn schöne weiße Kühe mit ihren langen gebogenen Hörnern die roten, zweirädrigen Karren der Landbewohner langsam und feierlich dahinziehen. Ganz gewiß, — nicht das Pferd, sondern die Kuh ist das Zugtier bei religiösen, feierlichen Gelegenheiten. Ihr langsamer, bedächtiger und würdevoller Schritt ist das natürliche Tempo eines Leichenzuges. Und wenn es heißt, die alten Germanen hätten das Fest der Göttin Herta durch eine Art Prozession gefeiert, bei der die Göttin auf ihrem Wagen von sieben weißen Kühen durchs Land gefahren sei, so beweist das nur, daß unsere Altvorderen durchaus ein Gefühl dafür hatten, was uns durch das dauernd sich steigende Tempo des Lebens abhanden gekommen ist.

Und zwischenein in dieser aquarellistisch-lyrischen Dichtung liegen die Ortschaften wie saffrangelbe Komplexe, oder Gehöfte, deren Geschichte bis tief ins Mittelalter hineinreicht. Burgen mit gotischen Zinnen und Fenstern krönen hier und da die isolierten, jäh aufsteigenden, felsigen Berge und erinnern an die Invasionen der Nordländer, an die Zeiten Friedrich I., Heinrich VI. und Friedrich II. Gleich mürrisch dreinschauenden Reliquien jener wildbewegten, schaurig-schönen Epoche fristen sie, malerisch von Wind und Wetter verwandelt, in der Fremde ihr romantisches Dasein. Auf den Bergen mit den breiteren Ruppen haben sich diese Burgen zu Ortschaften und kleinen Städten erweitert. Lauter Festungen, die nicht gebaut, sondern organisch aus dem Fels-

gestein herausgewachsen sind. Sie haben sich erhalten genau wie sie entstanden sind, denn was ließe sich groß umgestalten an Häusern, deren eine Wand zum mindesten durch das Felsgestein des Berges selbst gebildet wird. Unendlich malerisch sehen erhöhten menschlichen Wohnbereiche aus. Man denkt unwillkürlich an Adlernerester oder an die kunstvoll der Natur angepaßten Biberkolonien. Aber schon verschwindet das Bild und ein neues entzückt uns: Die Ufer des Arno wachsen steil und schartig gleich kampfbewährten Festungsmauern aus der Ebene und drängen sich an die Bahnlinie heran. Hier zog Hannibal vor zweitausend Jahren und mehr, als die Gegend noch dicht bewaldet und sumpfig war, gen Rom, nachdem er am Ticin und an der Trebia die römischen Konsuln empfindlich geschlagen hatte. Wie anders dieses heute lachende Land damals gewesen sein muß, kann man am besten daraus ermessen, wenn wir uns erinnern, daß allein der Marsch des gewaltigen Afrikaners eben durch dieses Arnotal ums Haar das ganze, so glücklich begonnene Unternehmen in Frage gestellt hätte. Von Krankheit und Seuchen dezimiert scheint der Vormarsch dieses siegreichen Heeres zu einem Schleichen in den Tod zu werden. Hannibal selbst erkrankt und erblindet auf ein Auge, und wenn Flaminius, der römische Consul, welcher hinter ihm herkam, nicht angriff, so war es nicht die Truppe, welche Hannibal vor dem Untergange bewahrte, sondern ihr Ruf, der sich schützend zwischen sie und die Verfolger schob wie die feurige Säule zwischen die auswandernden Israeliten und die Aegypter.

Aber so ein Ruf ist von kurzer Dauer. Ueberläufer und Tertesitenaturen sorgen dafür, daß er verblaßt und verschwindet, ganz abgesehen von den Bewohnern des Landes, durch welche genug über die Zusammensetzung, über die Haltung, Ausrüstung und den Geist einer Truppe durchsickert. Kurz und gut: Flaminius konnte nicht mehr länger im Zweifel sein darüber, daß der günstige Moment zum Angriff für ihn gekommen sei, der Moment, auf welchen einzig er hingelebt hatte, seitdem die Republik, im Vertrauen auf seine Fähigkeiten, ihn zum Consul erwählt hatte, nachdem die Vorgänger so gänzlich versagt hatten.

Und anfangs ließ sich die Sache für ihn ja auch ganz vortrefflich an, bis — wie das zu ungezählten Malen immer wieder bis auf den heutigen Tag geschehen ist — der Ehrgeiz dem Gelingen des Planes ein arges Schnippchen schlug und den vermeintlich schon sicheren Sieg in eine glänzende Niederlage verwandelte. Wenn es nicht gar zu böß ist, läßt sich eine solche Schlappe geschickt maskieren. In der modernen Kriegskunst spricht man dann einfach von „strategischem Rückzug,“ „freiwilliger Zurücknahme“ oder „Dolchstoß von hinten.“ Ob man schon damals mit solchen Finessen arbeitete, ist mir nicht bekannt, — ich bin aber überzeugt davon. Nun, — unserm Flaminius hätte das alles nichts gemüht, — die Niederlage war gar zu offenbar. Hannibal nämlich, in geschickter Ausnutzung der örtlichen Lage und in Erkenntnis der unbedingten Notwendigkeit, daß er den Römern wieder einmal die Zähne zeigen mußte, lockte den blinden Flaminius am Trasimenischen See in eine Falle, aus der er nicht mehr herauskam. 30 000

Mann wurden teils getötet, teils gefangen genommen, wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde und in Rom zitterte auf aller Lippen das: „Hannibal ante portas!“

So vor 2142 Jahren!

Heute lag der mächtige See still und lächelnd in strahlender Sonne. Ein leichter Wind kräuselte seine Fläche und schattierte deren herrliches Grün. Saftiges Gras gedeiht auf dem flachen, sumpfigen Westufer, an dem wir entlang fuhren und unter riesigen, alten Eichen schnoberten fette schwarze Schweine in der modrigen Erde. Drüben im silbernen Dufte der Ferne lagen die Berge und reckten sich hoch, bis ihre Konturen mit den lichten Wolken verschwammen, die über ihnen lagen oder bis in jene Regionen, wo der Schnee sich bis in den Sommer hinein hält. Dieser Blick erinnert an den Genfer See, nur daß das Wasser nicht stahlblau, sondern moosgrün ist und daß der Trasimenische See mehr Weite besitzt. Am nächsten verwandt ist er vielleicht dem Chiemesee, merkwürdigerweise auch darin, daß hier wie da zwei Herrscher ihre größenwahnsinnigen Pläne zur Ausführung brachten. Aber während das fabelhafte Schloß des unglücklichen Wittelsbachers noch in allen Teilen erhalten ist, liegen von dem goldbeschlagenen Brunkschiff des römischen Imperators, auf welchem er seine Luftfahrten veranstaltete, nur noch wenige Planken als Sehenswürdigkeit unter Glas im Nationalmuseum von Neapel.

Von nun an verdichtet sich gleichsam die Geschichte und prägt ihre unverwischbaren Schriftzüge der Landschaft ein. Die ersten alten Römerstraßen mit ihren ebenso massiven wie schön gewölbten Brücken über die vielen Gebirgsbäche durchziehen das Land, dessen Leppigkeit strichweise dahinschwindet. Immer kompakter und burgartiger werden die isoliert stehenden Gehöfte. Einsame, quadratisch-massige Türme stehen wie Posten aus alter Zeit, und was uns bei Cortona zum ersten Male überraschte und entzückte, das Adlernerest-artige dieser aus dem Fels herausgewachsenen Stadt, das wird jetzt mehr und mehr zur Regel. Es ist eine rechte Kampfgegend, durch die wir fahren. Alles ist auf Abwehr und plötzlichen Ueberfall eingestellt, wozu die Natur des Landes mit ihren isolierten, regellos durcheinander liegenden Sandsteinbergen die denkbar beste Gelegenheit bietet. Ja, selbst der Himmel scheint sich diesem kampffüchtiger Charakter anzupassen: Schwer und drohend zieht es sich irgendwo ganz plötzlich zusammen und das strahlende Licht, welches die Sonne gegen diese kompakte Wolkenmasse schleudert, macht sie nur noch schreckhafter und finsterer.

So geht es an Chiusi vorbei im Tale der Chiana abwärts, bis wir die reizende Paglia erreichen, einen ungestümen Nebenfluß des Tiber und damit, aus den Sandsteinformationen heraus, in die Gebiete vulkanischen Ursprungs gelangen. Das Tal weitet sich wieder, und wieder umgibt uns paradiesische Fülle.

Orvieto!

Auf einem kleinen Provinzbahnhof steigen wir aus, — Gott Lob, so ziemlich als die einzigen! Die roten Bäderer fahren wei-

ter. Nur ein paar biedere Landleute mit dunkelbraunen Gesichtern, einige Frauen mit sehr viel Gepäck und ein paar Handeisleute bevölkern den Bahnsteig und bewegen sich langsam dem Ausgange zu. Das ist gleich das erste, was uns ungemein wohlthuend auffällt: Man hat Zeit. Wozu sich auch beeilen! Die Zahnradbahn nach der Stadt hinauf wartet ja doch. Und so bekommen wir bereits auf dem Bahnsteig einen Vorgeschmack dessen, was droben unser wartet. Mit dem davonrasenden Schnellzug jagt gleichsam auch die Welt davon, in der zu leben wir auserwählt sind, jene Welt, deren Wesensart das stets zunehmende Tempo, die fieberhafte Unrast und das atembenehmende Hasten war. Irgendwo draußen — wir fühlen nur, daß dies sehr weit sein muß — brandet dieses Leben und lärmt und tobt, daß den darin befindlichen Hören und Sehen schwindet. Hier, auf dieser Insel gleichsam, ist alles Frieden, — Frieden und Ruhe und Beschaulichkeit, und unendlich wohlthuende Entspannung kommt über uns. Ich kann daher allen Italienreisenden nichts dringlicher ans Herz legen, als zwischen Florenz und Rom diese Station einzuschieben, wenn es mir auch andrerseits wieder weh ums Herz wird bei dem Gedanken, eben durch diesen wohlgemeinten Rat auch über diese Dase die Fremdensintflut heraufzubeschwören.

In dem geräumigen Abteil der Drahtseilbahn kennt sich alles. Mit großem Umstand und Behagen sucht sich jeder seinen Platz und setzt sich, nachdem er so ziemlich jeden Insassen für sich begrüßt und wenigstens ein paar freundliche Worte mit ihm gewechselt hat. Natürlich kennt auch der joviale Kondukteur alle, ja ich bin überzeugt, daß er sogar die Lebensgeschichte jedes Einzelnen kennt. Denn schon beim Eintritt empfängt er jeden auf seine besondere Art. Er weiß, wo er sich einen derben Scherz erlauben darf und wo nicht, und er weiß auch, wo es angebracht ist, zart und rücksichtsvoll zu sein. So ungefähr habe ich mir den alten Charon immer vorgestellt, — jenen Fährmann, der uns einst übersetzen soll in jenes Reich, aus dem es kein Zurück mehr gibt.

Ghe wir abfahren, vergeht für den Großstadtmenchen eine halbe Ewigkeit. Wer Jahre hindurch an ein und dieselbe Minute gefesselt gewesen ist, z. B. an die Minute 7 Uhr 23 vormittags, damit er auch ja mit der Elektrischen von „seiner“ Haltestelle aus die Untergrundbahn erreiche, welche pünktlich 9 Minuten später, also 7 Uhr 32, vom Bahnhof Sowiesso abgeht, (denn mit dieser braucht er wieder seine 11 Minuten — genau 11! — und von der Endstation bis zu seinem Komptoir nochmals 13 zu Fuß, sodaß er gerade 4 Minuten vor 8 in seinem Betriebe eintrifft, eine Zeit, welche eben noch ausreicht, um den Straßenrock mit der verschliffenen Arbeitsjacke zu vertauschen, um das pünktliche Eintreffen des Personals zu überwachen, um einen flüchtigen Blick in die Zeitung zu werfen und wenn möglich noch schnell eine Zigarette zu rauchen) — eine solche Maschine würde hier verrückt werden. Denn zunächst einmal wartet man endlos. Es kommt schon längst niemand mehr. Aber das ist Nebensache, denn: Es könnte ja doch immer noch jemand kommen. Und wenn sich dann wirklich un-

weigerlich herausstellt, daß wirklich niemand mehr kommt, dann — gehts noch lange nicht los. Zuerst nämlich wird gewichtig und vor-schriftsgemäß die eiserne Gittertür geschlossen, damit niemand her-ausfällt. Dieses Schließen der Tür geschieht von seiten des Schaff-ners mit einer unaussprechlichen Würde. Es ist, als wollte er da-mit die ganze Wichtigkeit seines Amtes dokumentieren und seinen Fahrtgästen zum Bewußtsein bringen, daß sie ihm nunmehr be-dingungslos überliefert seien. Die Bedenkfrist ist abgelaufen, und eben von diesem Moment an hört unser eigener Wille und unser Selbstbestimmungsrecht auf. In Swinemünde war ein alter Fähr-mann, ich weiß nicht, ob er heute noch lebt, — ach sicher doch, denn ich kann mir nicht vorstellen, daß dieser schon damals uralte Knabe überhaupt einmal dem Tode verfallen könnte. An den mußte ich hier lebhaft denken. Wie seltsam, daß doch ganz be-stimmte Typen und Charaktere ausgerechnet immer nur zu dem gerade ihnen passenden Berufe kommen.

Nachdem die Tür geschlossen und die Gesellschaft, welche hin-auf wollte, eingefangen war, gings an die Fahrkartenausgabe. Aber das war beileibe etwa kein Geschäft wie bei uns in der Elek-trischen, ih Gott bewahre! — sondern eine äußerst ernste und sei-erliche Handlung, welche Gelegenheit bot, von jedem einzelnen Fahr-gast das neueste und wichtigste Ereignis zu erfahren. Was ihn be-drückte und quälte, was er — draußen — in der Welt erfahren und was er oben suchte, all das und so vieles andere wurde be-reitwillig unserem Schaffner, wie einem Beichtvater anvertraut.

Ich muß gestehen, daß mir anfangs die ganze Sache in humo-ristischem Lichte erschien. Plötzlich aber änderte sich dies bei der naheliegenden Vorstellung: Gott ja, einmal wird's ja auch mit dir so weit sein, daß du dich in jenem Rahne befindest, der dich über-sehen soll. Dann wird der Moment da sein, wo du nach alledem, was du eben noch auf jenem Ufer erlebstest, zu dir selbst kommen wirst. Und da wird dir wahrscheinlich als Erstes auffallen, daß lauter fremde Gesichter um dich sein werden, lauter Menschen, die du in deinem ganzen Leben noch nie gesehen, nie gekannt, von denen du niemals gehört hast. Ob dir's in diesem Augenblicke wohl auch so ergehen wird, wie im Leben, wo du den Fremden mit Mißtrauen und Argwohn, ja vielleicht sogar mit Haß und Feind-schaft betrachtetest? Aber nein, das ist ja ganz unmöglich! Denn alles das, was dich zur Bosheit und zur Selbstsucht trieb — wie die unersättliche Sucht nach Mehr für dich und deine Erben, der soge-nannte „Kampf ums Dasein“ und was der Dinge mehr sind — das ist nun alles, alles von dir abgefallen und liegt nun schon so weit, so weit, daß du's kaum noch erkennen kannst, und du gewahrst mit Staunen, daß du auf einmal mit ganz andern Blicken diese frem-den Menschen betrachtetest, die um dich sind. Wie Schuppen fällt es dir urplötzlich von den Augen, daß es ja doch ein Irrsinn war, im fremden Menschen so etwas wie ein Mittel zum Zweck, wie ein Ausbeutungs- oder Verbesserungsobjekt zu betrachten. Wer gab dir das Recht, wenn es nicht dein Irrsinn war, dich höher und besser, dich vollkommener und weiser zu fühlen als die andern? Wer gab dir das Recht, wenn es nicht dein Irrsinn war, andere

nach deiner Schablone „glücklich“ zu machen? Wie kamst du zu dem Irrwahn, daß dein Recht auch das Recht der andern, dein Glaube auch der der andern sein müsse? Und welche Vermessenheit endlich verleitete dich dazu, etwas als „dein“ Eigentum zu halten und bis aufs Messer zu verteidigen, was dir doch nur zu Lehn gegeben war?

Ein Lächeln überkam mich, ein mitleidiges, schwaches, wenn ich an all das gedachte, was da drüben die Menschen bewegte. Und aus tiefem Dunkel stiegen ein paar Verse in meine Bewußtseinsphäre, welche — auf den Namen des Verfassers kann ich mich leider nicht mehr besinnen, wie ich auch nicht mehr für ihren eigentlichen Wortlaut garantieren kann, — es mir vor einer ganzen Reihe von Jahren ihrer eigentümlichen Molltonart wegen angetan hatten:

„Steig' ich einst in jenen Nachen,
In den mohnbekränzten,
Will ich eine Krone tragen.

Eine Krone will ich tragen,
Wenn der Fährmann tief
Seine Ruder in das Wasser senkt.

Spiegelnd in den dunklen Fluten,
Will ich traumversunken
Mich der schönen Krone freun.“

Ich glaube, so ähnlich lauteten jene Verse, an denen ich mich vor 15 Jahren etwa berauschen konnte. Und wieder mußte ich lächeln über die Veränderung, welche stetig mit uns geschieht. Hätte ich jene Verse geschrieben, dann würde ich mich heute ganz gewiß ihrer schämen, weil ich mir sagen müßte: Was sollte denn das eigentlich mit der „Krone?“ Wozu Krone? Was für eine Krone? Die Krone wahren Menschentums? Gibt es dafür Zepeter und Kronen, Orden und Ehrenzeichen? Oh du Narr, der du dich drüben noch von den andern unterscheiden wolltest, sieh lieber zu, daß diese Unterscheidung nicht zu deinen Ungunsten ausfällt! Und ich stellte unter Beibehaltung der Tonart und im Angesicht meiner Mitreisenden die Worte in jenen Zeilen folgendermaßen um:

„Steig' ich einst in jenen Nachen,
In den mohnbekränzten,
Will ich wissen nur das eine:

Daß am Ufer, wo ich weilte
Eine kurze Frist,
Keine Seeer mich verklage, —

Daß kein Mensch zurücke bleibe,
Dem — an mich erinnert —
Böse Worte durch die Sinne ziehn.“

Und währenddem sich dieses Gebilde in mir zusammenfügte, sah ich mir verwundert die Menschen an, welche um mich herumsaßen. Wie seltsam, daran hatte ich ja weiß Gott überhaupt noch niemals gedacht, daß ich mit lauter fremden, mir gänzlich unbekanntem Menschen hinüberfahren würde, die mir ebenso ein unbeschriebenes Blatt sein werden wie ich ihnen. Merkwürdig, wie man doch so oft gerade das Naheliegendste und Wichtigste völlig übersieht. Aber das geht uns ja fast regelmäßig so.

Ja, es scheint, daß wir immer kurzsichtiger werden, je intensiver wir einen Moment oder ein kommendes Ereignis uns auszumalen bemüht sind. Und zwar pflegen wir für gewöhnlich gerade das Aller selbstverständlichste zu übersehen, — gerade das, was späterhin den Ausschlag gibt.

Lauter fremde Menschen also, — und das ausgerechnet in einem Moment, wo alles, was nur irgendwie Namen und Ansehen hatte, aufhört zu sein: Reichtum und Ehre, Wissen und Armut, Hunger und Durst, Krieg und Frieden, Hoffen und Wünschen, Streben und Ringen, Pflicht und Gebot. Das alles und noch so vieles andere, was sich garnicht alles aufzählen läßt, war dort drüben geblieben und verschwand bereits im feuchten Nebel, der vom Acheron heraufstieg.

Wir aber, die wir unseren Erdenlauf vollendet haben, wir schweigen und — sehn uns mit neuen Augen an.

Seltsam, — höchst seltsam! — Was wir niemals geglaubt hätten, hier wirds Ereignis, und mit ungetrübten Augen gewahren wir das Wunder der menschlichen Seele.

Dort, der alte Mann mit dem mächtigen Schädel und den weißen Bartstoppeln, dort das Weib mit den verhärmten Zügen, — oder der junge Mann dort mit den blassen Wangen und tiefliegenden Augen oder die Greisin mit dem verstörten Lächeln, — wir sehen sie alle wie gläserne Wesen, in denen rubinrot etwas leuchtet, was unsagbar schön und herrlich ist. Ob sie mich auch wohl so sehn?

Aber wie denn? Was ist denn das?

Spielt da nicht zwischen uns Erwachsenen, die wir auf den Bänken sitzen, ein Kind? Wie war's doch gleich? Wir haben Mühe, uns daran zu erinnern. Aber haben wir uns nicht gerade an diesem Problem immer und immer wieder gestoßen und hat nicht irgend ein Großer dort drüben einmal gesagt: „Ein unnütz Leben ist ein früher Tod“?

Wir schütteln das Haupt und lächeln. Lächeln wieder über die große, große Torheit, die uns da drüben umfassen hielt und die uns die kurze Frist auf Erden zu etwas so Besonderem und Wichtigem machte. — Menschlein, — und wenn du hundert und mehr Jahre alt wirst, und die Welt erschüttert hast mit deinem Rufe, — vor dem, was kommt, ist diese, deine Frist nicht um den millionsten Bruchtheils einer Sekunde länger als die dieses Kindes.

Und sieh doch, wie herrlich und rein gerade in ihm jener Rubin leuchtet!

Wein Gott! — und wieder steigt ein Wort aus der Tiefe: „Wenn ihr nicht werdet wie die Kindlein, so könnt ihr nicht hinkommen . . .“

Wie war das? — Woher kam diese Stimme? — Ein Zittern überkommt uns, ein angstvolles Beben vor etwas, was wir dort drüben immer beiseite geschoben, dem wir durch Arbeit und immer neue Arbeit ängstlich ausweichen und vor dem wir in schlaflosen Nächten geflohen sind, wie ein gehektes Tier.

Aber jetzt ist es da, — unausweichbar, — riesengroß und gewaltig steht es vor uns und — geradenwegs fahren wir darauf zu. Nichts hilft uns mehr. Unsere Augen zu schließen wäre Wahnsinn.

Da — in dieser fürchterlichsten Not fällt unser Blick auf ein Weib, das mitten unter uns sitzt.

Madonna!

Und es war genau, wie ich's hier erzähle: Ich erinnere mich nicht, je ein schöneres Weib gesehen zu haben als jenes, der zu Füßen ein etwa fünfjähriger Knabe stand.

Mitten unter uns saß es und über seinen Zügen lag selig lächelnd der Glanz ewiger Liebe und — Gnade. —

Darum erwäge dies:

Daß nach dem Lauf des Rechtes unser keiner zum Heile käme;
wir beten all' um Gnade!“

Es könnte wirklich so scheinen, als sei das alles, was ich da oben über das Abteil der Drahtseilbahn und deren lebenden Inhalt geschrieben habe, freie Dichtung und Erfindung oder zum mindesten so etwas von Dichtung und Wahrheit zugleich. Dem aber ist keineswegs so. Ich habe mich im Gegenteil gerade hier streng an die Realitäten gehalten, nichts hinweggenommen und nichts hinzugefügt. Freilich: Eins habe ich allerdings getan, nämlich das Gegebene — gedeutet. Aber was ist alles irdische Sein, was ist alles Leben rings um uns herum, wenn wir es uns nicht deuten? Was bin ich und was bist du und was ist alles Geschehen, wenn wir's nicht deuten können aus der Perspektive der Ewigkeit. —

Nachdem endlich jeder Fahrgast in den Besitz seiner Karte gekommen war, wurde laut und vernehmlich das Zeichen zur Abfahrt gegeben, und wie in einem Fahrstuhl, nur nicht ganz so steil, gings nun hinauf. Wundervoll, dieses Gefühl, ohne eigenen Kraftaufwand zu steigen und die Erde unter sich versinken und schwinden zu sehen. Ungleich schöner freilich noch im Flugzeug, wo die ersten Momente des Sich-Lösens von der Erde und des freien Schwebens geradezu etwas Berausches haben. Doch wozu sich immer durch die Vorstellung des Schöneren den Augenblick schmälern?! War's nicht genug und übergenuß, was wir hier erleben durften? Höher und höher kommend, breitete sich das Land wie ein kostbarer Teppich unter uns aus. Hüben und drüben die Berge mit ihren abgerundeten Kuppen, von denen da und dort eine alte Burg oder ein kleiner Flecken herübergrüßte, erinnerte dieses Tal mit seinem breiten Strome fast ein wenig an den Rhein. Die mitaufsteigenden Weingehänge unterstrichen die Kongenialität, und es gehörte wirklich nicht viel dazu, sich glauben zu machen, daß da unten irgendwo das romantische St. Goar oder Ahmannshausen liegen müßte, wo wir im Allerheiligsten des alten Bismarckfreundes den

roten Wein aus bäuchigen Fässern kredenzt erhielten, weil . . . ja, weil wir eben so prächtige Kerle waren. Aber laß' gut sein, Baedeker sagt, auch Orvieto sei wegen seines Weines berühmt und ich glaube, in der Beziehung können wir uns unbedingt auf ihn verlassen.

Wir sind jetzt oben und fahren durch die cyklopische Festungsmauer hindurch, — ein Ding von unglaublicher Breite und Massivität. Die Ringmauer der Bergfestung Laon ist wie Kinderspielzeug dagegen. Sie datiert, wie es heißt, aus den wilden Zeiten der Guelfen und bot des häufigen den Päpsten Schutz, welche damals, in Verkennung ihres Amtes, mehr weltliche als geistliche Fürsten waren. Diese Mauer, vom artilleristischen Standpunkt aus betrachtet, dürfte noch heute manchen Batterieführer grün und blau ärgern. Ja, selbst mit dem 38er wäre, wie ich mir ungefähr ausrechnete, nicht sonderlich viel dagegen auszurichten.

Aber . . . ?

Ja ja, ich weiß schon! Verzeihen Sie bitte! Aber Sie müssen bedenken, wir leiden alle noch mehr oder weniger an den Folgen des Krieges. Und wenn's weiter nichts ist, als ab und an eine Gegend schiefstechnisch in Augenschein zu nehmen, weil's einem 4½ Jahre hindurch zur Gewohnheit geworden ist, dann ist doch dieser mitgebrachte Spleen im Vergleich zu andern immer noch erträglich.

Jetzt sind wir oben und steigen aus. Zunächst ein Platz, der — ich kann mir nicht helfen — wegen irgend einer unkontrollierbaren Eigenschaft einen spanischen Charakter hat. Ich bin in Spanien noch nicht gewesen, darum begreife ich selbst nicht, wie ich auf diesen ausgefallenen Vergleich komme. Tatsache aber bleibt, daß er sich mir damals sofort beim ersten Betreten des Platzes aufdrängte. Dabei besitzt er garnicht einmal etwas besonders Typisches, wie Häuser und dergleichen. Alte Bäume und die hohe romantische Festungsmauer ringsum, das ist so ziemlich alles. Seltsam, wie unser Aufnahmevermögen doch immer auf seine eigene Art spazieren geht!

Einige Duzend Schritte nur, und wir befinden uns mitten in dem Städtchen selbst, das mit seinen winkligen Gäßchen, seinen schlichten, kleinbürgerlichen Häuschen, mit all seinem malerischen Kreuz und Quer und der sanft sich aufwärts windenden, kaum 7 bis 8 Schritt breiten Hauptstraße ein wahres Eldorado für intime Landschaftsmaler darstellt. Ueberall, auf Schritt und Tritt, begegnen wir einem neuen malerischen Vorwurf. Bald ein Sackgäßchen, das geheimnisvoll endet, bald ein Treppenaufgang, dessen Bordsteine schon wer weiß wie lange liegen, bald ein versteckter Hof oder ein zurückgezogenes Gärtchen, zu welchem der Blick nur durch ein zufällig offen gebliebenes Tor Zutritt hat, bald ein uraltes Brunnlein oder eine einfache Mauer, — überall, wohin wir sehen, Idyll an Idyll. Es gibt wohl kaum eine Fassade, ja kaum ein Fenster, das sich nicht malerisch dem Ganzen einordnet.

Und diesem Aeußeren des Städtchens entsprechen aufs Haar seine Bewohner. Man hat Zeit, — ja, man scheint überhaupt nicht von Heute zu sein. Das Leben ist, wie uns dünkt, irgendwo da

draußen an diesen Menschen und ihren Wohnungen vorbeigerauscht. Schaufenster gibt es nicht. Die Stände mit Gemüse, mit Apfelsinen und anderen Südfrüchten befinden sich theils in den Hauseingängen, theils an den Straßenecken, und was sonst gebraucht wird an Lebens- oder Bekleidungsmitteln, das holt man sich dort, wo's zu haben ist. Und eben das weiß man, ohne daß ein Schaufenster oder Aushängeschild großartig das in Frage kommende Handwerk oder Gewerbe annonciert. Man weiß, wo der Schuster, der Bäcker, der Schneider oder der Barbier wohnt, denn man kennt sie ja alle mitsamt ihrer Lebens- und Familiengeschichte.

Und so freundlich und friedlich geht hier alles zu, daß man weiß Gott meint, irgend wo auf einer Insel gelandet zu sein, wo die Menschen alle Probleme gelöst und sich in Eintracht zu leben verschworen haben. Mit welcher Freundlichkeit und Sorgfalt uns allein eine Händlerin eine Handvoll Apfelsinen verkaufte. Mit welcher Akkuratessie sie die Ware auf ihrer altertümlichen, einarmigen Handwagen abwog, daß wir nur ja nicht überworteilt würden!

Und sieh doch nur, kommt da nicht Sancho Panza die Straße herunter? — Wahrhaftig! Auf einem Esel reitet ein wohlbeleibter Mann den Corso Cavour, wie sich großartig die Hauptstraße nennt, herunter gerade auf uns zu. Seine Beine hängen fast bis zur Erde und sein gewölbtcs Bäuchlein ruht auf dem messingbeschlagenen Buckel seines prähistorischen Sattels. Wie spitzbüßisch sein feistes Gesicht glänzt und wie verschlagen der Graue seine Ohren spitzt! Der arme Graue! — Ist der Kerl darauf nicht viel zu schwer für das schwächliche Tierchen mit den reh schlanken Beinen und Gelenken? Aber nicht doch! Wenn er ihm wirklich zu schwer wäre, dann würde er ganz gewiß nicht so stillvergnügt die Straße entlang trollen.

Sancho Panza also, der grandiose Stallmeister des vielerleiden Ritters von der traurigen Gestalt kommt auf seinem Tier dahergezogen mit Schnappack und Schlauch wie ein Patriarch und sieht sich in Gedanken vielleicht schon als würdiger Statthalter von Orvieto. Wer kann wissen, — vielleicht entwirft er gerade in seinem erlauchten Geiste sein unübertreffliches Regierungsprogramm und spricht zu seiner erhabenen Seele also:

„Ich, Sancho Panza, Statthalter von Gottes und meines Herrn, des ruhmreichen Don Quixote, Gnaden, habe eine Seele so gut wie andere, und einen Leib trotz einem, und ich will in meinem Reiche ein König sein, wie nur einer sein kann. Und wenn ich das bin, so tue ich, was ich will. Und wenn ich tue, was ich will, so geht alles nach meinem Kopfe. Und wenn alles nach meinem Kopfe geht, so ist mir alles recht. Und wenn mir alles recht ist, so habe ich nichts mehr zu wünschen. Und wenn ich nichts mehr zu wünschen habe, so ist es gut und der Staat mag laufen, und . . . Gott befohlen, bis wir uns wiedersehen, wie ein Blinder zum andern sagte.“

Und über diesem aristokratisch-philosophischen System nachsinnend, gelangt unser Sancho vor eine Schenke.

„He, du Zwerg,“ ruft er einen Jungen an, welcher mit fliegenden Haaren vor einer Meute anderer Jungen daherkommt „begib

dich sogleich in diese erbärmliche Schenke, welche mein Herr für ein Kastell hält, — für eine Burg mit vier Thürmen und Gefirnfen von glänzendem Silber, mit Zugbrücke und Graben und allen übrigen Dingen. Hier hast du zwei Realen, du Schelm, — geh und hole mir dafür eine Kanne Weins!“

Und während er dem Jungen das Geld in die Hand drückte und dieser sich bereitwilligst in die Schenke begab, ließ der Graue ergeben und geduldig seinen Kopf sinken, wohl! wissend, daß der verdiente Trank an seiner Eselsnase wieder einmal vorbeigehen und daß es seinem Herrn und Gebieter nicht einfallen würde, ihn wenigstens während der Raft zu erleichtern.

Nun, — wenn Sancho hier ist, dann kann doch auch Don Quixote nicht weit sein.

Und kaum gedacht, da biegt er auch schon um die Ecke. Kreischend und johlend umtobt ihn ein wilder Schwarm von Gassenbuben, Türen und Fenster tun sich auf, indessen er langsam und majestätisch auf seiner Rosinante daherkommt.

Auf der Straße stockt der Verkehr. Arbeiter in braunen Jacken und biedere Bürger, Geschäftsleute in weißen Hemdärmeln und ehrbare Würdenträger drängen sich um ihn. Der kleine Platz ist im Nu dicht mit Menschen gefüllt und selbst oben auf den Dächern drängt sich Kopf an Kopf über die Brüstung. Immer mehr staut sich die Menge, bis Rosinante nicht mehr weiter kann.

Don Quixote aber, des Tumultes rings um ihn nicht achtend, sitzt kerzengrade und trägt sein herbes Antlitz mit den ergrauten Schläfen hoheitsvoll wie einer, der jenseits aller Erdendinge ist.

Und sowie er ehrfurchtsgebietend die rechte Hand erhebt und sein dunkelglühendes Auge aufschlägt, da verstummt wie mit einem Schlag der tosende Lärm und langsam, Wort für Wort, ohne Pathos und Leidenschaft kommt es über die schmalen, blutleeren Lippen:

„O beglückte Zeit! beglücktes Menschenalter, in dem meine preisvollen Taten ans Licht treten, Taten, welche verdienen, daß man sie in Erz gießt, in Marmor haut, und auf Tafeln macht zum Gedächtnis künftiger Zeiten!

War je ein Narr wie ich, — der Vernichter jeglicher Ungebühr, der Gerademacher aller Ungradheit, der Beschützer der Jungfrauen? Denn daß ein fahrender Ritter aus Gründen rasend wird, darin zeigt sich so wenig Anstand als Talent; die Kunst liegt vielmehr darin, ohne alle Ursache unsinnig zu werden, um dadurch zu verstehen zu geben, daß, wenn so geschieht am grünen Holz, was soll am dürrn werden! Darum: Unsinnig bin ich, und unsinnig will ich bleiben auf meinem Ritt durch die Zeiten, bis Treue zu Treue und Liebe zu Liebe wird, bis die Königreiche der Jugend Bestand haben bis ins Alter und der Frieden unter den Menschen ist.

Unsinnig nennt ihr mich, und wahrlich, ihr habt Recht! Denn die Dinge, die ich euch nannte, und die mir ein Rätsel und ein Wunderbares sind, die nennt ihr alle mit Namen, glaubt sie zu kennen und wißt sie zu nützen.

In Wahrheit, Sennores, wenn man es recht erwägt, so erfahren diejenigen die größten und unerhörtesten Dinge, die sich

zum Orden der fahrenden Ritterschaft bekennen; denn wer unter den Lebenden würde glauben, daß wir das sind, was wir sind? Wer würde darauf verfallen, daß ich jener Ritter von der traurigen Gestalt bin, den das Gerücht überall bekannt macht? Besegnet aber seien die glücklichen Zeitalter, welche die furchtbare Wut jener verruchten Maschinen der Artillerie noch nicht kannten, deren Erfinder gewiß in der Hölle die Belohnung für sein teuflisches Werkzeug erhält, wodurch er Ursache gewesen, daß ein nichtswürdiger und feiger Arm einem tapferen Ritter das Leben rauben kann. Andererseits natürlich ist es außer allem Zweifel, daß die Kriegskunst alle übrigen übertrifft, welche nur jemals von den Menschen sind erfunden worden, und man muß sie umso höher achten, je mehr sie Gefahren mit sich bringt. Diejenigen mögen nur schweigen, welche die Wissenschaften über die Waffen stellen wollen. Der Zweck und das Ziel der Wissenschaften — (denn ich rede hier nicht von den göttlichen, welche die Seelen zum Himmel führen wollen; diesem erhabenen Endzweck darf sich kein anderer gleichstellen) — ich rede hier vielmehr von den weltlichen Wissenschaften, deren Ziel es ist, die Gerechtigkeit gleich zu verteilen und jedem das zu geben, was ihm zukommt, und auf die Erhaltung der guten Gesetze zu wachen: gewiß ein großer, edler und preiswürdiger Endzweck!

Aber dennoch ist er jenem nicht zu vergleichen, den sich die Waffen vorgesetzt haben und deren letztes Ziel der Friede ist, das höchste Gut, welches sich die Menschen in diesem Leben wünschen können.

So waren die glücklichsten Nachrichten, die so Welt wie Menschen empfangen, jene, welche die Engel in der Nacht, die unser Tag war, verkündigten, als sie in den Lüften sangen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden allen gutgesinnten Menschen.“ Und der Gruß, welchen der oberste Herr der Erde und des Himmels seinen Schülern und Freunden lehrte, war der, daß sie, wenn sie ein Haus beträten, sagen sollten: „Friede sei mit diesem Hause.“ Und er selber sagte oftmals: „Meinen Frieden gebe ich euch, meinen Frieden lasse ich euch, mein Friede sei mit euch!“

So war dies das höchste Kleinod, ohne welches auf Erden wie im Himmel kein Glück zu finden ist. Dieser Friede ist der wahrhaftige Endzweck des Krieges!

Ich, Sennores, bin nicht Neptunus, auch verlange ich nicht, daß man mich für verständig halte, wenn ich es nicht bin; ich bestrebe mich nur, der Welt ihren Irrtum klar zu machen, in welchem sie sich befindet.

Aber unser entartetes Zeitalter ist kaum noch wert und würdig, eines solchen Gutes zu genießen, wie es jene Zeitalter genossen, als die fahrenden Ritter noch die große Pflicht auf sich nahmen, Königreiche zu verteidigen, in welchen die menschgewordene Demut herrschte, Jungfrauen beizustehen, Waisen und Unmündigen zu helfen, die Uebermütigen zu züchtigen, den Armen beizustehen und die Sanftmütigen zu belohnen. Von ähnlicher Art müßten heute die Ritter sein, welche in meinem Plan taugten.“

Und sich noch um eine Handbreit reckend, schloß er, seine dunkelglühenden Augen in die unendliche Ferne richtend, mit den ergreifenden Worten:

„Und wenn Jupiter nicht regnen lassen will, so bin ich noch da, welcher es wird regnen lassen, so oft es ihm gefällt.“

Und er gab seiner Rosinante die Sporen, die Menge teilte sich und machte ihm Bahn und wie ein König der Ehren ritt er durch sie hindurch dem Tore zu.

Und als er bereits aus unseren Augen verschwunden war, da reichte Sancho Panza dem Jungen den leeren Krug zurück. Und er strich sich schmunzelnd durch den struppigen Bart, nahm die Zügel wieder auf und indem er mit den Beinen seinen eingeschlafenen Grauen in Bewegung setzte, sagte er:

„Alle Anstrengung kann nicht hinreichen, einen Mann wieder vernünftig zu machen, der so durch und durch ein Narr ist. Und wenn es nicht gegen die christliche Liebe wäre, so möchte ich sagen: Möge Don Quixote doch nie geheilt werden!

Aber dennoch will ich schweigen und ihm nichts sagen, sondern ihm folgen bis an der Welt Ende.“

Und der Graue hob den Kopf, spitzte die Ohren und trabte Rosinante nach. — —

Der geneigte Leser wird mir diese phantastische Exkursion verzeihen, zumal ich versichern kann, daß, wenn ich sie nicht gemacht hätte, sie mir zeitlebens an dieser Stelle gelehrt hätte. Speziell für mich ist und bleibt eben Orvieto neben anderen Erscheinungen ganz besonders an den Don Quixote gebunden, weshalb ich ihn unmöglich aus meiner Beschreibung herauslassen durfte. —

Ohne bestimmtes Ziel, frei uns vom Zufall treibend lassend, sind wir dann kreuz und quer durch dieses überaus reizvolle Städtchen gewandert.

Zwischen hohen, ungemein malerischen, weil durch die Zeit buntfarbig gewordenen Mauern gehts auf Steinstufen einen schmalen Steig hinauf, der auf ein krummes Gäßchen führt. Ein altes, rostfarbenes Patrizierhaus zur Linken mit schönem, einfachen Portal und grünen Läden steht da wie ein verzaubertes Schloßchen, und gleich daneben fordert uns ein offener Torweg zum Eintritt auf. Ein Gärtchen zieht uns an, das im Hintergrunde durch ein kunstvolles, schmiedeeisernes Gitter uns anlacht. Ein einziger fußbreiter Weg mitten durch, das ist alles, was in diesem kleinen Paradies an Menschenhand erinnert. Sonst wächst alles, wo und wie es will und fügt sich doch so überaus fein und künstlerisch zusammen, daß kein Gärtner es lieblicher, kein Maler sinnvoller zusammenstellen und komponieren könnte: Gelbe Kletterrosen und blutrote Kamelien, eine schneeweiße Azalie auf buntbesprengtem grünem Grunde und wie ein schwerer, schwerer Blutstropfen hängt an langem stacheligem Glied eine traumhaft schöne Raktusblüte von der hüft-hohen Mauer herab. Ein altes Tor, vielleicht so eine Art Triumphbogen aus der Zeit der Guelfen, bildet — jenseits der Mauer — den kostbarsten Hintergrund dieses Stillebens. Dann wieder ist es

ein Treppenaufgang zwischen zwei Häusern, welcher zu einem dritten führt, das etwas höher und weiter zurückgezogen liegt. Aus dem vorderen Hause tönt eine Stimme. Es ist ein Weib, das zur Arbeit singt, — oder ist es eine verwunschene Prinzessin, die am Spinnrocken sitzt? Unendlich melodisch ist dieser einsame Sang, der nach zwei, drei Worten immer wieder abbricht, als warte er auf die Ergänzung von irgendwoher, ganz gleich aus welchem Fenster dieses weltfernen Gäßchens sie auch kommen mag. Aber alles bleibt still. Wenn der Sang abbricht, scheint alles ringsum in schmelzendes Schweigen zu sinken. Wir stehen wie gebannt. Ist es eine Zauberin, die da singt, eine Schlangenbeschwörerin oder eine Circe? Wie wunderbar die italienische Sprache sich zum Gesange eignet! Es fehlte nur noch, daß es Nacht wäre; über uns der tiefblaue Himmel, „eingelegt mit Scheiben lichten Goldes. Sanfte Still und Nacht, sie werden Klänge süßer Harmonie.

Komm, Jessica!“

Und wieder führt uns ein Gäßchen ein wenig bergab und wir stehen an der Porta Romana. Aus dem gigantischen Festungsgürtel ist ein romantisches Idyll geworden und jenseits der kniehohen Mauer, welche das malerische Plätzchen mit den uralten Pinien nach Westen zu abschließt, fällt jäh der Ginsten bedeckte Tuffsteinfelsen ab. Tief unter uns sperrt eine mächtige Mauer das Tal zwischen hüben und drüben, und durch eine Oeffnung in ihrer Mitte ist das weiße Band der Landstraße gezogen. Da hinten auf dem stumpfen Regal liegt Bolsena, das Städtchen, wo, wie es heißt, das Wunder mit den Blutstropfen an der Hostie geschah und welches die Ursache wurde zum Fronleichnamsfest. Auch der Dom von Orvieto wurde anlässlich dieses Wunders im 13. Jahrhundert erbaut.

Richtig! — der Dom von Orvieto! Da hätten wir ja weiß Gott beinahe über all den verwunschenern Winkeln und Eckchen die Hauptsache vergessen, deretwegen wir ja überhaupt hierher gekommen sind. Aber es ist wirklich garnicht so leicht, den Dom in diesem Labyrinth von Gassen und Gäßchen ausfindig zu machen, zumal man ihn nicht eher zu Gesicht bekommt, als bis man unmittelbar davor steht. Nicht weniger als fünf Mal müssen wir uns nach der Richtung erkundigen. Es ist wie verheert. Aber was schadet das? Zu dem Schock von lebenden Aquarells kommt auf die Weise noch eins hinzu und es ist, als wollte uns Orvieto auf diesem Kreuz und Quer auch noch all seine Schönen zeigen. Mädchen begegneten uns, Kinder und Halberwachsene, Frauen und Jungfrauen von unaussprechlicher Schönheit. Gleich Körper gewordenen Gedichten oder seltenen Blumen kamen sie daher. Man hätte meinen können, Orvieto sei die Stadt der Raffaelischen Madonnen. Aber mußte es denn schließlich nicht auch so sein? Kann das Weib irgendwo besser und ihrem Wesen gemäßer gedeihen, als wenn es im Frieden lebt? Die moderne Welt ist nicht mehr die Welt des Weibes. Seit die Unrast und der Unglaube in sie eingezogen, ist das Weib heimatlos geworden.

Endlich haben wir ihn, den Dom, dieses fundamentale Bauwerk italienischer Gotik, als dessen Baumeister wir streng genom-

ment Giotto nennen müssen; denn wenn auch Lorenzo Mañtani, der Meister aus Siena, den Bau zur Fassade entworfen hat, so hat er doch nichts anderes getan, als das in die Tat umgesetzt, was Giotto auf seinen Bildern bereits zur Darstellung gebracht hatte. Die Kirchenfassade von San Damiano auf seinem Freskogemälde in der Oberkirche zu Assisi, „die Beweinung des heiligen Franz durch die Nonnen“, erscheint geradezu wie ein Vorläufer und Verkünder der Domsfassade von Orvieto. Daß Mañtani dieses Gemälde gekannt hat, dürfte ohne allen Zweifel sein.

Diese Domsfassade bedeutet eins der wichtigsten Kapitel in der Geschichte der Baukunst, und zwar deshalb, weil sich in ihr 2 Stilarten auf das Vollendeste durchdringen und — eben in ihrer wechselseitigen Ergänzung — im Baumerk selbst zu einer so harmonischen Einigung kommen, daß der Satz von der höchsten Vollendung eines Werkes „lediglich“ durch die Stileinheit aufs gründlichste widerlegt wird. Denn während auf der einen Seite die schlanken, aus Bündeln von dünnen Stäben sich zusammensetzenden Pfeiler, die langen, schmalen, sich elegant hinaufziehenden Mosaikstreifen, die Krabben auf den Ranten der Fialen, die Spitzen und Zacken auf den Giebelschragen, die Spitzbögen über den beiden Außentüren und die mit üppigem Maßwerk gefüllte echt gotische Rose im quadratischen Felde des Mittelschiffs über dem Haupteingang das hochstrebende, nach Auflösung und Enterdung drängende Element verkörpern, tritt auf der andern Seite, gleich stark, die Horizontale, das ruhend-erdgebunde Element zu Tage. Mit außerordentlicher Bestimmtheit und Sicherheit setzt gerade dieser horizontale Ton in dem massiven Sockel ein, welcher die Pfeiler trägt und welcher erstmalig in dem diese Pfeiler überschneidenden Sims unterhalb der Bogengalerie und zum zweiten in eben einem solchen Sims unterhalb des Mittelgiebels seine Wiederholung und Betonung findet; ganz zu schweigen von dem kantigen, streng quadratischen Mittelstück und der klaren Einteilung und Uebersichtlichkeit des Ganzen. Hier ist aus der Verbindung zweier conträrer Elemente, aus der emporrauschenden, schier unbegrenzten nordfranzösischen Gotik und dem fest gefügten, scharf umrissenen und eindeutig griechischen Stil, ein Gebilde entstanden, welches eben ihrer Polarität wegen uns der vollendetste, architektonische Ausdruck der christlichen Idee überhaupt zu sein scheint.

Dieser meisterhaften Komposition und Durchbildung des Ganzen kongenial und adäquat ist die farbige Behandlung der Fassade Auf einem Hintergrunde, welcher in wechselnden Lagen von schwarzem Basalt und graugelbem Kalkstein sich erhebt, entrollt sich ein polychromatisches Spiel von Mosaikbändern und Marmorstatuen, von Reliefs und goldschweren Mosaiken, wie es einzig und unübertrefflich sein dürfte.. Wie ein Kabinettstück steht das Ganze da, und der Platz davor mit seinen niedrigen Häusern, mit dem Grün, das die Pflasterung bedeckt und seinen — fehlenden Menschen ist das dritte Meisterstück, vielleicht das beste, weil es aus sich selbst heraus entstanden ist.

Und nun zu dem, was dem Innern dieses Domes seine weltberühmte Bedeutung gibt: Luca Signorelli.

Im rechten Querschiff nämlich liegt die Capella Nuova, welche mit ihren Fresken den Höhepunkt der Malerei des Cinquecento bezeichnet. Vasari, auf den wir ja bereits schon einmal bei Massaccio zurückgriffen, schreibt über diese Fresken folgendes: „In der Madonna von Orvieto, der Hauptkirche jener Stadt, vollendete Luca Signorelli eine Kapelle, welche vordem von Fra Giovanni aus Fiesole angefangen worden war. Er malte dort das Weltgericht mit seltsamer und wunderlicher Erfindung: Engels- und Teufelsgestalten, Zerstörung, Erdbeben, Feuer, Wunder des Antichrists und viele andere ähnliche Dinge; nackende Gestalten, Verkürzungen und eine Menge schöner Figuren, indem er sich die Schrecknisse dachte, welche an diesem letzten angstvollen Tage herrschen würden. Hierdurch erweckte er die Geister aller, die nach ihm kamen, so daß die Schwierigkeiten dieser Darstellungsweise ihnen leicht wurden, und ich verwundere mich nicht, daß Michelagnolo die Werke dieses Meisters immerdar hochpries, noch daß er bei seinem göttlichen Weltgericht in der Sixtinischen Kapelle die Erfindung dieses Meisters zum Teil benutzte, bei Zeichnung der Engel und Dämonen, der Einteilung der Himmel und andern ähnlichen Dingen, wie jeder sehr wohl sehen kann, der das Weltgericht Michelagnolos betrachtet.“

In vier großen Säzen ist hier, beginnend mit dem Sturz des Antichrist, eine Phantasie über den jüngsten Tag bis zur Versammlung der Seligen geschaffen worden, wie sie nur noch von Michelagnolo überboten werden konnte. Weltuntergangsstimmung der Apokalypse und Dantes Gang und Aufstieg durch Hölle und Fegefeuer zum Himmel in seiner „göttlichen Komödie“ sind hier auf 2 Wände gezaubert. Ein Triumph der bildenden Kunst ohne gleichen!

Ein ungemeiner, ungeheurer Mensch, der hier geschaffen hat. Vasari berichtet an einer andern Stelle von ihm folgendes: „Man erzählt, daß, als ihm zu Cortona ein Sohn getötet wurde, welcher schönen Angesichts und Körpers war, und den er sehr liebte, Luca in seiner tiefen Betrübniß ihn entkleiden ließ und mit größter Seelenstärke, ohne eine Träne zu vergießen, ein Bildnis von ihm malte, damit er, so oft er wolle, durch seiner Hände eigene Arbeit das schauen könne, was die Natur ihm gegeben, ein feindliches Schicksal aber geraubt hatte.“ Man erwäge, was das heißt, welche eiserne Willenskraft und welche immense Selbstüberwindung dazu gehört, allein schon mit Pinsel und Farbe vor die Leiche des eigenen Kindes hinzutreten und nun — Strich für Strich — zu malen, was uns bei jedem neuen Anblick immer wieder aufs neue das Herz zerreißt. Ja, das war ein echter Renaissancemensch, dieser Signorelli, eine Uebertragung jenes dämonisch-übermenschlichen Elementes aufs künstlerische, wie wirs beim Papste Alexander VI. und seinem mephistophelischen Sohne Caesare Borgia in politischem Sinne vor Augen haben.

Und trotzdem — oder vielleicht gerade deswegen! — ist an diesem Signorelli etwas, was mich letzten Endes immer wieder davon abhält, ihn und seine Kunst zu der kleinen Schar von Auserwählten zu rechnen. Es ist mir beim besten Willen nicht möglich, ihn als Zwischenstation gleichsam zwischen Masaccio und Michelagnolo einzuschieben, trotzdem ich mit Vasari darin übereinstimme, daß er, Signorelli, unbedingt als direkter Vorläufer Michelagnolos anzusehen ist. Meinem Empfinden nach bezieht sich diese Rolle eines Täuferjohannes mehr auf das Technische, als auf das Wesentliche. So gern ich möchte, aber ich kann diesen Maler — trotz allem! — nicht freisprechen von einem unreinen Pathos und einem Equilibristentum, worunter das Wesen seiner Kunst zeitweise stark gelitten hat. Ganz gewiß hat er in der Zeichnung und Komposition stürzender und fliegender Körper, in der Bewegtheit des körperlichen Ausdrucks, in den gewaltigen Verkürzungen und in der Beherrschung anatomischer Probleme Grundlegendes und Bahnbrechendes geleistet, so daß eben ohne ihn Michelagnolo — vielleicht! — undenkbar wäre. Aber sind das nicht mehr Neußerlichkeiten? Lessing sagt in seiner „Emilia Galotti“: „Raphael wäre ein großer Maler geworden, selbst wenn er ohne Hände auf die Welt gekommen wäre.“

Diesen Gedanken könnte man mit Zug und Recht auch auf unsern Fall anwenden und die These aufstellen: „Michelagnolo wäre auch ohne Signorelli das geworden, was er ist.“ Vielleicht etwas anders in dem und jenem, aber das würde kaum eine wesentliche Seite seines Wesens berühren. Daß andererseits Michelagnolo mit solcher Hochachtung von Signorelli gesprochen hat, versteht sich von selbst; denn welcher Mensch wäre nicht dankbar für das, was die Vorgänger für ihn errungen haben, sodaß er mit seinem Pfunde wuchern kann? Kurzum: So frei schaffend Signorelli auch gerade in seinen kühnsten Kompositionen zu sein scheint, — sobald man vor seinen Bildern die Augen schließt und, mit gespanntesten Sinnen nach Innen lauschend, gleichsam die Nagelprobe anstellt, bekommt man doch so etwas wie einen Geruch nach Konvention in die Nase. Und eben dies ist das Ausschlaggebende, sofern wir unsern Instinkt für derlei Dinge in rechter Weise ausgebildet und kultiviert haben.

Doch an diesen Signorelli ist noch etwas anderes geknüpft, weswegen mir der Klang dieses Namens lieb und wert geworden ist.

Diese Capella Nuova nämlich ist durch ein eisernes Gitter von der übrigen Kirche getrennt. Ein freundlicher Küster in blauer Uniform mit karmesinroten Aufschlägen und Kragen öffnete uns die Tür, machte uns auf die Stufe aufmerksam und ließ uns allein, indem er hinter uns wieder abschloß. Böllig ungestört konnten wir an die Betrachtung des gewaltigen Freskozyklus herangehen. Dabei fiel uns eine Wappe auf und ein Karton, welcher — halbfertig — auf ein Reißbrett gespannt war. In der Wappe befand sich eine Anzahl Reproduktionen von Ausschnitten aus den Fresken und der halbfertige Karton stellte die Danteplakette dar, welche — in stilisierter Paradiesvögel- und Phantasieblumen-Umrahmung — als Wanddekoration sich unter einer der Fresken befindet. Im Gan-

zen sind, wenn ich mich nicht irre, sechs solcher Plaketten vorhanden, welche die Dichter des Jenseits darstellen. Die gesamte Fläche unterhalb der Fresken wird durch sie wie durch einen bunten Teppich bekleidet.

Unzweifelhaft die wertvollste unter diesen Plaketten nun ist die des Dichters der „göttlichen Komödie“, neben welcher unmittelbar die seines treuen Begleiters durch die Schrecken der Hölle und des Fegefeuers, Virgil, sich findet. Wahrscheinlich ist sie um das Jahr 1321, zur Erinnerung an den 200jährigen Todestag des großen Meisters entstanden.

Während wir gerade mit der Durchsicht dieser Mappe beschäftigt waren und uns in Vermutungen über die Urhebererschaft dieser überaus sauberen und mit größter Liebe und Verehrung angefertigten Arbeiten ergingen, erschien wieder unser freundlicher Künstler auf der Bildfläche und stellte sich im Laufe des sich anknüpfenden Gesprächs selbst als Vater dieser Reproduktionen vor.

Wenn ich es irgendwo bedauert habe, nicht fließend das Italienische zu beherrschen, so war es bei dieser Gelegenheit. Denn aus den Feilen unserer Unterhaltung ging hervor, daß wir es hier mit einem ebenso schlichten und einfachen, wie feinen und hochgebildeten Menschen zu tun hatten, mit einem Menschen, der einzig durch sich selbst und seine innere Gradheit das ganze vermaledaite und lügenhafte Gewäsch von der „aesthetischen etc. Bildung“ ad absurdum führte.

Er erzählte uns, daß er bis vor 12 Jahren Künstler gewesen sei in S. Maria Novella zu Florenz und daß er hier Guirlandajo kopiert habe. Gerade durch seine Arbeit jedoch und die Vertiefung in diesen Maler sei ihm dessen innere Leere und pathetisches Phrasentum aufgegangen und er habe sich hierher verziehen lassen, um sich ganz und gar Signorelli widmen zu können, in welchem er die Blüte der Renaissance verehere. Außerdem habe ihn hierzu ein ständig wachsender Unwillen gegen das sinnlos verhezte und inhaltsarme Großstadtleben bestimmt. „Hier in Orvieto“ sagte er, „lebt man wie in einem Paradiese. Diese Welt rauscht da unten vorüber und stört mich nicht mehr. Orvieto ist eine rechte Künstlerstadt; wer hier schafft, der fragt nicht mehr nach der Zeit.“ Mit dem letzten Satze übrigens sprach dieser Mensch einen Gedanken aus, der die ganze Zeit über, während welcher wir in Orvieto weilten, nicht von mir gewichen ist.

Aber nicht dies allein, daß nämlich dieser Belluti Riverito (so hieß er) ein außerordentlich edler und künstlerisch feinempfindender Mensch war, er erwies sich auch im weiteren Verlaufe unseres Gesprächs als ein literarisch hochgebildeter Mensch und gründlichster Dantekenner. Die „divina comoedia“ schien ihm so ungefähr das Gleiche zu sein wie mir „Der Sturm“, der „Don Quixote“ oder „die Karamasoffs“, weshalb er, wie er meinte, gerade Signorellis Dantekopien wieder kopieren mußte.

„Das war nämlich damals, um 1321, so eine Art Epidemie,“ meinte er. „Sie können sich denken: Zum 200jährigen Gedenktage des größten nationalen Dichters malte jeder den Dante. Auch in der Beziehung wird sich in der Welt nichts mehr groß ändern. Wen

man im Leben zu Tode hegte und wie eine Ausgeburt der Hölle verfolgte, dem slicht man im Tode Dankeskränze. Eine Anerkennung bei Lebzeiten ist stets nur das Signum einer Eintagsbegabung. Die Anerkennung kommt aus der Konzession des Künstlers an den Passengeist. Große Künstler verachten die Anerkennung, weil sie wissen, daß mit ihr in den meisten Fällen die eigene Sünde wider den Geist die Vorbedingung ist, oh: welche sie eben zu dieser Anerkennung nicht gelangen können. Nur wer sich selbst befleckt, ist angenehm.“

Dann sprach er von Dante und seinem großen Werk und meinte: „Wenn auch so manches bei Signorelli ist, was ich ihm eigentlich nicht verzeihen dürfte, — dieser unvergleichliche Dante-kopf söhnt mich immer wieder von neuem mit ihm aus. Es hat eben nur einer „den“ Dante richtig erfasst: Signorelli!“

Und als wir dann gemeinsam die Kapelle verließen, sprach er jene unsterblichen Verse aus dem 3. Gesange vor sich hin, welche mir in dieser Umgebung und Stimmung wie ein Ton aus einer fernen Welt erschienen:

„Per me si va nella citta dolente,
per me si va nell' eterno dolore,
per me si va tra la perduta gente

Giustizia mosse il mio alto Fattore:
fecemi la divina potestate,
la somma sapienza, e il primo amore.

Dinanzi a me non fur cose create
se non eterne, ed io eterna duro:
lasciate ogni speranza, voi ch' entrate.“

Aber was hier die göttliche Gerechtigkeit mit ehernen Lettern über die Pforte der Hölle schrieb, das kehrt dann ganz am Schluß im 33. Gesange in anderer Version also wieder:

„O Gnadenüberschwang, durch den ich wagte,
Den Blick so ganz ins ewige Licht zu tauchen,
Bis endlich drin das Schauen unterging!

Ich sah, wie sich vereint in seiner Tiefe,
Gebunden in ein einziges Buch durch Liebe,
Das, was sich in dem Weltenall zerblättert:

Wesen, Zufälliges und ihr Verhältnis,
Dies alles miteinander so verbunden,
Daß, was ich sag', ein schwacher Schein nur ist.“

Wiederholen wir uns doch einmal nur ganz langsam in anderer Lesart die Ausgangsworte: — „Das, was ich sag', ist nur ein schwacher Schein“, — oder: „Ein schwacher Schein von dem, was ich erschauere, — was aus mir will, ist immer nur mein Wort,“ — oder.

„Der unbesleckte, reine Glanz in mir, wird durch das Wort zu einem trüben Schein.“ — Nur diese eine einzige Zeile, und wir erfahren, welche Welten dieses große Gedicht umspannt.

Wie nach einem Gottesdienst verließen wir diese Kirche und diese Stadt. Ohne Gepäck waren wir gekommen und als wir an dem vierkantigen, mittelalterlichen Torre del Moro vorbei, der den Corso bis auf zwei Armlängen einengt, wieder zur Drahtseilbahn schritten, da war es uns, als hätten wir in diesem Städtchen wer weiß wie schwer aufgeladen.

Nur eins, — ja wirklich, nur eins, was in diese mitgebrachten Reminiszenzen aus Orvieto nicht hineinpast: Das Palasthotel mit seinem Autoomnibus. Daß sich das internationale Kapital auch hier festhaken machen und mit seinen typischen Begleiterscheinungen selbst diesen zurückgezogenen Stadtkarakter beeinträchtigen muß, ist doch weiß Gott die Quintessenz der Gemeinheit. Als ob die Fremden nicht die 10 Minuten Wegs von der Haltestelle bis ins Innere ebenso gut zu Fuß zurücklegen könnten! Nein, — selbst hier scheint es ohne Auto nicht zu gehen. Und so rattert denn dieser fürchterliche Kasten als einziges Gefährt jedesmal durch die stille Straße, wenn Fremde aus Rom oder Florenz erwartet werden. Und was das Hotel anbelangt, dem dieses moderne Untier gehört, — gewiß, Herr Baedeker, „gut“ ist, was Essen und Trinken, was Sauberkeit und Komfort betrifft. Aber eben das letzte stört gerade hier unglaublich. Denn im Speisesaal kann man sich ebenso gut vorstellen, im Zoppoter „Rheingold“ oder im Borkumer Strandhotel zu sitzen.

Es war um die Mitte des Nachmittags, als wir mit der Drahtseilbahn wieder zu Tal fuhren und — aus dem Dunkel des Tunnels durch die Festungsmauer heraus — jenen überwältigenden letzten Anblick genossen, welcher uns scheinbar den Abschied noch besonders schwer machen wollte.

Ringsum am Horizont blauten die Berge und umschirmten ein Tal, in welchem des Blühens schier kein Ende war. Und mitten durch dieses Blühen wieder wand sich die Chiana in großen Schleifen der Paglia zu, welche reizend und ungeduldig dem Tiber und — damit Rom zueilte.

Noch können wir ihre Ungeduld nicht teilen. Rom . . ? Was heißt Rom? Der Augenblick ist ja so bezaubernd schön, daß wir momentweise auf alles verzichten und dankbar wären, wenn die Sonne plötzlich still stände und . . .

Aber unaufhaltsam gehts bergab. Unser Wille ist wieder ausgeschaltet und wehen Herzens erleben wir bald den Augenblick, wo der Wagen am andern Ufer wieder landet.

Leb wohl, Orvieto, da droben. Es gibt ein Wiedersehen und . . . wenn's im Traume ist.

Neapel

Von Orvieto an wächst unsere Ungeduld fast von Minute zu Minute und scheint sich selbst dem Zuge mitzuteilen, der wie rasend dahinjagt. Immer am Tiber entlang gehts nach Süden. Reißend ist der Fluß. Auch in ihm scheint so etwas von dem zu stecken, was uns bis in den Hals hinauf schlägt. Über den ersten, ausgedehnten Waldungen, die uns beegnen, liegen die satten, leuchtenden Farben eines Spätnachmittags. Aus den wild zerklüfteten Bergen kommen ungestüme Bäche in breiten, steinüberjäten Mulden und da drüben . . .

„Vides ut alta stet nive candidum, Soracte . . .“

Mit der üppigkeit des Landes hats ein Ende. Zwar, so schlimm, wie wir es uns gedacht hatten, ist es keineswegs. Aber noch ist ja Frühling. Wenn erst der Sommer kommen wird, dann wird auch das Grün verbrannt sein und die Campagna wird sich in düsteres Ödland verwandeln. Daß Rom mitten gerade in einer solchen Landschaft liegt, ist Sinn und Zeichen genug. Wenn nicht die gigantischen Überreste und Zeugen einer alten Zeit, welche vereinzelt im Gelände stehen, auf das Besondere hindeuteten, wir würden es gerade hier niemals vermuten.

Aber da steigt die Kuppel der Peterskirche wie eine fata morgana am Horizonte auf.

Rom!

Im großen Bogen fahren wir um die Stadt herum, als wollten wir unser Opfer erst einkreisen, ehe wir den Vorstoß ins Innere wagen. Neue Siedlungen bilden die Peripherie, typische Großstadtkomplexe lassen uns wieder daran irre werden, daß dies wirklich Rom sein soll, bis die Ruinen des Tempels der Minerva Medica ein für allemal unsere Zweifel beheben. Und da sind wir auch schon im Bahnhof und an unser Ohr tönt der Schaffner melodisches: „Roma!“

Es gehört zweifellos zu den unvergleichlichsten Momenten einer Reise, gewissermaßen mit sich und der Welt Schicksal spielen zu können. Von allem losgebunden, liegt es lediglich bei uns, was wir unternehmen, ob wir bleiben wollen oder nicht, ob wir dahin oder dorthin gehn oder ob wir uns auf die Bärenhaut legen und garnichts tun. Einen solchen Moment erlebten wir, als wir den Bahnsteig betraten und nun die Wahl hatten, entweder hier zu bleiben oder weiter zu fahren. Wir entschlossen uns schließlich für das letztere, zumal wir uns sagten, daß die Festtage in Rom ungleich

schwerer unterzubringen sein würden, als in Neapel. Denn während man hier fast ausschließlich auf Museen oder sonstige Gebäude angewiesen sein würde, welche an staatlichen Feiertagen geschlossen sind, würde uns in Neapel Gottes freie Natur in der Beziehung ganz gewiß keine Hindernisse in den Weg legen. Ein weiterer Grund zur Fortsetzung der Reise endlich war der ungeheure Fremdenzufluß gerade während des Festes und die unglaubliche Überfüllung, von der wir unterwegs bereits hatten erzählen hören. Und endlich darf ich noch das eine nicht vergessen, was mich seit unserem Einzuge in Florenz nicht mehr verlassen hat: Die magnetische Kraft, mit welcher mich, seit dem Auftauchen der Menelausgruppe in der Loggia dei Lanzi, die Antike anzog. Und eben zu ihr, das wußte ich, konnte ich in ein direktes Verhältnis weniger durch das Thermenmuseum zu Rom, als vielmehr durch das Nationalmuseum zu Neapel kommen.

Trotz all dieser Räsonnements jedoch empfand ich, als der Zug sich langsam in Bewegung setzte, so etwas wie eine absurde Komik bei dem Wechsel der Empfindungen. Denn während mir eben noch bei der Vorstellung „Rom“ das Herz hörbar bis zum Halse geschlagen hatte, lag dieser ganze Komplex nunmehr bereits unangestattet hinter mir und ein anderes trat an seine Stelle: Neapel. Es gibt Menschen, die es das ganze Leben hindurch so treiben, und derer sind nicht wenige. Sie kennen alles und gerade darum nichts, ihre Begriffe sind unbegriffen und was sie reden, sind Worte, denen der Sinn fehlt. Wie viele, oder sagen wir besser, wie wenige gibt es, die sich noch bemühen, ihren Worten „den“ Inhalt zu geben, welcher in ihnen enthalten ist.

Doch überlassen wir die Fortsetzung dieses pädagogischen Sermons den gewissenhaften Kollegen von der Fakultät. Uns interessiert momentan mehr unsere Reisegesellschaft, die mich bis Neapel unterhalten sollte.

Gegenüber meiner Frau, welche rechts von mir auf dem rückwärtigen Eckplatze neben der Tür zum Gang hinaus saß, also auf dem anderen Eckplatz an der Gangseite, saß ein Italiener, ein Mann von etwa 40 Jahren, der etwas düsteres, unfreundliches im Aussehen hatte. Er machte den Eindruck eines in seinem Beruf finster und mürrisch gewordenen Menschen, der anscheinend das ganze parasitische Ausländerpack wie eine lästige Plage empfand. Er schien in seinem Leben so wenig Zeit und Muße für sich selbst gehabt zu haben, daß er sich gewissermaßen an seinem Schicksal für die stiefmütterliche Behandlung, welche er von ihm erfahren hatte, dadurch rächte, daß er den Begünstigteren mit seinem schroffen, knurrigen Wesen die Laune verdarb. Ich persönlich habe allerdings keinen Grund, mich über ihn zu beklagen, — im Gegenteil: Lediglich ihm und seiner Bereitwilligkeit verdankten wir ja unsere Plätze. Allerdings, muß ich hinzufügen, hatte ich ihn in Rom in der höflichsten Form darum gebeten, sie einen Augenblick für uns freizuhalten, solange nämlich, bis ich meine Frau (für die ich auf alle Fälle einen einzelnen Sitzplatz erobert hatte) und das Gepäck herbeigeht haben würde. Ich muß diese Kleinigkeiten alle erwähnen, weil sie von Wichtigkeit sind für die kommenden Geschehnisse und

weil ich es für wert halte, diese Situation und ihre späteren Folgen erschöpfend darzustellen, schon im Interesse der eigenen Landsleute, welche unser Ansehen im Auslande oft in schamlosester Weise schädigen und das Deutschthum derart kompromittieren, daß wir uns in ihrer Gegenwart weiß Gott unserer Muttersprache schämen müssen. Doch ich bin damit bereits zu weit gegangen und habe vorgegriffen auf etwas, was ich dem geneigten Leser selber zur Beurteilung überlassen muß.

Um nun auf unser Vis-à-vis noch einmal zurückzukommen, so beherrschte dieser Herr, wie wir bald heraus hatten, bis auf jenen für Ausländer typischen harten Accent, die deutsche Sprache wie seine eigene. Diese Bemerkung ist deshalb von Wichtigkeit, weil aus ihr einwandfrei hervorgeht, daß er jedem Gespräch zu folgen durchaus in der Lage war.

Mit diesem Herrn befanden wir uns zunächst allein im Abteil. Ja, ich darf nicht vergessen, daß er — wenn auch nicht gerade mit lebenswürdiger Miene, — so doch immerhin zuvorkommend und bereitwillig unsere schweren Koffer in das Netz hinauf verfrachten half.

Raum hatten wir es uns aber bequem gemacht, als ein Hochzeitspärchen zu uns ins Abteil stieg und die beiden noch freien Plätze links von mir belegte: die Dame am Fenster und der Herr neben mir. Zur Charakteristik der beiden sei folgendes gesagt:

„Sie“ war, was man so landläufig unter „Puppchen“ versteht: — „Puppchen, du bist mein Au . . . augensteern“ usw. Puppchen hat ein Näschen und ein Hältschen, ein Paar Händchen und ein Paar Füßchen, Puppchen hat ein Paar muntere Augelein, nur der Mund, — ja der Mund, der ist etwas zu klein, — schade! — Sonst aber ist Puppchen ganz reizend! —

Puppchen stammt unverkennbar aus kleinbürgerlichen Verhältnissen und hat ohne Zweifel in seinem Provinzstädtchen eine besondere Rolle gespielt, jagen wir als Lockvogel beim Margerithentag oder als Ehrenjungfrau bei der Fahnenweihe des Kriegervereins oder als „Selga Rasmus“, „Dörthe Wahnsried“ oder als „Mechthild v. Hohenstein“ in der Theateraufführung beim Stiftungsfest vom Stenographen-, Männer-Turn- oder Kaninzüchterverein. Puppchen ist in Hinterwinkel bekannt wie ein buntes Hündchen und hat nun endlich, nach vielen vergeblichen Anläufen, einen Mann erwischt.

Dieser, seit acht Tagen zu Puppchen gehörige Vertreter des männlichen Geschlechts riecht trotz seines eleganten grauen Sackanzuges nach . . . Borkostladen. Die klobigen Fleischmassen gehören ganz einfach nicht in diesen Stoff, noch weniger in diese Machart hinein. Doch trotz seiner vierschrötigen Figur hat dieser Mensch, zumal um die Hüftpartie herum, etwas ausgesprochen Feminines an sich. Faulles Fleisch und weiche Fettpolster sitzen an Stellen, wo sie beim Manne nun einmal nicht hingehören. Damit unvereinbar sind die breiten, takernartigen Hände mit den kurzen dicken Fingern und der gewölbte Stiernacken, welcher an Ringkämpfer erinnert. Sein schwammiges, verlaufenes Gesicht hat etwas unglaublich Sinnliches und Brutales.

Puppchen, Puppchen, sagte ich mir, du scheinst ja wirklich nicht besonders viel Auswahl gehabt zu haben. Oder glaubst du wirklich, daß das mit euch beiden auf die Dauer gut gehen wird?

Nun, vorläufig ist Max, so hieß er, aus durchsichtigen Gründen noch immer die Liebenswürdigkeit und Aufmerksamkeit selber. Cavalier comme il faut! Er richtet ihr die Ecke her, bedient sie mit Konfekt und Apfelsinen und — Puppchen strahlt! Gegen uns andere ist Max voll selbstsicherer Nichtachtung. Bagage! — die für ihn nicht existiert oder der man, wie er es mit mir versuchte, den Ellenbogen in die Seite zu bogen sich berechtigt fühlte. — „Flegel!“ schimpfte ich innerlich und verschaffte mir prompt eine Ellenbogenfreiheit, wie ich sie bei einem rücksichtsvollen Menschen niemals in Anspruch genommen haben würde. Bedeckt durch meinen Mantel, welcher zwischen uns beiden hing, eröffnete ich sofort die Offensive und verdrängte meinen Feind aus der günstigsten Position der Armlehne. Damit hatte ich gewonnenes Spiel. Und wenn mir auch seine Gegenangriffe in Form plumper Anrempelungen einige Überwindung kosteten, ja wenn mir sogar, unter uns gesagt, die bezogene Stellung dauernd zu halten einigermaßen unbequem war, so hielt ich sie doch, und zwar einmal, weil es mir in Fleisch und Blut übergegangen ist, eine Position nur dann aufzugeben, wenn sie durchaus nicht mehr zu halten ist, und zweitens, weil ich mir sagte, daß eben diese Anrempelungen sich nach Verlust der Armlehne nur auf meinem Gebiete fortsetzen würden. Sollte ich also meinethalben den Krampf in den Arm kriegen, — die Stellung wurde unter allen Umständen gehalten.

Das Einzige, was meinem Gegner noch übrig geblieben wäre, um die Situation zu retten, wäre eine Vertauschung der Plätze gewesen; die die drei Sitze auf der drübrigen Seite waren ja noch leer. Aber auch dazu kam er nicht, weil ausgerechnet in dem Moment, wo er seinem Puppchen so etwas ins Ohr flüsterte (ich vermute es wenigstens), eine dreiköpfige Familie in unser Abteil stieg und eben diese noch in Frage kommenden Plätze belegte.

Diese neue Familie bestand aus Vater, Mutter und . . . Eva. Eva war die erwachsene Tochter, — etwas dürr und spießig, an Betticellische Jungfrauen erinnernd, auch nicht mehr gerade die jüngste, wie aus den verräterischen Krähenfüßen zu schließen war. Aber Eva trug dafür ein erstklassiges hellgraues Kleid und einen Hut mit daranhängendem Schleier, wie ihn reisende Damen in Ägypten beim Besuch der Pyramiden zu tragen pflegen. Eva hatte überhaupt etwas englisches. Anscheinend hatte ihr unaufhaltsam vorrückendes Alter sie auf diesen glänzenden Trick gebracht: Man macht sich nämlich absichtlich älter als man ist oder tut wenigstens so, als ob man absolut keinen Wert auf die fragwürdige Altersgrenze lege. In ihrem Wesen zeigte sich Eva selbstredend noch außerordentlich jugendlich und elastisch. Ihre Äußerungen glichen denen eines Backfisches. Gerade das aber wurde zum Verräter. Der Renner nämlich witterte sofort die trügerische Pfauenfeder und das Unehnte an dieser „übersprudelnden Mädchenerscheinung“. Böse Zungen reden in solchen Fällen von „Torischlußkrankheit“, — ein Wort, das ganz infame Widerhaken besitzt, eben weil es so haar-

genau ins Schwarze trifft. Zu dieser Torchlusskrankheit gehört übrigens auch, was sich bei Eva nur leider gar zu evident zeigte, eine fieberhafte Hinneigung zum maskulinen Element, natürlich immer nur unter einer gewissen Maske. Und diese Maske war bei Eva das „Streben nach einer Vervollkommnung in der italienischen Sprache“. Welchen Mann — denn ein solcher mußte es unbedingt sein! — sie im Gange nur irgendwie habhaft werden konnte, den verwickelte sie auf italienisch in ein Gespräch. Merkwürdig, wie auffallend durch diese Krankheitserscheinung selbst der weibliche, nie irrende Instinkt angegriffen wird. Denn ich kann mir nicht denken, daß dieser Instinkt — unangekränkt — nicht wissen sollte, wie gerade die Sicherheit eines Mädchens im Umgang mit Männern einen bedenkliehen Rückschluß auf seine passierten Jahre und verpackten Begebenheiten zuläßt. Doch das nur nebenbei. Eva hat unser Abteil bis Neapel kaum betreten. Dafür bildete sie unsomehr Gesprächsstoff für Olga, ihre Mutter, welche nicht müde wurde, ihr Töchterchen nach Strich und Faden herauszustricken.

Was nun die Mutter anbelangt, so stellte diese unverkennbar jenen urkomischen Typ einer deutschen, hausbackenen Kränzchenschwester dar. Nicht ein Jota, welches diesen Typus verläugnet hätte. Soll ich ihn erst ausführlich schildern? Besser nein, denn wer kennt sie nicht, diese alltägliche Erscheinung, welche man am häufigsten so zwischen 5 und 7 Uhr nachmittags in den Anlagen begegnet und von der jeder nur halbwegs wohlbestellte Mitteleuropäer mindestens ein wohlgelungenes Exemplar in Form einer guten Tante zu seinem engeren Verwandtenkreise zählt? Möge sich also jeder Evas „gnädigst mitgenommene“ Frau Mutter nach eigenem Gusto ausmalen.

Und nun endlich der Vater. Beruf: — vacat. Ich vermute, daß er seine Einkünfte aus Aufsichtsratspöstchen oder ähnlichen „nutzbringenden“ Beteiligungen bezog. Derartige Berufe besitzen nämlich die Annehmlichkeit, daß man auf recht beträchtliche Einnahmen zu rechnen hat deswegen, weil man in der glücklichen Lage ist, andere für sich arbeiten zu lassen. Darin liegt übrigens, scheint's, überhaupt das gesamte Resultat der Philosophie der Arbeit. Jedenfalls bedeutet das „Mit Gott“, womit jedes Geschäftsbuch beginnt, im Grunde genommen doch gewiß nichts anderes, als daß man mit Gottes gütiger Hilfe baldmöglichst eben zu jenem Endziele komme, wo angelangt man ruhigen Gewissens d. h. ohne sich über das „Woher?“ irgendwelche Gedanken zu machen, den klingenden Ertrag der Arbeit anderer verbrauchen darf, indem man sich auf Reisen begibt und den lieben Gott einen guten Mann sein läßt.

Darin bestand wohl im großen und ganzen auch die Tätigkeit unseres alten Herrn, wozu vielleicht noch kam, daß er hoffte, sein Töchterchen auf diese Weise unter die Haube zu bringen. Reisebekanntschaften pflegen nicht schlecht zu sein, ganz abgesehen davon, daß ein weitgereistes Mädchen — gewissermaßen als Auslandsware — sich leichter absetzen läßt als ein Inlandsprodukt, nach dem schönen Wort aus dem Mathäusevangelium: „Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande.“

Oskar, so hieß unser alter Herr, war ein weitgereister Mann. Er gehörte zu jener Kategorie von Menschen, die überall gewesen sind und die von überall irgend etwas kuriozes zu berichten und zu erzählen verstehen. Ihr Globetrottertum erstreckt sich anscheinend lediglich darauf, überall Reminiszzenzen zu sammeln, mit denen man in der Gesellschaft brillieren kann. Es braucht etwa keineswegs etwas wesentliches zu sein. Im Gegenteil! Leichtverdauliche Ware wird bevorzugt. Die Hauptsache ist, daß es etwas kuriozes ist und daß man ganz nebenher — höchst selbstverständlich klingend — mit seinen Reisen renommieren kann. Man springt wie ein Floh auf dem Globus herum und erzählt bald aus Kairo, bald aus Buenos Aires, bald von der Riviera oder aus Konstantinopel irgend etwas an sich höchst gleichgültiges, was aber drollig und amüsan ist und außerdem die hervorragende Eigenschaft besitzt, daß es in keiner Weise das Gehirn belastet. Mit einem Wort: „Gute Unterhaltungslektüre“, wie man sie in den Zeitungen unter der bekannten und beliebten Spalte „Welt und Wissen“ findet. Einmal in dem Ruf eines „blendenden Gesellschafters“, hat man dann überall Zutritt und ist selbst in exklusiven Aristokratenfamilien gern gesehen. Daraus wiederum entspringt eine recht lukrative Kreditfähigkeit, sodas — bei Lichte betrachtet — solche Abende auch in ganz realem Sinne äußerst ertragreich sind.

Es ist wirklich erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit solche Menschen ins Gespräch kommen. Kaum zwei Minuten waren vergangen, als unser redseliger Oskar meinem Feinde ein Erlebnis aus Palermo erzählte. Und dieser wiederum, ganz Ohr und höchst geschmeichelt, daß ihn sein distinguiertes Gegenüber doch allem Anschein nach gesellschaftlich für voll nahm, vergaß darüber seine Angriffspläne gegen mich und zog alle Register auf, um das in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen. Daraus ergab sich ein so kostbares Duett, daß ich unendlich bedauere, es nicht zu Papier gebracht zu haben.

Denn während Oskar auf der einen Seite in der unverschämtesten und aufdringlichsten Weise mit seinen verschiedenen „Abstechern“ nach Tunis, Korfu und weiß der Himmel wohin renommierte, suchte Max auf seine Art mit seiner etwas plumperen Melodie durchzudringen. Diese bestand darin, daß er andauernd von England erzählte. Was er da gewesen und getrieben, darüber schwieg allerdings des Sängers Höflichkeit. Und dann war noch etwas, womit er sich bei dem alten Herrn in ein günstiges Licht zu setzen versuchte: Er unterstrich nämlich die im Laufe des Gespräches verzapften Weisheiten und markierte den dankbaren, gelehrigen — Papagei. Max war wie ein Schwamm, der gierig alles auffog, um es bei Gelegenheit wieder als eigenes Produkt von sich zu geben.

„Ja, sehen Sie, genau auf demselben Standpunkte stehe ich auch. Ich sehe mir vorher niemals an, was ein Museum oder eine Galerie enthält. Ich denke auch garnicht daran, mir die Namen der Bilder oder gar der Künstler zu merken. Ich sage mir, das vergißt man ja doch alles wieder. Ich gehe hinein, sehe mich um und verlasse mich lediglich auf mich selbst, indem ich ganz einfach sage: Das gefällt mir, und das gefällt mir nicht. Ich habe die Erfahrung gemacht,

auf die Weise hat man doch wenigstens was von der ganzen Choje.“

„Durchaus ein Standpunkt, der sich vertreten läßt,“ meinte Oskar. „übrigens fällt mir bei der Gelegenheit gerade ein, — als ich vor drei Jahren in Madrid über den Prado zum Botanischen Garten gehe, da . . .,“ und nun folgte eine lange Geschichte, deren Pointe war, daß ein betrunkenener Student, der, weil er einem Sicherheitsbeamten eins hinter die Ohren gelangt hatte, soeben festgenommen war und arretiert wurde, fortgesetzt zum Gaudium aller Herumstehenden behauptete: „Auf die Weise hat man doch wenigstens was von der ganzen Choje.“

Max wollte sich ausschütten vor Lachen und klatzte mit seiner Tazze blaue Flecken auf seine wabbligen Oberschenkel.

„Sehr originell — sehr originell!“ beteuerte er ein ums andere Mal und knüpfte daran die sinnvolle Bemerkung, daß doch nichts so bildend sei als das Reisen.

„Da haben Sie sehr recht,“ pflichtete Oskar bei, dem gerade dieser Geistesblik Wasser auf seine Mühle war. „Nichts ist so bildend als das Reisen. Stellen Sie sich vor, in Luzern lernte ich ganz durch Zufall einen jungen Mann kennen, der in drei Erdteilen bereits wie zu Hause war. Engländer natürlich, bei dem das Geld absolut keine Rolle spielte.“ Und nun folgte wieder eine ellenlange Geschichte von diesem Engländer.

Max spernte Mund und Nase auf und versicherte unentwegt: „sehr interessant — sehr interessant!“

Unterdessen hatten sich auch die beiden Frauen beschmibert. Puppehen war schmiegsam und schmeichelnd wie ein Käzchen, wogegen die praktische Kränzchenschwester und würdige Globetrottergattin so etwas wie eine wohlwollende, ältere Freundin markierte, der es vorzüglich ansteht, werdenden Frauen aus langjähriger Praxis achtbare Ratschläge zu erteilen.

Man sprach von gefüllten Tomaten, Lebertran und Senfgurken und was weiß ich. Dazwischendurch wurden ab und an, als Reflexe gerissermaßen zu der diese Verbindung kreuzenden Diagonalen, andere Töne angeschlagen.

„Benedig, ach Sie werden mal sehn, Benedig ist goldig. Ich sage immer, Benedig ist die Stadt für Hochzeitsreisende.“

„A . . . ach . . . ja wir wollen auch zurück über Benedig. Max hör' doch, die Dame will uns die Adresse für ein Hotel in Benedig geben.“

„Ja, — und dann dürfen Sie natürlich auch die Serenade nicht versäumen. Entzückend, sage ich Ihnen, wenn man sich von dem Gondoliere auf dem canal grande spazierenfahren läßt. Drüben bei . . . ach wie hieß doch gleich die Kirche? . . . na, s'ist ja gleichgültig . . . also stellen Sie sich vor, da schaukelt eine große, über und über mit Lampions behängte Gondel auf dem Wasser und ein Sänger singt das „Santa lucia . . .“

„Reizend! . . . ach, das denke ich mir ja himmlisch! — Wäcke, hast du gehört?“

„Neapel ist nur Freude,“ tönte es als Ergänzung auf der andern Diagonalen und Max nickte bestätigend. „Ja, — nicht wahr, Muttmchen? — Ich sage nämlich gerade: Neapel — ist nur — Freude.“

„Neapel ist nur Freude,“ — in diesem Satz, oder besser gesagt, in dem Tonfall dieses Satzes lag mindestens für 1,50 Rentenmark Schmalz und für 12 Mark Honig. Weiß Gott, wie viele Situationen dieser alte Schmuser gerade mit diesem Satze bereits gemeistert hatte!

In dieser Tonart ging das ungefähr eine ganze Stunde lang. Ich kann mir denken, daß einer, der nicht die Komik der Situation erfährt, bei einem solchen Anlaß verrückt werden kann. Jedenfalls, so viel stand fest, daß jener einzelne, mürrisch aussehende Herr gegenüber meiner Frau, nahe daran war, aus der Haut zu fahren. Ah und an häumte er sich auf und stöhnte vernehmlich. Aber darauf brauchte man ja doch keine Rücksicht zu nehmen. übrigens war die Laune dieses Herrn von vornherein noch mehr verbittert worden, und zwar erstmalig dadurch, daß ihm Max aus Versehen einen schweren Koffer auf die Füße gestellt und sich dafür kaum entschuldigt hatte, und späterhin deshalb, weil die korpulente Kränzschwestern sich massiv neben ihn gesetzt und ihn so auf ein Minimum seines Platzes eingeschränkt hatte. Bemerkend muß ich noch, daß unser Quartett keine Ahnung davon hatte, daß dieser finstere Passagier das Deutsche wie seine Muttersprache verstand. Man hielt ihn für einen Stockitaliener, vor dem man kein Blatt vor den Mund zu nehmen brauchte.

Nun begab es sich, daß unser erlauchtes Bierblatt auch auf die italienreisenden Deutschen zu sprechen kam. Bei dieser Gelegenheit meinte Max: „Wissen Sie, ich finde das geradezu unerhört. Kurz ehe wir wegfahren, habe ich nämlich einen Artikel, ich glaube, es war im „Berliner Tageblatt“, . . .“

„. . . dies Judenblatt . . .“ ergänzte Oskar.

„Ja, ich glaube, es war im „Berliner Tageblatt“, gelesen, darin stand, daß sich die Deutschen in Italien zum Teil geradezu haarsträubend benehmen sollen. So etwas ist doch geradezu eine Gemeinheit! Ich habe im Gegenteil überall nur gefunden, daß sich der Deutsche einfach tadellos hält. Wie kann man eine solche, uns noch dazu so unglaublich kompromittierende Lüge in die Welt setzen?“

„. . . Judenblatt . . .“ ertönte es wieder aus Oskars Munde, gleichsam als alles besagende, restlose Erklärung.

„Sehr richtig!“ pflichtete Max bei. „Aber ich will Ihnen sagen: Das erste was ich tue, wenn ich wieder in Deutschland bin, wird sein, daß ich mich mit „meiner Presse“ in Verbindung setze und einen Artikel gegen dieses Schweineblatt in die Zeitungen lancieren werde, der sich nicht gewaschen hat!“

„Sehr gut,“ meinte der „freudige“ Oskar. „Ja, tun Sie das! — Obgleich . . .“ fügte er mit etwas leiserer Stimme und, wie mir schien, einen flüchtigen Blick auf mich werfend, hinzu, „obgleich ich Ihnen offen gestehen muß, daß meinem Empfinden nach ein großer Teil unserer Landsleute nicht hierher gehört.“

„Sehr richtig!“

Und Max, welcher sich gerade in diesem Augenblick an seine Niederlage von vorhin zu erinnern schien, stimmte in allen Tonarten zu, während er plötzlich einen erneuten Angriff auf meine Armlehne unternahm. Leider wurde auch der wieder auf der ganzen

Linie abgeschlagen. Dafür rächte er sich, indem er — ganz ohne Zweifel für mich berechnet — meinte: „Allerdings, da haben Sie Recht. Es gibt Leute, denen die Kinderstube fehlt, und die sollte man so besteuern, daß ihnen die Reiselust für immer vergeht.“

„Lümmel!“ dachte ich.

„Ganz meine Meinung!“ sagte Oskar. „Sehen Sie, so finde ich es auch im höchsten Grade unpassend, wenn Leute mit Rucksack reisen. In Venedig lungerte z. B. ein ganzer Trupp solcher erwachsener Wandervögel auf dem Markusplatz herum: Männer und Frauen, — alles durcheinander. Man geniert sich ordentlich bei so einem Anblick. Wer eben das Geld nicht hat, um anständig reisen zu können, soll lieber zu Hause bleiben.“

„Nun,“ meinte seine treu ergebene Gattin, „bei den Herren mag das noch angehen. Aber wenn Frauen und Mädchen in solchem Aufzuge durch die Welt wandern, dann kann ich nur sagen, ist das eine Geschmacklosigkeit.“

„Nicht wahr!“ pflichtete Puppchen bei: „Gerade auf Reisen muß man doch mit Garderobe versehen sein.“ Und nun folgte ein summarischer Überblick ihrer mitgenommenen Ausstattung, dem Max mit sichtbarer innerer Zufriedenheit und schmunzelndem Behagen folgte.

„Ja,“ sagte er dann, als sein Puppchen endlich genugsam ausgekramt hatte, „man ist nun mal ein Genießer. Meine Frau, das habe ich mir als eisernes Prinzip vorgenommen, muß immer tadellos gekleidet sein, — tiptop! — das mag nun kosten, was wolle.“ Und dabei tätschelte er ihre Kniee. „Übrigens, — ich weiß nicht, — in Italien scheinen die Frauen durchaus noch weit hinter den Männern zurückzustehen und noch manchen Zug alter Dienstbarkeit zu haben. Wenn man z. B. beobachtet, in wie wenig diskreter Weise von den Männern die vollständig ungedeckten, einfach an den Hauswänden angebrachten Bedürfnisanstalten benützt werden, so ist das doch m. E. eine geradezu ungeheuerliche Nichtachtung des weiblichen Geschlechtes, das seltsamerweise ganz harmlos an solchen Erscheinungen vorübergeht. Ich finde, das Weib wird dadurch indirekt in einer Weise kompromittiert, wie wir Nordländer es niemals fertig bringen würden.“

Allseitige Zustimmung war die Antwort, ja Oskar fühlte sich sogar, wieder unter Hinzufügung eines diesmal allerdings etwas drastischen Erlebnisses, berufen, dieses Thema mit der nicht mißzuverstehenden These abzuschließen: „Der Italiener ist eben ein Schwein.“

Auf die Feststellung dieser Tatsache entstand zunächst ein allgemeines Schweigen. Dann aber bewegte sich die Unterhaltung auch gleich wieder in den alten Bahnen fort, bis nach etwa einer Stunde die ganze erlauchte Gesellschaft im Speisewagen verschwand und uns endlich in Ruhe ließ.

Was nun das Hauptmoment anbelangt, welches die Ursache zu dem Kommenden bilden sollte, — die Bemerkung „Mäckes“ nämlich über die gesellschaftliche Stellung des Weibes in Italien — so erinnerte ich mich sofort, diesen Gedanken schon einmal irgendwo gelesen zu haben, und zwar in genau derselben Verbindung, ja in

fast genau dem gleichen Wortlaut. Bei einigem Nachdenken fiel mir ein, daß es bei Scheffler gewesen war und daß ich mich schon damals beim Lesen seines Tagebuches an dieser Stelle ebenso gestoßen hatte wie an so manchen andern. Was sollte das heißen: „In Italien scheinen die Frauen durchaus noch hinter den Männern zurückzustehen und noch manchen Zug alter Dienstbarkeit zu haben“? Bei Licht besehen, so hatte ich mir gesagt, ist doch das ganz gewiß nur eine jener vielen leeren Redensarten, mit denen man den Anschein eines historisch Gebildeten erwecken will. Leider stimmt die Sache diesmal aber nicht. Denn geht man ihr auf den Grund, so läßt sich an Hand der geschichtlichen Materie einwandfrei nachweisen, daß die Frau, wenn irgendwo, dann gerade in Rom, also in Italien, die Domestikenrolle schon sehr lange mit der Rolle einer Herrscherin, ja einer Despotin, vertauscht hat. Ich erinnere nur an Livia, welche den göttlichen Augustus am Gängelbände führte (auch politisch), ich erinnere an seine obszöne Tochter, die große Megäre Julia, ich erinnere an die Ausgeburt aller Leidenschaften, an Messalina, die Gattin des Claudius, an die Frauen um Nero, an Agrippina, Claudia und wie sie alle heißen, diese Sataninnen in Frauengestalt. Wo ist da etwas von Zurückstehen oder Dienstbarkeit. Jene immer wieder zitierte Stelle aus Niezsches Zarathustra: „Allzulange war im Weibe ein Sklave“, ist ja doch auch nichts anderes als eine hohle Nuß. Ich kann eigentlich nirgendwo in der Geschichte finden, daß das Weib eine Sklavenrolle gespielt hätte. Wohl tritt es da und dort mitunter hundert, mitunter noch mehr Jahre vom ärgeren Geschehen zurück, — aber ist dies gleichbedeutend mit einer untergeordneten Stellung? Im Gegenteil, — je zurückgezogener das Weib vom politischen Getriebe lebt, um so fester hat es die Zügel in der Hand. Und was schließlich seine besonderen, an hervorragendem Platze stehenden Vertreterinnen in der Geschichte betrifft: — überall das gleiche Bild. — Denken wir nur an die einschlägigen Stellen aus Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ und an all die ungezählten Intriguen und politischen Reibereien, welche von Herrscherinnen angestellt wurden, denken wir an die große Katharina II., an Maria Theresia und die „jungfräuliche“ Elisabeth, denken wir an die weltregierenden Courtisanen am französischen Hofe zur Zeit der verschiedenen Louis, denken wir an Shakespeares Königsdramen und an die Stellung der Frauen in ihnen. denken wir . . . denken wir, woran wir wollen, bis zu Cleopatra, jener königlichen Buhlerin, jenem wahrhaft aristokratisch-hysterischen Rasseweib oder bis zu jener sagenumwobenen Erregerin des trojanischen Krieges, — immer, bald vor, bald hinter den Kulissen, hat das Weib die Regie gehabt bei dem großen Menschen- und Völkertheater, das da seit Adams und — Evas! Zeiten auf unserem Planeten gespielt wird.

Wie kann man sich nur im Angesicht so unumgänglicher Tatsachen zu einer solch nichts sagenden Behauptung hinreißen lassen, zu einer Behauptung, welche ja doch — genau besehen — auf nichts anderes hinausläuft, als mit Möbius in männlicher Überhebung das inferiore Wesen des Weibes zu konstatieren. Möbius sagt es direkt und die andern indirekt, das ist der ganze Unterschied.

Aber auch, gesetzt den Fall, es wäre wirklich so: Wie kann man heutzutage noch eine inferiore Stellung des Weibes in der Gesellschaft bei irgend einem europäischen Volke beobachtet haben wollen, und wie kann man sie gar herleiten aus der Geschichte des römischen! Daß hier eine germanisch sich selbst überhebende Phrase und tote Redensart in den Worten liegen mußte, war mir sofort klar, als ich diese Stelle las. Trotzdem nahm ich mir vor, gerade hierauf ein Augenmerk zu richten. Ich muß gestehen, daß ich total darauf vergessen hatte, bis ich nun auf einmal durch diesen weltreisenden Inflationsgewinnler und Vorkosthändler wieder daran erinnert wurde.

Doch bevor ich zu dem Kernpunkte dieses Erlebnisses komme, muß ich noch uneres Aufenthaltes in Ceccano gedenken.

Es war so zwischen 10 und 11 Uhr nachts. Wegen Maschinenwechsel währte der Aufenthalt länger als gewöhnlich. Auf dem Bahnsteig kein Mensch. Das kleine Bahnhofsgebäude lag im weichen Lichte einer einzigen, leise pendelnden Gaslampe und darüber, tief azurblau, wölbte sich der nächtliche Himmel. So tief war dieses Blau, daß selbst die Sterne Mühe hatten, sich dagegen zu wehren. Gleich einer zauberhaften Kulisse umstand ein Hain uralter Zypressen das mattgelbe, ins Rosafarbene übergehende Gebäude. Ein sanfter, warmer Hauch trug süße Düfte herüber vom Golf von Gaëta, welcher jenseits der Berge liegt, die uns vom Meere trennen. Und in diese traumhaft schöne Nacht hinein sang irgendwo eine Nachtigall.

Ja, das war jener wundersame Zauber italienischer Nächte, das war jene Weibestimmung, wie sie über allen Liebenden liegt und wie sie in unnachahmlicher Schönheit ausgegossen ist über jenes keuscheste aller Liebeslieder „Romeo und Julia“. Wie sagt doch Julia?

„Die Nacht verschleiert mein Gesicht,
Drum weg mit Förmlichkeit.
Sag, liebst du mich? —
O holder Romeo! Wenn du mich liebst,
Sag's ohne Falsch!
Schilt diese Hingebung nicht Flatterliebe,
Die so die stille Nacht verraten hat.“

Sang so die Nachtigall dort drüben im Granatbaum? — — —

Da wurde hinter mir die Tür zur Seite geschoben und — das „holde Paar“ erschien, Max Hoppenstädt und Puppchen Drillmann. Auf 16 Meilen sah man's ihnen an, daß Essen und Wein gut gewesen und daß man darum zufrieden war mit sich und der Welt.

Natürlich verlor ich auf diese Weise meinen Fensterplatz und mit ihm die ganze Romeo Stimmung. Dafür drückte sich Puppchen wieder in ihre Ecke und Max setzte sich mit sichtlichem Wohlbehagen, d. h. mit leichtem Stöhnen daneben. Dann holte er ein prall gefülltes Etui aus der Tasche und entnahm ihm mit männlich-kindlicher Wichtigkeit eine Zigarre. Nachdem er sie, während er — gleichsam nachkauend — noch einmal die verschiedenen Gänge besprach, eine Weile in seinen Polsterfingern gedreht hatte, wurde

siz mit Würde der Spitze beraubt und mit imperatorischer Kennermine in Brand gesteckt. Damit war er dann endlich so weit, um nach Art altrömischer Cäsaren die Freuden des Nachmals oder besser gesagt der Verdauung zu genießen. Wer weiß, vielleicht wollte er auch gerade auf seine Art beweisen, daß „seine“ Frau durchaus nicht hinter den Männern zurückstehe und keinen Zug alter Dienstbarkeit mehr habe, daß man sie also durchaus als Gleichgestellte öffentlich genau so kompromittieren dürfe als sich selbst. Kurz und gut, er verzichtete von vornherein auf einen erneuten Angriff gegen meine Armlehne und suchte dafür Tuchfühlung und Anlehnung nach links. Hier fand er keinen Widerstand; ja, — je näher er Puppchen in „diskreter Weise“ auf den Leib rückte, umso wohliger wurde das kagenhafte Knurren, das sich aus der Ecke vernehmen ließ.

Und sollen wir sagen, was weiter geschehn,
So schweige das Toben und Tosen.
Denn aus der Ecke klang leises Gestöhn
Und knisterndes, suchendes Rosen.

Aber oh weh! — Die Moira! Die Moira!

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel schlug es plötzlich laut krachend in dieses „diskrete“ Schäferstündchen.

Der stumme, mürrische Passagier nämlich, vor dem allein sich die Szene ganz offen abspielte und der den Eindruck eines fest Schlafenden machte, jener unwillige und von der korpulenten Oskar-Gattin unsanft in die Ecke gedrückte Italiener, jenes „Schwein“, wie ihn und seine Landsleute der redegewandte Oskar bezeichnet hatte, richtete sich urplötzlich auf und überschüttete das Pärchen geradezu mit einem Hagel von Schimpfworten. Das donnerte und polterte, blitzte und krachte — auf italienisch — derart auf die „diskrete“ Zweisamkeit hernieder, daß selbst dem Außenstehenden Angst und Bange werden mußte.

Der Erfolg war eklatant. Max schnellte wie von der Hornisse gestochen aus den Armen der Liebe und war derart perplex, daß er nichts anderes fand, als: „Was . . . was . . . ich verstehe Sie nicht . . . was . . . ich . . . was . . . verstehe nicht . . . was . . .“

Aber der Italiener ließ ihn garnicht zu Worte kommen. Seine Wut und Erregung steigerte sich von Sekunde zu Sekunde. Aus seinen schwarzen Augen glühte ein unheimliches Feuer, und ich hätte mich nicht gewundert, wenn in seiner Hand plötzlich ein Messer aufgeblitzt wäre. Denn auch der blamierte Max war in Position gerückt. Breit und mässig wie eine Barentake lag seine kloßige Hand auf dem Knie und sein plumper Schädel auf dem wulstigen Stiernacken streckte sich nach vorn. Sollte es wirklich zur Schlägerei kommen? Schon überlegte ich, was ich in dem Falle am besten zu tun haben würde und beschloß, entgegen meiner vaterländischen Erziehung für das Ausland und gegen den sogenannten Stammesbruder Partei zu ergreifen und ihm bei einem eventuellen Angriff in die Flanke zu fallen. Meine Frau war aus ihrem Schlaf erwacht und sah mich ängstlich an. Dazu der rasende Zug und das Gefühl der Isoliertheit in diesem geschlossenen Abteil, — es war eine infame Situation.

Da geschah etwas, was ich am allerwenigsten erwartet hatte und was den nach Tätlichkeit gierigen Max wie mit einem einzigen, mächtigen Keulenschlage gleichsam zu Boden schmetterte.

Noch nämlich glaubte er, die Situation diesem Italiener gegenüber wenigstens einigermaßen retten zu können. Schon Puppchens wegen, die er ja doch grenzenlos kompromittiert hatte und die er unbedingt — um seine Würde und sein Ansehen bei ihr zu wahren — wieder rehabilitieren mußte. Um also zum mindesten Zeit zu gewinnen, stotterte er in einem weg: „Ich verstehe nicht... was... was...“ und steigerte dabei seine Stimme immer mehr ins drohhafte Fortissime. Natürlich war das eine neue Frechheit und Unverschämtheit, aber was blieb einem Menschen wie ihm in dieser Lage anderes übrig, als die Blamage mit dummdreister Frechheit zu übertrumpfen? Und eben in dem Moment, als sein letztes, empörtes „Was...“ über seine wulstigen Lippen gekommen war, da geschah jenes Unglaubliche.

Der Italiener nämlich verstummte einen Moment und sagte dann mit eisiger Ruhe und im schönsten Hochdeutsch, indem er nach Außen wies:

„Wenn ich den Carabinieri holen werde, dann werden Sie mich schon verstehen, Sie...!“ die Bezeichnung verschluckte er.

Was nun noch folgte, ist schnell berichtet. Max prallte wie vom Schlage getroffen zurück und drückte sich in die Polsterung wie ein geschlagener Hund. Auch der Italiener lehnte sich wieder in seiner Ecke, verschränkte die Arme und markierte den Schlafenden genau wie vorher. Bleich und fahl wie in einer Leichenkammer war das Licht der übermüdeten Lampe und das taktmäßige, monotone Geräusch der Räder das Einzige, was die Stille belebte. Es war alles wie vorher, nur mit dem Unterschied, daß nun jemand neben mir saß, der für seine Großmauligkeit eine prachtvolle Abfuhr bezogen hatte.

Puppchen verhielt sich mäusehstill. Wer weiß, was in diesem Köppchen jetzt alles vor sich gehen mochte. Kann man wissen, ob nicht vielleicht dieser Moment ihr zum ersten Male im Leben die Binde von den Augen genommen hat?

Als Oskar dann mit den Seinen erschien, benutzte Max die Gelegenheit, das Abteil zu verlassen und im Gange mit Eva anzubandeln. Eva schien hochbeglückt, lachte, daß man's im Abteil hören konnte und mimte den reizvollen Backfisch. Auch Max kam langsam wieder über den Berg. Ab und zu wagte er es sogar schon wieder, seinem Puppchen viel sagend zuzuzwinkern.

Aber Puppchen war noch nicht darüber hinweg. Sie kaute noch und — unterhielt sich deshalb mit Frau Olga gebildet über... deutsche Literatur O ihr „gottbegnadeten“ Meister! — wenn ihr gehört hätten, wie man euer Lob sang, ihr wäret gewiß mißsamt euren „unsterblichen“ Werken wie Butter in der Sonne zerfließen. Und man bedenke, wie erhebend es ist, im Auslande und noch dazu vor einem deutsch verstehenden Ausländer die ganze Parade unserer „volkstümlichen Dichter und Denker“ vorbeidesfilieren zu sehen: Anny Bothe und Joseph Lauff, die Courths Mahler und

den Schönheitsgekrönten Hans Heinz Evers, den Kriegsbarden Walter Bloem und den Rassezüchter Isidor Dinter, den Haffesänger Ephraim Lissauer und den heiligen Walbemar Bonjels, die beliebten Stadtköche auf der bürgerlichen Provinzbühne Otto Ernst und Hermann Schludermann, Adebar Skowronnek, der Mann mit den schmalzigen Ausgängen, Rudi Herzog, der amerikanische Prophet und wie sie alle heißen, die Großen im Reich. Wahrhaftig:

„Willst du genau erfahren:
„Was ist Kunst?“
So frage nur bei . . . Frauen an.“

Das war nun noch gerade das letzte, was mir gefehlt hatte. Und als wir endlich so gegen ¼2 Uhr nachts in Neapel einliefen, war ich so weit durchgedreht, daß ich mich allen Ernstes fragen mußte, ob ich eben von Schweidnitz nach Striegau oder tatsächlich von Rom nach Neapel gefahren war. —

Für Neapel war ich allseitig so mit guten Ratschlägen versehen worden, daß ich keinen Moment daran zweifelte, es werde und müsse sich alles glatt und reibungslos für uns abwickeln. Dazu hatte ich der Ueberfüllung wegen telegraphisch ein Zimmer bestellt, sodaß wir in ganzer Ruhe dem Ausgange zustrebten. Raum aber hatten wir die Sperre hinter uns, als wir auch schon mit Staunen wahrnahmen, daß wir es hier mit absolut ungewöhnlichen Verhältnissen zu tun haben würden und daß alle wohlgemeinten Ratschläge in den Wind geredet sind für den, welcher noch nicht am eigenen Leibe und mit eigenen Sinnen erfahren hat, was Neapel ist.

Zunächst überfiel uns, gleich einem Bienenschwarm, ein Heer von Hoteldienern, Lausburschen, halbwüchsigen Jungen, Kutschern und was weiß ich. Alles schrie und gestikulirte wild durcheinander. Nur mit Mühe konnten wir unser Gepäck retten, dessen man uns durchaus erleichtern wollte, und als wir endlich den Portier jenes Hotels entdeckt hatten, an das ich telegraphiert hatte, da hieß es: „Leider alles besetzt.“

Aber schon nahm sich ein anderer unserer an und ehe wir uns versahen, saßen wir mit einem englischen Ehepaar in einem Automobils und fuhren ab. Wohin? — keine Ahnung. Die Fahrt dauerte mindestens eine halbe Stunde, und wir waren erstaunt über die Größe und Ausdehnung dieser Stadt, welche wir uns erheblich kleiner vorgestellt hatten.

Endlich hielten wir. Ein Portier erschien, öffnete den Schlag und teilte uns mit, daß „leider alles besetzt sei.“ Aber gleich nebenan in Bertolinis Hotel sei sicher noch Platz, er werde gleich einmal telephonieren. Mir dämmerte so etwas, den Namen dieses Hotels im Baedeker gelesen zu haben und wenn mich nicht alles täuschte — an erster Stelle. Wir konnten uns also auf weitere Ueber-raschungen gefaßt machen.

Fünf Minuten später hielten wir vor Bertolini. Ein Portier, ein Gepäckträger in hellblauer Livree, ein Kellner, ein Zimmer-

diener und zwei Laufjungen in brauner Livree, das war allein das Aufgebot, welches uns beim Aussteigen behilflich war. Hätte ich keine so bürgerliche Erziehung genossen, dann hätte ich mich ganz gewiß schon bei diesem Aussteigen anders benommen. „Schlamperei!“ hätte ich dann wahrscheinlich gleich eingangs diese Domestikennaturen angefahren „ist denn keine Sänfte da?! Warum liegt der Läufer nicht bis unter den Wagen? Wo ist der Direktor? — Was — schläft? — In drei Minuten will ich ihn sprechen! — Wünsche ganze Etage.“

So aber gings auch ohne den Direktor und ohne die ganze Etage und kostspielig genug war's trotzdem.

Gefolgt von diesem Troß hatten wir zunächst so eine Art Portiersloge zu passieren, welche am Eingange eines etwa 60 bis 70 Meter langen, unterirdischen Ganges lag. In ihr saß ein Wesen, das, wie mich dünkte, aufs Haar dem Höllenhunde Cerberus glich. Mit durchbohrenden Blicken musterte es uns, dann drehte es an einer Kurbel und telephonierte irgend etwas irgend wohin. Die ganze Sache hatte etwas Unheimliches, zumal der lange, gewölbte Gang nach hinten zu und dieses Wesen an seinem Eingange durchaus das Gefühl erweckten, als ginge es hier geradeswegs in Plutos Reich oder in die Hölle. Warum auch nicht?! Denn da dieser Ort aller Wahrscheinlichkeit nach vornehmlich für die Kapitalsbestien reserviert sein wird, so wird voraussichtlich auch Sorge dafür getroffen sein, daß die einziehenden Gäste einen standesgemäßen Empfang vorfinden. Überhaupt stelle ich mir die Qualen der Hölle ganz anders vor, als man sie gemeinhin auf Bildern dargestellt findet. Warum soll man z. B. einen Lüftling oder einen nimmerfatten Genießer oder Geizhals mit feurigen Zangen und ähnlichen Marterinstrumenten pisacken? Ich wäre eher dafür, jedem gerade davon im Ueberfluß zu geben, was ihm auf Erden sein Gott war. Denn schließlich: Feurige Zangen und ähnliches bedeuten ja doch immerhin eine Reueheit, welche mit samt den auszustehenden Schmerzen den Geist vom Wesentlichen ablenken würden. Gerade das wäre aber m. E. nach verkehrt. Denn nicht auf eine ewige Absonder Hin-Verknüpfung käme es doch in erster Linie an und deshalb wäre es zweckdienlich, jeden gerade mit seinem speziellen Gott bis zum Wahnsinn zu langweilen. Daß dieser Prozeß gar nicht so arg lange dauert, haben einige der römischen Cäsaren hinreichend bewiesen. Und oben wenn dann alles ad infinitum durchkostet, jede Möglichkeit, jedes Raffinement restlos erschöpft ist, dann beginnt die Langweile. Und nun käme es eben darauf an, zu verhindern, daß diese Verstoßenen im Conträren, d. h. in selbstgejuchter Armut und Entbehrung oder in sadi stischer Qual neuen Nervenkitzel suchen könnten. Sie müßten vielmehr gerade so weiterleben, wie in dem Moment, wo ihnen alles erfüllt ist, was sie begehren und wo sie gerade auf der Grenze stehen, um den Schritt nach der Entsagung hin zu tun. Lange Weile und ewiges Sattsein, — das sind die ausgepichtesten Qualen der Ewigkeit. Guten Appetit!

Und nun ziehen wir ein. In einem unbewachten Augenblick kann ich meiner Frau eben noch schnell zuflüstern, daß wir ja morgen wieder ausziehen können. „Jedenfalls müssen wir jetzt unbedingt unsere Rolle würdig zu Ende spielen.“

Der mit einem schweren Purpur-Läufer (übrigens sehr richtig diese Blutfarbe!) ausgelegte Gang führte, wie wir am nächsten Tage feststellten, wagerecht durch einen Fels, auf dem das Hotel gelegen ist. Mit einem komfortablen Aufzug gings in die Höhe. Die Hölle lag also, wie wir konstatieren konnten, nicht unten, sondern oben.

Als wir ausstiegen, zeigte sich eine weitere Verkehrung der gewohnten Tatsachen insofern, als die Geschäfts- und Gesellschaftsräume sowohl wie die erstklassigen Zimmer nicht im untersten, sondern im obersten Stockwerke lagen. Die Anordnung war also durchaus sinngemäß: Je mehr Geld man hatte, umso höher wohnte man, umso näher war man dem Himmel und umso selbstverständlicher konnte man den tiefer wohnenden Kreaturen auf dem Kopfe herumtrampeln. Sinngemäß war diese Verteilung der Räume naturgemäß auch vom praktischen Standpunkt, denn je höher, umso besser auch die Aussicht.

Doch diese Ueberschung war uns erst für den kommenden Morgen vorbehalten, als wir in der Frühe auf unseren Balkon traten. Wie benommen standen wir, wie Kinder, denen Verstand und Herz stehen bleibt, wenn sie ins Weihnachtszimmer treten. Denn das, was sich da vor uns entrollte, überstieg alles, was unsere kühnste Phantasie sich erträumt hatte.

Unter uns lag der Golf von Neapel gleich einem riesigen Halbmond, dessen innerer Bogen vom Meere bespült wird. Und dort, wo das Wasser am tiefsten ins Land vordringt, erhebt sich, gleich einer abgestumpften Pyramide, der Vesuv. Wie in langen, schweren Zügen die Erde atmet, so steigen rötlich-graue Rauchmassen in regelmäßigen Intervallen aus seinem Krater auf. Der Wind, welcher vom Meere kommt, treibt sie nach drüben, sodaß der Berg für uns in Klarheit bleibt. Von seinem Fuße an, von dort, wo der Berg fast aus dem Meere zu steigen scheint und wo auf schmalem Streif die letzten Häuser von Torre del Greco, des einstigen Herculaneum, liegen, von dort an sich stetig auf uns zu erweiternd und ausdehnend liegt Neapel mit seinen orientalischen Minarets, die in der Sonne glitzern und leuchten, mit seinen eng zusammengepferchten Häuserkomplexen, seinen immergrünen Gärten und weichen Farben. Und jenseits vom Vesuv langt das Horn dieses zauberhaft schönen Halbmondes in herrlichem Bogen weit in das silbergraue, im säuselnden Frühwinde zitternde Meer hinein. Castella mare grüßt von da drüben und das vielbesungene Sorrent, und noch weiter draußen, wie eine Fata morgana über den Wassern oder wie ein leiser Ton zwischen Meer und Himmel: Capri. Lichtblau und von einer Reinheit ohne gleichen spannt sich der Himmel in königlicher Wölbung über dieses unvergleichliche Paradies. Hier scheint wahrlich alles vereint zu sein, was das Herz sich wünscht: Die Berge und das Meer, Formen und Farben, — ja, weiß Gott,

es ist kein leeres Wort, keine hohle Phrase, jenes „Vedi Napoli e poi muori.“

Neapel sehen und sterben, — in diesem Wort liegt eigentlich alles, was uns bei diesem ersten Anblick bewegt. Die Schönheit und Vollkommenheit dieses Bildes ist so sinnberückend, daß alle Wünsche schweigen. Ja, wir sind so im Banne dieser melodischen Offenbarung, daß uns selbst das Erfassen und bewußte Aufnehmen der Einzelheiten zu viel wird. Nur das Ganze, — und immerfort das Ganze nur!! — Höchstens, daß uns das sichtbare Atmen der Erde, dieses Riesenkörpers, welcher uns trägt, in besonderem Maße fesselt, weil uns dieser Anblick mit der damit verbundenen Empfindung so unerhört neu und eigentümlich berührt. Diese Erde, die wir von Kindheit auf gewöhnt waren, als das einzig Feste in dieser ewigen Flucht der Erscheinungen zu halten, auch sie offenbart uns auf einmal ihren feurigen Kern. Und das gerade hier inmitten dieser fast überirdischen Fülle, wo alles zum Leben und zur Gestaltung drängt, ja wo das Leben selbst in seiner nimmermüden Schaffenslust sich auf dem Wege zur höchsten Vollendung gleichsam zu überstürzen scheint. Gerade hier erfahren wir, daß selbst das scheinbar längst Erstarrte noch fiebernd lebt, ja daß wir uns auf einem Boden befinden, der jeden Augenblick bersten und uns verschlingen kann. Rückt uns so der Besuch auf der einen Seite das ungeheuerlichste aller Probleme, das Leben selbst, in deutlicher Greifbarkeit vor Augen, so stellt er andererseits ebenso klar den anderen Pol vor uns hin, den Tod. Dort drüben liegen Pompeji und Herculaneum, — und wer kann wissen, ob das Schicksal, das ihnen ward, nicht heute oder morgen auch das unsere sein wird.

Und dann das Meer, silbergrau und von Dampfern und Segelschiffen belebt, die von hier oben wie Spielzeug aussehen, Doch wie kam es? Warum riß mich dieser Anblick nicht hin wie weiland die Griechen, als sie — aus dem Innern Asiens kommend — mit ihrem „Thalatta, Thalatta!“ die wogende Weite begrüßten. Warum das Meer nicht auch Heimat wie ihnen und hatte ich nicht wie sie jahrelang seine Nähe entbehrt? Wie kam es, daß gerade ich, dessen ganze Liebe ehemals dem Meere gehörte, dem es Symbol seiner selbst und Ausdruck seines Wesens war, nunmehr — wenn auch nicht gerade kalt und teilnahmslos — so doch immerhin ohne Begeisterung und innere Wärme blieb? Was ist in den letzten zehn bis zwanzig Jahren geschehen, welche Veränderungen sind in mir vorgegangen seit jenem glühenden Bekenntnis, das der werdende einst „seinem“ Meere ablegte gleich einem Liebenden? Wie in alten Briefen, so blättere ich in dem Geschriebenen jener Zeit und finde: „In deiner ewigen Bewegung spüre ich meines Herzens ursprüngliches Wesen, in deinem Schönheit-leuchtendem Leib bist du dir selber genug. In deinem ich-stolzen Kräfte-Verschwinden und deiner brandenden Stärke, in deinem gigantischen Troß, deiner grundlosen Tiefe, in deiner maßlosen Freiheit und Einsamkeit, — Seele, wie gleichst du dem Meere!“

Das sind so etwa die Stichworte jenes ekstatischen Bekenntnisses in Versen, das ich — eines gewissen Zugehörigkeitsgefühles

wegen — mit all den andern, schübeausfüllenden Sachen aus jener Zeit zu verbrennen mich bisher noch nicht entschließen konnte. Was für Zeiten! Kaum daß ich mir bei geschlossenen Augen und tiefster Versenkung ins Reich des Unterbewußten noch glauben machen kann, ich sei es gewesen, der jene pathetischen, aus einer Art Schiller-Metzschke'schen Ekstase gleich dem Meeresschaum emporgeschleuderten Verse vor hohen Generalitäten und was weiß ich vorzutragen sich erfrechte.

Aber sollte denn wirklich alles nur Schaum gewesen sein? Es ist so viel Lüge in allen klingenden Worten, und eben das hat mich so mißtrauisch gemacht. Doch auch jene Jahre sind vorbei, wo ich gelitten habe unter dem, was Heine so ergreifend in die Worte faßt: „Ich hatte einst ein schönes Vaterland . . .“

Das ist Übergangs- und Untergangsstimmung in wehvoller Klage, das ist der Schmerzengesang eines, der sich lösen und trennen muß, um dorthin zu gelangen, wo seines Geistes Heimat ist. Schwer ist der Weg, voller Mühsal und Bitternis. Aber sind wir erst einmal am anderen Ufer und fühlen wieder Boden unter den Füßen, sind wir erst einmal heraus aus jenem leidenmachenden Zwitterzustande, dann vermag uns keine Macht der Welt wieder hinüberzulocken.

Und wenn ichs so betrachte, dann ist das Meer mir auch heute noch Zeichen, nämlich Symbol für die Bewegung an sich, für jenes „panta rhei“ des Geistes, in welchem wir alle sind. —

Wenn ich mir jenen ganzen ersten Tag in Neapel mit all seinem Licht und seinen tausendfachen Nuancen wieder vor Augen stelle, so kann ich den Zustand, in welchem wir das alles auf uns einwirken ließen, kaum treffender bezeichnen als durch das Wörtchen „Trance“. Es war mehr ein lautloses Schweben und Gleiten von einem zum andern, denn ein bewußtes Erleben, und was an Bildern durch unsere lebendigen Linsen ins Innere gelangte, das fiel direkt unter völliger Ausschaltung unserer sezierenden Verstandeskraft auf die Resonanzplatte unseres Unterbewußtseins. Es gibt Träume, und gerade diese gehören zu dem Wunderbarsten, was zu erleben der Mensch befähigt ist, welche diesem Zustande nahe kommen. Der Holländer van Eeden kultiviert sie, und wer schon einmal dem nachgegangen ist, was dieser eigenartige Künstler in seinem „Kleinen Johannes“ und „Johannes dem Wanderer“ oder gar in seiner „Nachtbraut“ zur Darstellung bringt, der weiß auch, daß der Traum durchaus nicht etwas zufälliges ist. Ja, man kann sehr wohl die Behauptung aufstellen, daß die Art zu träumen das beste und unzweideutigste Merkmal ist für die psychische Konstitution eines Menschen. Solche Träume, wie ich sie hier vor Augen habe, sind, wenn ich mir das Paradox gestatten darf, „geleakete“ Träume, Träume, welche von unserem stets wachen Unterbewußtsein die Richtung gleichsam erhalten. In unendlich schönen Kurven schweben wir dann über die Länder dahin und unsere geistigen Augen erschauen Dinge von ungeahnter Schönheit, Vollendung und Harmonie. Und in Wahrheit sehen wir alles, so daß wir später, — mit wachen Sinnen die Orte

schauend, — erstaunt sind über die frappierende Übereinstimmung unserer Traumgesichte mit jenen Realitäten der Erde.

Dieses Napoli, wie es da unter uns lag, war mir aus einem solchen Traum nur allzu bekannt. Ich erinnerte mich deutlich:

Ohne Flügel schwebte ich, — schritt nicht aus, — glitt ohne Anstrengung, ohne Bewegung. Nur ab und an bewegte ich ein klein wenig die Fingerspitzen. Die Arme hingen senkrecht, ein klein wenig vom nackten Körper ab. Der aber bog sich leicht, neigte sich, — atmete lang, — Muskelspielen gab Richtung.

Noch fühlte er Willen, wemgleich er im Bann schon war der rhythmischen Linien, denen er folgte.

Die aber glitten gleich Melodien dahin, vom Strom zum Gebirge, und vom Gebirge zur Küste, und so über die ganze ganze Erde.

Nur jetzt nicht widerstreben! — Nachgeben! — Sich führen lassen! — Folgen! — Mitfließen! — Sich auflösen im Rhythmus.

Oh ihr heiligen, harmonischen, gewachsenen Linien!

Jetzt den Windungen des silbernen Stromes entlang, — beuge dich, . . . neige dich! — Pappeln stehen an Ufern hüben und drüben auf tropfgrünen Wiesen und nackte Kinder spielen . . .

Fließt eine Birkenreihe weich ins Moll . . . Bogenfahren auf Spiegeleis hinüber . . . hinüber zum Hügel.

Rostbraunes Laub jetzt und schwarze Buchenstämme. Neigen nach links: Den Waldweg hinauf, — Beugung nach rechts: über dunkle Tannen.

Auf wippendem Aste ein Vogel singt, — lautlos, — aus voller Kehle.

Einsames Häuschen am Waldesrand, umgeben von hölzernem Zaune. Schwer nickt im Gärtchen die Sonnenros. Flachs blüht daneben und Herbstzeitlos und Flieder und blaue Murikeln.

Schwindet der Zaun und die Erde steigt, — Ebene breitet sich prächtig. Fern blaut das Meer hinterm weißgelben Strand — fliege fort, . . . fliege fort! —

See ruht in Bergen, — stahlbauer Spiegel, — Neben klettern die Hügel hinan. Und der Cypressen dunkle Haine stehn gleich Fer-maten . . .

Ein weißer Nebel ballt und formt sich kühn und plastet sich zu Strindbergs Totenschädel.

Im campo santo weiße Rosen blühen.

Venedig liegt in Tizians goldnem Licht.

Rechts bleibt St. Peter, rechts bleibt Napoli und links vorbei an Kretas schatt'ger Küste, geht es hinüber jetzt nach Alessandria.

Oh Alessandria, du Stadt der sieben mal hunderttausend Weisen! . . .

Und Ceylon dann, — dich hab ich je gekannt; — du warst mir Heimat vor dreitausend Jahren, als Buddhas Fuß den Adams Pick betrat.

Auf stillen Wassern blüht wie einst die Lotosblume. Tempelhallen baut noch immer die Banjane, hoch trägt sein Haupt der weiße Elefant.

Hier laßt mich ruhen!

Im Mutterland des Mohn, im Land der Beden laßt . . . oh laßt mich . . . schlafen! . . .

An diesen Traum mußte ich denken, jetzt, wo wir über die Brüstung der Terrasse gelehnt, aus der Vogelperspektive auf Neapel herabsahen. Dort oben, über den rhythmisch geschwungenen Kamm der Berge, welche die Stadt nach Norden und Nordosten und dann im Süden und weiter nach Südwesten einschließen, maß ich in jenem Traume meslogen sein, um dann, den aus der scharfen Rechtskurve gewonnenen Schwung gleichsam benutzend, den flachen Bogen nach links bis Alessandria zu tun.

Über abgesehen von dieser rein subjektiven Empfindung: Diese Stadt und ihre Baae hat in der Tat etwas überirdisch, traumhaft Schönes. Es liegt ein Rhythmus, ein Schwung in allem, was sich unseren Augen bietet, daß uns unwillkürlich Vergleiche aus dem Bereiche der Töne aufsteigen. Das große Thema, welches da unten durch die Küste des Meeres gebildet wird, wird über uns — in den Obertönen gewissermaßen — nochmals durchgeführt in dem mit der Küste parallel verlaufenden, schwungvollen Berggrücken. Und wie die Wellen die Harmonie des Meeres zur Küste tragen und ihr die musikalische Form und Gestaltung geben, so setzt sich diese Wellenbewegung auf dem Lande in der Anlage dieser Stadt fort, welche, amphitheatralisch aufgebaut, mit ihrem Dächermeer gleichsam das obere Thema speist. Und wie das Meer da unten an der Kaimauer brandet und seinen weißen Gischt an ihr emporswirft, so rauscht auch diese Stadt an den sie eindämmenden Bergwänden empor und leuchtet auf ihnen gleich unzählbaren funkelnden Tropfen.

Trotz allem, — diesen ersten Morgen hier oben in dem feudalistischen Hotel möchte ich nicht missen. Denn wenn die Preise auch sündhafte waren, so war doch andererseits auch wieder dieser erste Eindruck von hier oben unbezahlbar.

Spät erst, in der Höhe des Vormittags, folgte diesem ersten, unvergleichlichen Eindruck der zweite, diesem aber umso rascher der dritte, vierte usw., so daß wir am Abend dieses ersten, so geruhig begonnenen Tages fast erdrückt waren von der Fülle mannigfachster und divergierendster Erscheinungen.

Auf dem Corso Vittorio Emanuele entlang schlendernd, dieser auf halber Höhe in Schleifen sich dahinziehenden Straße mit den herrlichsten Sichten bald nach Sorrent und Capri hinüber, bald entgegengesetzt nach dem Posilip und Ischia, suchten wir vergeblich nach einer Orientierung und einigen Anhaltspunkten in diesem unter uns sich dehnenden Häusergewirr. Allerdings lag das wohl z. T. auch daran, daß das ständig wechselnde Panorama sowohl wie die sich geradezu überstürzenden, neuartigen Bilder der Nähe uns immer wieder von diesem Vorsatze ablenkten. Bald waren es menschliche Wohnungen, für welche ein unmittelbar neben der Straße senkrecht aufsteigender Fels ausmodelliert wor-

den war, bald ein riesiger Palaß, umgeben von uralten Palmen und üppigen südländischen Gewächsen. Luzziösester Reichtum und elendeste Armut grenzen hier eng aneinander. Was uns schon in Florenz so bemerkenswert erschien, das ist hier bis in die höchste Potenz gesteigert. Neben unaussprechlich primitiven und grenzenlos verwahrlosten, gerade darum aber auch wieder unglaublich malerischen Häuserblocks, in welchen ungezählte Menschen fast schlimmer wie das Herdenvieh zusammengepfercht leben, stehen Willen und Paläste, wie sie der raffinierteste Geschmack nicht pompöser und komfortabler ersinnen kann. Kontraste von bisher ungeahnter Schärfe prallen hier beinahe auf Schritt und Tritt aneinander, kurz und gut, ein Pflaster, das — jähen Widerspruches voll — jedem denkenden Menschen die gewaltigen sozialen Probleme aufgreifbarste vor Augen rückt. Und was sich uns hier oben, in den höheren Lagen, immerhin nur andeutungsweise zeigte, das verdichtete sich mehr und mehr, je tiefer wir hinunterstiegen.

Von einem einseitigen Gesichtspunkte aus ist diesem Problem, als welches wir Neapel zu betrachten haben, überhaupt nicht auf den Leib zu rücken. Wir würden uns nur verwirren und uns derartig in Widersprüche und Kontroversen verwickeln, daß wir aus diesem Labyrinth weder aus noch ein finden dürften. Oder aber, — und das scheint mir die Regel bei allen solchen Betrachtungen zu sein, — wir laufen Gefahr, mindestens eine Seite in falschem Lichte und in unrichtiger Verkürzung zu sehen. Betrachten wir Neapel lediglich vom sozialistisch-kommunistischen Standpunkte, so kommen mir zu einem völlig negativen Resultat, das sich keineswegs mit dem Gesamteindruck deckt, den diese Stadt hinterläßt. Ich kann mich nicht enthalten, diese Betrachtung zu verallgemeinern und ihr eine Bedeutung zu geben, welche sich auf alles Sein und Geschehen und auf unser Verhältnis dazu erstreckt. Sobald wir uns auf einen speziellen Standpunkt festlegen, verbauen wir uns die Sicht und pferchen unser an sich schon beschränktes Aufnahmevermögen in einer Weise ein, wie es menschlicherseits einfach unverantwortlich ist. Anstatt mit wachsender Einsicht und werdender Erkenntnis die Schranken, welche uns einengen, mehr und mehr niederzulegen, richtet der Durchschnittsmensch immer neue um sich herum auf und entfernt sich durch sie immer weiter vom — Leben. Und so wird aus dem phantasiebegabten Wesen mit der glühend empfänglichen Seele, welches sich Mensch nennt, ein verkalktes Gebilde, das — zwar noch immer handelnd und wandelnd — längst abgestorben und tot ist. Wir Lebendigen sind von so vielen Leichen umgeben, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn wir so selten verstanden werden.

Reich und arm, hoch und gering, edel und niedrig, groß und klein, schön und häßlich, gesund und krank, Wahrheit und Lüge, — Licht und Schatten und Himmel und Hölle und Gott und Teufel, — das ist „das Leben“, in welchem zu wirken und zu leiden, zu kämpfen und zu dulden wir ausersehen sind. Vielleicht, ja wahrscheinlich sogar finden sich höher organisierte Wesen auf anderen Planeten, Wesen, welche nicht einmal ahnen, daß es im Weltall so min-

derwertige Kreaturen gibt wie der Mensch. Aber andererseits gibt es gewißlich auch wieder solche auf anderen Welten, über denen wir eben so hoch stehen wie über dem Wurm. Daß wir in der Lage sind unsere Kräfte des Geistes und der Phantasie in schier unbegrenztem Maße auszubilden und kraft unserer Sinne Räume zu durchfliegen von unerhörter Weite, eben das ist das Gnadengeschenk Gottes, welches er dem Menschen gegeben hat und mit welchem wir wuchern sollen, um all das innerlichst zu erfassen, was in unseren Bereich tritt. Statt dessen aber entmannen wir uns selbst, nehmen unseren inneren Augen die Sehkraft und verkapseln uns in ein System wie die Trichinen, — bald in ein dogmatisches, bald in ein politisches, und was es auch immer sei, welchen klingenden Namen es auch haben möge: Kalk ist alles und Mörtel und toter Stein. Wir aber verlangen nach dem Leben, nach jener alles umschließenden Einheit, in welcher allein der Geist Ruhe und Befriedigung findet.

Und wer kann dieses Neapel verstehen, wenn er nicht imstande ist, es aus der Perspektive des Lebens zu betrachten und auf sich einwirken zu lassen?

Darum: Steigen wir eine jener terrassenartigen Ausgänge hinab und stürzen wir uns mitten hinein in den Inbegriff dieses vielberegten und vielgestaltigen Lebens, welcher Neapel heißt.

Und kaum, daß wir die ersten Stufen hinabgestiegen sind, so umspült es uns auch schon, daß wir wie berauscht sind. Alle bisher sorglich getrennt gehaltenen Fäden, — jene rubrizierenden Streifen, an welchen unsere Weltanschauung hing, — versetzen und verflochten sich. —

Immer kreuz und quer geht's durch schmale Straßen ohne Bürgersteig, an deren beiden Seiten die Häuserreihen wie Schlotwände aufsteigen. Eine Orientierung ist unmöglich. Denn abgesehen davon, daß wir bei diesem Zickzack sehr bald die Richtung verlieren, umflutet uns ein Treiben, das allein schon genügen würde, uns völlig aus dem Konzept zu bringen.

Zunächst Menschen und wieder Menschen, — Menschen in einer solchen Vielheit, daß wir meinen, ganz Europa habe sich hier ein Rendez-vous gegeben. Und das läuft und rennt, hastet und krabbeln durcheinander wie ein Ameisenhaufen. Unwillkürlich fragt man sich, was denn diese Leute treiben mögen; denn so viele Berufe und Verdienstmöglichkeiten gibt's ja garnicht, als hier Menschen sind, die doch immerhin Unterkommen und Verpflegung haben müssen. Zwar, ein gewaltiger Prozentsatz wird vom Kaufmannstande konsumiert. Fast in jedem Hause, und sei es noch so erbärmlich, befindet sich mindestens ein Laden. Und selbst in den dunkelsten, schmalsten und schmierigsten Straßen: Laden an Laden. Man handelt mit Schuhwische und Lederfett, mit Küchengeräten, Särgen, Kinderpielzeug und Kohlen, mit Gemüse, altem Hausrat, Wäsche und alten Kleidern, — und dazwischendurch — wenigstens eine in jeder Straße — die Osterien mit ihren schmutzigen Aushängeschildern. Aber die Häuser reichen nicht aus; man ist gezwungen, mit den Läden auf die Straße selbst zu rücken und die

an und für sich schon beschränkten Passagen noch mehr einzuengen. So auf der Hauptstraße, der via Roma, auf welcher in einer Länge von mindestens 2 Klm. die Bürgersteige hüben und drüben von fliegenden Händlern belagert sind. Und womit hier alles gehandelt wird! Man staunt über den Erfindungsgeist dieser Leute ebenso wie über die Unmenge dessen, was gebraucht wird. Denn was wir gewohnt sind, in „einem“ Geschäft kaufen zu können, das ist hier alles spezialisiert. Kämme extra und Schwämme extra, und dann einer mit Nadeln, einer mit Zwirn, einer mit Taschenspiegeln, ein anderer mit Streichhölzern usw. usw. An der Kirche Spirito Santo entlang stehen lange Auslegetische mit Büchern, meist antiquarische Sachen und — wie mir auffiel — vornehmlich Werke von bleibendem Wert. Ich kann mich nicht auf kitschige Rolportageromane entsinnen. Und was das Erfreulichste war: Gerade diese Stände waren besonders von Kauflustigen umlagert. Die betreffenden Händler ließen es willig zu, daß man ihre Bücher zur Hand nahm und darin las und blätterte, ja sie forderten geradezu dazu auf. Es gibt wohl kaum einen Zweig des Kaufmannsberufes, welcher so viel Kultur erforderte als der des Buchhändlers. Geschmack genügt nicht, denn der wechselt wie die Frauenmode.

In der Via Roma gibt es auf die Weise vier Reihen von Läden, zwischen denen sich der ganze riesige Verkehr hinauf und hinunter ergießt. Es wimmelt vom frühen Morgen an bis in die späten Nachtstunden von Menschen und Fahrzeugen aller Art. Das allereinglaublichste Schauspiel dieser Art jedoch bildet die strada Chiaia, die Hauptverkehrsader zwischen der Piazza S. Fernando und der Piazza dei Martiri. Nicht nur, daß sich hier die Passanten beinahe die Hacken abtreten, das wäre das originellste nicht, — das Riesigste ist der Fahrdamm, auf dem ununterbrochen in schier endlosen Reihen dicht an dicht die Fahrzeuge fahren. Meist Droschken sind es — und Droschke fahren sie hier alle, — wie der Droschken-schwanz eines riesigen Begräbnisses, der kein Ende nimmt. Ein Überqueren der Straße ist nur bei irgendeiner Stockung möglich, denn diese Fahrzeuge folgen so dicht aufeinander, daß die Pferdeschnauze des hinteren Wagens das zurückgeschlagene Verdeck des vorderen beschnuppert. Und während die eine Reihe wie eine Kette ohne Ende nach Westen zieht, zieht die andere dicht daneben nach Osten. Es geht langsam, aber eine wirkliche Stockung tritt äußerst selten ein. Und weil es so langsam geht, haben die Händler die beste Gelegenheit, ihre Waren an den Mann zu bringen. Besonders wenn man an der Via Giovanni Nicoterra vorbeifährt, wird man von Blumenhändlern geradezu bestürmt. Diese lehrbemannte, materisch bergan steigende Straße scheint die Straße der Blumenhändler zu sein. Riesige Sträuße von weißen und roten Rosen, Nelken und Flieder und was der Blumen mehr sind, stehen in Vasen auf der Straße und geben ihr ein entzückendes Gepräge. Sobald nun diese Händlergattung in einem der vorbeiziehenden Wagen den Fremden oder Wohlhabenden wittert, wird ihm unweigerlich ein Strauß aufgeschmückt, und sollte man bis ans Ende der Welt neben der betreffenden Droschke einhertraben müssen. Diese Leute sind von

einer geradezu unglaublichen Beharrlichkeit. Aber da sind noch andere in dem Gewimmel: Studenten, scheint's, zu dreien und viere, die — an die Häuser gepreßt — Musik machen, um sich ihren Unterhalt zu verdienen, Zuhälter mit ihrem typischen, halb scheuen, halb jovialen Lächeln, Mädchen der Freude in eleganten Toiletten und alte, verbrauchte Frauen, die Gepäckträgerdienste verrichten. An allen Ecken sitzen die Schuhpuker vor ihren erhöhten Stühlen, neben sich ihr wohlgeordnetes Handwerkszeug, die verschiedenen Bürsten und Lappen und mannigfarbigen Flaschen mit Mixturen, und warten auf Kundschaft. Das Geschäft geht gut, denn auf nichts scheint der Italiener so großen Wert zu legen als auf tadelloses Schuhwerk. Und in der That, das muß man den Leuten lassen, sie verstehen ihr Handwerk. Aus dem ältesten, an allen Ecken und Kanten rissig, spröde und stumpf gewordenen Schuh machen sie, ehe man sich's versieht, den elegantesten Lackschuh. Notabene ist es ganz amüßant, mitten auf der Straße zu sitzen und das Leben und Treiben ringsherum zu beobachten, während da unten einer unsere Garderobe verbessert. Vom sozialistischen Gesichtspunkte allerdings wäre dagegen manches einzumerken, aber . . . gerade hier sehen wir, wie schief und einseitig der ist; denn einmal gehört das Schuhpuken hier zum Handwerk, hat also keineswegs etwas erniedrigendes, und darn — läßt sich ja der Arbeiter von seinem eigenen Klassengenossen ebenso bedienen wie der wohlhabende Bürger.

Das Pflaster, besonders das der Fahrdämme, ist miserabel. Überall finden sich Löcher und Einsenkungen; nur wo es gar zu schlimm geworden ist, wird ausgebessert. Das Wagenfahren gehört deshalb nicht zu den Annehmlichkeiten. Trotzdem kommt man nicht darum herum, denn Neapel hat — ganz im Gegensatz zu Florenz — ungeahnte Entfernungen, die man niemals richtig in Rechnung setzt. Mit der Elektrischen zu fahren, ist eine wahre Pein. Alle paar Minuten wird gehalten, weil Wagen und Menschen die Strecke belagern, und so kommt man meistens noch schneller zu Fuß an Ort und Stelle, wenn man nicht vorzieht, die Elektrische mit einer Dreifache zu vertauschen. Deren aber gibts wie Sand am Meer. Alle zehn Schritt kann man mindestens eine haben, und wer es versteht, der fährt auch immer relativ billig. Freundliche Kerls sind die Kutscher. Von einer Tierquälerei, die man den Italienern nachsagt, haben wir niemals etwas gemerkt. Im Gegenteil, — ihr Pferd ist ihr Ein und Alles, das sie wie ihren Augapfel hüten.

Wenige Straßen ausgenommen, die breiter sind und mit ihren Bürgersteigen einen europäischen Charakter haben, ist das Gros schmal, schmutzig und voller Gerüche. Der Unrat aus den Häusern liegt teilweise wie ein niedriger Damm querüber und bildet eine wahre Brutstätte für Ungeziefer. Damen mit langen Kleidern ist darum das Passieren dieser Straßen wenig zu empfehlen; denn die Sprunggelenke dieser hüpfenden Tierchen sind außerordentlich ausgebildet. Kann man darum aber von einer „bekannten, echt italienischen Schweinerei“ sprechen? Ich bitte zu bedenken: Wo sollen denn diese ungezählten Menschen mit den Abfällen ihrer Lebensführung hin, wenn ihnen nur ein einziger Raum ohne Beigelaß zu

Bersüßigung steht? Man sehe sich doch nur einmal die Wohnungen dieser Entrechteten und Enterbten an, ehe man ein so hartes Urtheil fällt! Lieber Freund, wenn du mit deiner fünfköpfigen Familie auf ein einziges Zimmer angewiesen bist, das Licht und Luft nur durch die Thür erhält, welche direkt auf die Straße führt, wenn du — immer mit deinen fünf Köpfen! — in diesem Zimer schlafen und essen, kochen und wohnen sollst und hast nichts, rein garnichts, nicht einmal einen Hof, wo du das Verbrauchte in die Ecke werfen darfst, wenn du so arm bist, daß du Mühe hast, gerade das Allernotwendigste an Nahrung und Kleidung für dich und deine Familie zu beschaffen, und wenn du darum auch noch deine Frau, die eigentlich vollauf mit dem Haushalt und der Pflege der Kinder zu thun hätte, ins Erwerbsleben einspannen mußt, — lieber Freund, wenn du dir das alles reiflich und gründlich überlegt und nebst allen Begleiterscheinungen vor Augen gestellt hast, dann antworte mir bitte, ob du vielleicht in dem Falle einen Müllweimer anschaffen und jeden Morgen mit diesem eine halbe oder dreiviertel Stunden zu irgend einem weit entlegenen Müllhaufen spazieren gehen würdest. Würdest du wirklich den zusammengekehrten Staub deiner Stube nicht auf die Straße hinaus kehren? Bedenke, deine Stube ist so eng, daß du sogar mit Ausnahme der Wintermonate deinen Kochherd auf die Straße hinausräumen mußt, weil du's sonst vor Hitze einfach nicht aushältst. Ja, ja, es ist so leicht, ein hartes Wort zu sprechen, wenn man die Zusammenhänge nicht kennt, beziehungsweise nicht kennen will.

Nun wirst du meinen: „Dann liegt es eben an der Stadt und an diesen ganzen „saumäßigen“ Verhältnissen.“ Gewiß, aber stell dir vor, du wärest Oberbürgermeister von Neapel, hättest deine feudale Dienstwohnung in einer der eleganten Villen am Posilip, hättest dein Motorboot, das dich täglich zum Castello dell' Ovo hinüber fährt, von wo dich dein Dienstauto zum Rathaus bringt. Besezt weiterhin den Fall, du wärest von den allerbesten Absichten besezt, kurz und gut, du wärest ein Idealmensch, — was würdest du tun, um das Schicksal dieser ungezählten Armen zu verbessern? Das Gescheidteste, glaube mir, wäre, du ließest — à la Nero — den größten Teil von Neapel anstecken und niederbrennen, nachdem du vorher durch Barackenbau für provisorische Unterkunft Sorge getragen. Und dann, wenn das in einer lustigen Nacht geschehen, — dann ließest du die Stadt so aufbauen, daß alle Wohnungslosen ein menschenwürdiges Unterkommen finden würden.

Nun, — zunächst einmal wärest du damit nicht der erste, der etwas derartiges unternimmt. Als nämlich im Jahre 1884 die Cholera in der Stadt wüthete, — so zwar, daß täglich gegen 600 Menschen durchschnittlich starben, — da hat man gezwungenermaßen (der eigenen! Sicherheit wegen) sich veranlaßt gesehen, die allererbärmlichsten Stadtteile niederzulegen u. durch breitere Straßenzüge zu ergänzen. Aus jener Zeit stammen übrigens auch jene Stadtteile auf den Hängen der Berge. Seitdem hat die Bevölkerungsziffer der Stadt aber ganz wesentlich zugenommen und da man mit ziemlicher Bestimmtheit (wie ja notabene auch ersichtlich

ist) annehmen darf, daß, was nur halbwegs noch brauchbar war, der an sich schon immensen Kosten wegen damals aus dem Niederlegungsplan gestrichen worden ist, so läßt sich ohne jede Schwierigkeit mathematisch beweisen, daß die damals nicht niedergelegten Armenviertel heute in unverantwortlicher Weise überbevölkert sind und keineswegs selbst den primitivsten Ansprüchen genügen. Selbstverständlich ist heute — nach dem Kriege — der staatlichen Finanzlage wegen an ein solches großzügiges Sanierungswerk nicht zu denken. Neapel und seine Bevölkerung muß warten, bis die Cholera zum zweiten Male wie ein rettender Engel erscheint oder . . . bis der Besuw oder ein Erdbeben diesen Ärmsten der Armen zu Hilfe kommt.

Gerade durch diese Straßen muß man gewandert sein, um zu erfahren, was Neapel ist. Kein Wort und kein Bild reicht aus, dieses jammervolle Elend zu schildern. Daß die Sonne scheint, kann man nur aus dem dunkelblauen Himmel schließen, der sich hoch oben wie ein schmales Band zwischen den flachen Hausdächern entlang zieht. Die Zimmer zu ebener Erde, in die man der einzigen, offenen Tür wegen überall hineinschauen kann, haben fast alle die gleiche Einrichtung: Zwei große Drahtbetten stehen nebeneinander in das Zimmer hinein, an deren Fußende sich der Tisch befindet mit den dazu gehörigen Sitzgelegenheiten. An der hinteren Wand ist ein breites Lager, anscheinend für die Kinder, auf dem Fußboden zurecht gemacht, die Kleidungsstücke hängen an den Wänden, ebenso ein alter Spiegel und, wenn es hoch kommt, dann steht da noch irgendwo so ein altes Gerümpel von Schrank. Das Merkwürdigste aber ist, daß in allen diesen Stuben eine Kommode steht und zwar an der Wand den Betten gegenüber, daß diese meistens mit einer weißen, gehäkelten Decke bedeckt und daß auf dieser Decke ein ganzes kleines Museum aufgebaut ist. In der Mitte irgend etwas Hochheiliges unter Glas und darum herum aller erdenklicher Krimskrams: Nippesfiguren und Ansichten auf konkavem Glas mit „Gold“rahmen, verschnörkelte Gläser aus Milchglas mit warzenartigen Rosetten, verstaubte Papierblumenbouquets in giftgrünen Vasen, ein Hund aus Porzellan, Kerzen in zinnernen Leuchtern rechts und links vom Allerheiligen und was der Dinge mehr sind. Anscheinend hat jedes seinen eingetragenen Platz und wird, damit auch ja nichts entzwei geht, alle Jahre ein Mal vom Staube befreit. Mein Gott, — es ist doch etwas unendlich Wehmütiges um diese Sammlungen der kleinen Leute! Wer wagt zu behaupten, daß sie nichts wert sein, ohne zu wissen, was hinter jedem einzelnen für eine Geschichte steckt?

Ich habe mich gefragt, ob in dieser Stadt wohl überhaupt eine Volkszählung durchführbar sei, und ich bin zu dem Resultat gelangt, daß eine solche nur einer besseren Schätzung gleichkommen dürfte. Von einem einigermaßen wenigstens präzisen Ergebnis kann gar keine Rede sein und darum bin ich auch fest davon überzeugt, daß man zu der angegebenen Bevölkerungsziffer mindestens noch den dritten Teil hinzurechnen muß, um auf die ungefähre Endsumme zu kommen. Damit im engsten Zusammenhange stand jener andere Ge-

danke, der immer wieder auftauchte, daß nämlich diese Stadt geradezu ein ideales Asyl für Verbrecher sein muß. Ich kann mir tatsächlich beim besten Willen nicht vorstellen, daß hier einer, der es noch dazu drauf ablegt, sich zu verbergen, wenn nicht ganz durch Zufall gefunden werden könnte.

All das aber, was ich eben gesagt habe, ist erst ein leiser Vorgeschmack zu den Verhältnissen, wie wir sie in der Vorstadt am Hafenviertel antreffen. Geht man da z. B. die Straße di Marinella entlang auf den Vesuv zu, so stößt man bei jedem Schritt beinahe auf Erscheinungen, die einem das Gruseln lehren.

Ich habe tagelang über ein Wort nachgedacht, welches die Verwahrlosung jener Viertel und deren beispiellose Verkommenheit erschöpfend ausdrücken könnte. Leider vergeblich. Kein Wort und kein Bild reicht aus, jene Zustände in ihrer ganzen schreckenerregenden Eindringlichkeit wiederzugeben. Hier haust heimatloses oder heimatfremdes Volk. Seeleute haben hier ihr Absteigequartier, um den klingenden Ertrag ihrer Mühen und Strapazen, ihrer Entbehnungen und übermundenen Gefahren mit vollen Händen in irgend einen Schoß zu schütten. Und entsprechend dem grundlegenden Gesetz von Angebot und Nachfrage ist das käufliche Weib besonders stark vertreten. Aufmachung und Qualität sind geringer als die flanierende Primaware in der Chiaia, dafür aber auch umso anspruchsloser. Überhaupt, ein merkwürdiges Volk, was hier herumlungert. Unwillkürlich mußte ich an das Apachenviertel auf dem Montmartre in Paris denken und an eine Nacht daselbst voll ungeahnter Erscheinungen, wie sie nicht einmal unsere schreckhaftesten Träume gebären.

Häuser und Straßen sind bodenlos verwahrlost. Meterlange Löcher von mehr als Handspannentiefe machen das Droschkenfahren geradezu lebensgefährlich. Die Häuser ekelhaft verlodderte Steinkästen mit unzähligen schwarzen Fensterhöhlen. Daß hier überhaupt Menschen wohnen können, erscheint geradezu ungeheuerlich. Vor den Haustüren und Läden liegen ganze Haufen von Unrat, die den Kindern als Spielplatz dienen. Und trotzdem nirgends vergräme und besorgte Gesichter. Man lebt eben, und das von heute auf morgen, ohne nach der cura posterior zu fragen. Die Stellung dieser Menschen zu der großen Frage des Lebens scheint der unsrigen diametral entgegengesetzt zu sein, wie ich überhaupt den Eindruck nicht los werden konnte, daß dem Leben als solchem, ich meine dem Einzelleben, keineswegs die Bedeutung beigemessen wird, wie wir es tun. So wie man in den Tag, ja in die Stunde hineinlebt, so lebt man auch dem Tode entgegen: „kommt er heute, — meinetwegen; kommt er später, — soll mir recht sein. Solange ich lebe, leb' ich und wenn ich sterbe, dann ist es aus.“ Eine einfache Weisheit, die ohne Zweifel ihre Vorzüge hat, wenn sie nicht so verdammt nahe ans Tierische grenzte.

Trotzdem: — Von jenem „süßen Nichtstun“ oder „dolce far niente“, wie es besonders hier in Neapel zu Hause sein soll, habe ich

wiederum nicht das Mindeste bemerkt. Im Gegenteil, gerade weil dieses Volk dem Morgen und der Zukunft gegenüber so gänzlich anders sich verhält als wir, gerade weil es so sorglos dem Augenblicke und seinen Bedürfnissen lebt und weitab steht von allem Bürglichen, Hamsterartigen, mutet seine fast fieberhafte Geschäftigkeit umso unerklärlicher an. Das quirlt und hastet, als sei jede Sekunde von Wichtigkeit. Wie im Zirkus oder auf der Rennbahn, so jagen die Gefährte auf der Via Caracciolo, der breiten, an der Villa Nazionale entlangführenden Straße zum Entzücken der Fußgänger auf und ab. Diese Villa Nazionale übrigens ist „die“ Promenadenanlage Neapels. Wie ein breites grünes Band umsäumt sie den tiefsten Teil des Golfes und ist mit ihren riesigen Palmen und herrlichen Anlagen am Nachmittag der gegebene Treffpunkt für alle Welt. Der erfrischende Wind vom Meere her und der kühlende Schatten unter den leicht bewegten Fächern der Bäume, dazu die herrliche Aussicht hinüber nach Capri und dem Posilipo, die unzähligen Menschen in all ihren verschiedenen Abstufungen und gesellschaftlichen Stellungen, — kurz und gut, dieses Leben und Treiben muß selbst der „Mutter“ quirlig machen. Mit der zauberndsten Grazie von der Welt schwagt jetzt ein bildhübscher Neapolitaner-Junge der „Madonna“ ein Sträußchen Alpenweilchen auf. Der Junge ist einfach nicht abzuweisen.

„Madonna! — oh dolce Madonna! — Kaufen Sie, schöne Madonna!“

Und wenn er dabei die „Madonna“ mit seinen dunkelglühenden, rassistigen Augen noch ansieht, oder wenn er sich gar in theatralischer Pose, die Rechte aufs Herz gedrückt, vor uns aufpflanzt und sein „Santa Lucia“ zu singen beginnt, — welche Madonna könnte solch einem Bengel widerstehen? Aber fünf Schritte weiter, und wir haben einen neuen auf dem Halse, der der „Madonna“ Apfelsinen geben muß. Und dann ein dritter, der die „schönsten und billigsten Ansichtskarten von ganz Neapel“ hat, ein vierter mit gebrannten, auf lange Hölzchen gereihten, kandierten Nüssen, ein fünfter mit Rosen, ein sechster mit Kuchen und Zuckerstangen, ein siebenter mit Datteln und Feigen, wieder einer mit Apfelsinen usw. usw. Und was die Jungens nicht können, das können die Alten. Alle Nasen lang wird ein Ruderboot anempfohlen und die Vorzüge einer Fahrt in allen Tonarten gepriesen. Drehorgeln machen mit ihrer Beckenbegleitung einen Mordsradau und Photographen in ganzen Trupps reißen sich darum, die „Madonna“ vor dem Besuw im Hintergrunde zu konterfeien. Dazu auf dem Fahrdamm ein Gewimmel von Fahrzeugen aller Art, daß man meint, alles sei toll geworden. Wie besessen rasen die zweirädrigen Rennwagen hin und her. Hat man den Pferden denn Pfeffer injiziert? Aber als ob sie nicht nicht wild genug seien, — das Knallen der langen Peitschen und die aufreizenden Zurufe der Wagensführer machen die Tiere noch vollends toll. Man fährt mit den Autos um die Wette und schießt dahin wie auf der Jagd nach dem Glück.

Und wenn dann noch da drüben über dem Vesulip die Sonne glutrot ins Meer taucht, wenn es auf den Wassern wie Gold flimmert und all die Farben des Landes und der Häuser, der dunkelnden Höhen ringsum und ragenden Bäume nochmals ausleuchten, wenn Capri sich aus dem feenhaften Dufte hebt und die rötlichweiße Fahne auf der braunschwarzen Pyramide des Vesuv flattert, wenn der Abendwind einen Dufte herüberweht, der gewoben ist von Orangen, Lorbeern und Myrten und die See wie in Wonnegesühen erzittern macht, wenn es endlich noch ein letztes Mal auf den ultravioletten Höhen ringsum gleich lodernden Flammenbündeln auflodert, — oh, dann ist es uns, als ob unsere Seele Flügel bekäme, — Flügel, die uns hinaustragen in ein Reich, wo nichts mehr bindet, wo wir mitklingen in jenen unendlichen Harmonien des Lichtes und der Sphären und nicht mehr leiden an uns und dem, was uns umgibt.

Aber noch ist es ja nicht so weit. Mit den verzückten Blicken über die goldene Sonnenbrücke gleitend, gewahren wir zwischen den Steinen am Ufer einen Menschen, ausgemergelt wie ein Gerippe, der fast bis an die Hüften im Wasser steht. Ein derbes Hemd verhüllt seine knochige Brust und steckt blusenartig in dem fest zugezogenen Bunde seiner kurzen blauen Leinwandhose. Sein weißer, kurzgeschnittener Schnurrbart unter der rassig gebogenen Nase und die weißen Haarsträhne, welche unter der grauen Schirmmütze hervor über die Stirn bis zu den buschigen Augenbrauen herabhängen, deuten auf ein sehr beträchtliches Alter. Was tut der Mann? Er sorgt für den Tisch der Vornehmen und fängt Mustern. Das Wasser hat etwa 9 Grad, — aber wer fragt nach dem „Woher?“ In den Schlemmerlokalen werden sie verlangt und oben in Bertolini's Palasthotel als Vorspeise serviert. „Frutti della mare“ steht auf der Speisekarte und — am besten trinkst du dazu „lacrimae Christi!“

Doch auch dieses Bild verschwindet, — kaleidoskopartig, wie im Leben eins das andere ablöst, und sternruhig kommt über den Höhen langsam die Nacht herauf.

Neapel flammt auf und über uns, in unendlicher Ferne, gleich keuschen Gedanken die zitternden Sterne.

„Und die Stadt, die sich erhellte,
Gleicht im lichten Nachtgewand
Jetzt von selbst dem Himmelszelt
Mit dem Sommerdämmerrand.“

Drüben am Vesuve schwellen
Klammeradern blutig auf,
Seines Wesens Grimmeswellen
Lenken unsern Schicksalslauf.

Ja, der Berg bleibt unheilend,
Unerbittlich glutverhüllt:
Wechselweise sich verschenkend,
Ist das Sein mit Schreck erfüllt!“

Erst spät am Abend — in der zehnten Stunde — holten wir, nachdem wir Unterkunft in einer preiswerten Pension gefunden, unser Gepäck aus Bertolinis Palasthotel. Mir ist seit langem nichts so schwer und sauer gefallen als dies, und zwar jener hochnäsigen Lakaien-seelen wegen, mit denen ich im Bureau zu verrechnen hatte. Es gibt wohl kaum einen Typ, welcher minderwertiger und verachtungswürdiger wäre als solche Domestikennaturen, welche die Allüren ihrer geldaristokratischen Brotherrn sich zu eigen gemacht haben. Diesen Kanalljen ist nur dann wohl, wenn sie dauernd mit der Peitsche in ihre Grenzen verwiesen werden. Als die schamlosesten und unehrenhaftesten Kapitalknechte sind sie nicht anders als am Korallenhalsband brauchbar. Läßt man sie los, dann beißen sie wie tollwütige Hunde. Es gibt gräßliche Kutscher, die — so geschwollen davon, daß sie ihren Grafen spazieren fahren dürfen — aus purem Uebermut im Vorbeifahren einem bürgerlichen Spaziergänger mit der Peitsche eins um die Ohren knallen. Und es gibt Angestellte, — wie z. B. in Bertolinis Palasthotel, — welche mit einer unerhörten Arroganz jeden behandeln, der nicht in der Lage ist, nach Art amerikani-scher Dollarmillionäre mit dem Gelde um sich zu schmeißen. Für solche Kreaturen ist nichts so beschämend und verächtlich, als — Menschen, die mit ihren Ausgaben rechnen müssen.

Als ich aus dem Bureau wieder heraus war, hatte ich das starke Gefühl, als wenn ich mich soeben beschmutzt hätte dadurch, daß ich es nicht über mich gebracht hatte, diese Renegaten meine Verachtung fühlen zu lassen. Dafür habe ich aber dem Cerberus unten am Eingang zur Hölle einen deutschen 50 Rentenpfennig in die schweißige Hand gedrückt, als unser Wagen sich schon in Bewegung setzte. Wer weiß, — vielleicht zerbricht er sich heute noch seinen Kürbischädel über die Herkunft dieser goldscheinenden Scheidemünze!

Je länger man sich in Neapel aufhält, umso stärker wirkt dieser Magnet auf uns ein, und wenn auch die Stadt selbst, abgesehen natürlich von ihrem unvergleichlichen Nationalmuseum und dem weltbekannten Aquarium, nichts Sonderliches aufzuweisen hat, was sie wie Florenz z. B. besonders sehenswert machte, so wirkt sie eben ihres lebensprühenden Treibens wegen immer aufs neue anziehend und belebend. Ja, man wird so ergriffen von dieser uns Nordländern geradezu conträren Lebensart, daß es uns schwer fällt, uns jenen andern Zustand zu vergegenwärtigen, aus welchem wir kommen. Und mir scheint, daß es nicht zu weit gegangen ist, wenn ich behaupte daß diese üppige, drei Ernten im Jahre schaffende Natur auch ganz andere Menschen hervorgebracht hat. Jedenfalls ist das die einzige Erklärung dafür, daß das harte Nebeneinander der schroffsten Gegensätze reibungslos überhaupt möglich ist.

Die klimatischen Verhältnisse Mittel- und Nordeuropas haben zur Folge, daß die in ihnen lebenden Menschen eine wesentlich

andere Einstellung zum Leben haben als der Südländer. Das beste Merkmal hierfür ist das Tätigkeitsfeld des Weibes als Mutter und Gattin. Sommer und Herbst, also gerade die Jahreszeiten, wo es uns zuwächst, wo wir von der Hand in den Mund leben könnten, sind die Zeiten der Arbeit und des Aufspeicherns für die sechs mageren Monate, in denen nicht nur das mühsam Zusammengetragene bis auf die letzte Brechbohnenbüchse verzehrt wird, sondern wo auch der Erwerb des Mannes zum großen Teil durch den Schornstein zieht. Das alles beschwert den Neapolitaner nicht im geringsten. Eine sogenannte Speise — besser gesagt Hamsterkammer — erübrigt sich für ihn, wie er auch kein Geläß braucht zur Aufnahme eines größeren Quantums Kohle. Er kauft sie pfundweise wie Fleisch und Gemüse, denn er braucht sie ja fast das ganze Jahr hindurch nur zur Bereitung der Speisen. Daß der Südländer deshalb von der Natur ungleich begünstigter ist, versteht sich von selbst, denn man vergegenwärtige sich, welche oft geradezu unerträgliche Last von uns abfallen und welche Befreiung uns beschieden sein würde in dem Moment, wo wir entbunden sein würden von diesen ewigen und gerade ihrer Permanenz wegen so zermürbenden Sorgen und Plagen um die Erhaltung dieser kläglichen leiblichen Materie. Es ist ja elend genug, daß der Mensch täglich drei Mahlzeiten im Durchschnitt benötigt, um bestehen zu können. Welche Zeit ihm dadurch verloren geht für sein eigentliches Wirkungsfeld, für das Gebiet des Geistes, ist erschreckend. Ein einziger Blick in das so gänzlich anders geartete Leben und Treiben des Südländers reißt wie mit einem Schlage die Kluft auf und zeigt uns, wie jammervoll es mit uns steht und wie riesengroß der Abstand sein muß zu jenen Wesen, die — auf noch weit glücklicheren Sternen wohnend — diese leiblichen Gebundenheiten an den Stoff überhaupt nicht kennen.

Wie in einem schönen Rausche gehen wir dahin und lassen uns treiben. Wir haben gar kein Verlangen nach Sehenswürdigkeiten und Altertümern, und die Stadt scheint das zu ahnen, denn sie präsentiert uns nichts, was seines Alters, seiner Ehrbarkeit und seines kulturhistorischen Wertes wegen nach besonderer Pflege aussieht. Was sich hier nicht zäh, zufolge stahlharter Energie, behauptet hat, das ist weggespült oder mild überwuchert worden. Pietät kennt man nicht. Auch die typischen Merkmale jeder völkischen Degeneration, die bewußte Betonung zurückliegender Kulturepochen und die krampfhafteste Konservierung ihrer Erzeugnisse fehlen hier absolut. Es gibt wohl kaum eine Stadt, die Knotenpunkt so vieler Kulturen gewesen ist, als Neapel mit seiner griechischen und römischen Epoche, mit seiner byzantinischen und normanischen Episode, mit seiner gotisch-nordischen Periode unter den Hohenstaufen. Franzosen und Spanier, die Päpste und die Renaissance, Habsburger und Bourbonen, — in der Tat, kaum eine Strömung, die an dieser Stadt vorbeigerauscht wäre. Trotzdem merkt man von alledem wenig oder garnichts. Was man besuchen will, weil man weiß, daß es da ist, das findet man im-

mer erst nach langem Suchen irgendwo versteckt und eingepfercht in einem dieser wie von einer hydraulischen Presse zusammengedrückten Häusermassen. Und hat man dann endlich sein Ziel erreicht, dann ist es meistens kaum der Rede wert, oder aber das Gesuchte befindet sich in einer so eigenartigen Umgebung, daß die letztere die Wirkung des eigentlichen Sujets fast völlig aufhebt. Das offenbarste Kennzeichen hierfür ist der bekannte Triumphbogen Alfons I. von Arragonien am Castel Nuovo, der geradezu widersinnig zwischen die beiden kollossalen Eckpfeiler eingekleimt ist. Man hat das Gefühl, daß dieses Ding überall stehen könnte, nur nicht ausgerechnet hier, wo es wie die Faust aufs Auge paßt. Aber eben gerade diese Kombination bildet den Charakter dieser Stadt.

An Kirchen soll es, wie man mir erzählte, über 400 in Neapel geben. Wir haben uns auf 4 beschränkt und bei diesen wiederum fast ausschließlich auf die beachtenswerten Grabmäler im Innern. Es ist ebenso seltsam wie bezeichnend, daß gerade diese Kunstgattung gerade hier inmitten leidenschaftlichsten Lebenswillens sich zu einer so bedeutenden Höhe entwickelt hat.

Es dämmerte schon und dunkle Schatten wogten hin und her, als wir die Sakristei von S. Domenico Maggiore verließen. In den Pfeilern des Längschiffes brannten bereits die Kerzen und an die spärlich erhellten Beichtstühle heran schob sich die Menge, wie sie im Warteraum eines berühmten Arztes zur Thür des Sprechzimmers drängt.

Ich will nicht reden von der geschäftlichen Eile, mit der sich diese religiöse Handlung abwickelte, — was geht das mich an? Aber sprechen will und muß ich davon, daß auch Kinder zugegen waren, Mädchen von 10, 11 Jahren, denen die Zeit zu lang wurde und die sie darum benutzten, um Fangen zu spielen. Wir hielten es für ausgemacht, daß diese Kinder aus irgendwelchen Gründen hierher mitgenommen worden waren, von jenen Erwachsenen, die zur Beichte gehen wollen. Wie aber erstaunten wir, als wir bemerkten, daß sie nach einer Weile von der ehrbaren Mutter oder Tante aus dem Spiele gerissen und — in den Beichtstuhl verwiesen wurden! Aus dem Spiel in die Beichte, aus der kindlichen Unbefangenheit in die Begriffe des Lasters und der Sünde. Und das in einer Kirche, deren Grund gelegt ist auf der Lehre Eines, welcher gesagt hat: „Und wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht hineinkommen.“

Als wir heraustraten, stießen wir auf ein anderes, nicht minder merkwürdiges Bild. Die einem kleinen Platz zugekehrte Fassade eines Eckhauses war bis über den zweiten Stock hinaus mit einem Heiligenbild ausgestattet. In einer Art Grotte stand als Gipsfigur der Heilige, dem zu Füßen Bittsteller und Gläubige die seit Abstellung der Rauchopfer gebräuchlich gewordenen Gaben in Form von Papiersträußen dargebracht hatten. Dazwischen standen in zinnernen Leuchtern brennende Kerzen, welche mit

ihrem flackernden, rötlichen Schein die Funktion einer Straßenlaterne übernommen hatten. Ausgerechnet dieses Heiligenbild hatte nun ein Obst- und Gemüsehändler für sich und sein Geschäft beschlagnahmt und wie ein Schaufenster mit seinen Waren dekoriert, mit Äpfeln, Zitronen und Apfelsinen, mit Artischocken, Tomaten und Spargel, kurz, der Heilige stand mit vorgestreckten Händen mitten unter diesen Früchten des Feldes wie ein Händler, der seine Waren den vorübergehenden anbietet. Der findige Inhaber dieses Warenstandes schlug so nicht zwei, sondern gleich drei Fliegen mit einer Klappe: Erstens nämlich brachte er dem Heiligen täglich seine Früchte dar und stimmte dadurch die Götter milde; zweitens konnte er sich ganz dem Geschäft widmen, diemeil er seinen Heiligen als Ausrufer engagiert hatte und drittens machte er sich noch bei anbrechender Dunkelheit die Kerzenopfer der Gläubigen zunutze. Ja, ja, — wozu so ein Heiliger nicht alles gut ist!

Fast noch ergötzlicher als bei Tage ist das Straßenleben Neapels am Abend. Alles strömt heraus auf die Straßen und Plätze, und das Stimmengewirr aus der Galleria Umberto, wo Kopf an Kopf steht, überläßt selbst den Lärm der Via Roma. Aus den Osterien kommt Gesang und Gejohl, malerisch gruppiert sitzt man um die auf offener Straße aufgestellten Barküchen, große kupferne Kessel über offenen Feuern, an denen vierschrotige Röche hantieren oder robuste Weiber, die einen Witz vertragen. Die weithin sichtbaren Limonadenstände sind belagert wie die Teken einer Bar, — kurz und gut, das Ganze scheint der Beginn eines dionysischen Volksfestes zu sein. Aber, — solange wir in Neapel waren, niemals und nirgends sind wir einem Betrunknen begegnet.

Das Theater beginnt erst spät, — um 9 Uhr, vielmehr 21 und ist erst nach Mitternacht zu Ende. Wir hatten die Ehre und das Vergnügen, ein in Musik gesetztes Stück des italienischen Nationalbarden zu hören: Gabriele d'Annuncions „Phedra.“ Vollendeter Ritsch in vollendeter Aufmachung. Ich muß gestehen, daß ich im 3. Akt bei Phedras Schlußarie, die — ohne zu übertreiben — geschlagene dreiviertel Stunden dauerte, regulär eingeschlafen bin. Selbst das Anschauen schöner Frauen in hoheleganten Toiletten langweilt auf die Dauer und ein dekolletierter Arm, auch wenn er noch so griechisch-ästhetisch ist, verliert an Wirkung, wenn er stundenlang immer in derselben gekünstelten Lage wie bei einem Porträtmaler auf der samtnen Logenbrüstung ruht. Das Stück wurde ohne Zweifel von bezahlten Individuen beklatscht. Im großen und ganzen verhielt sich das Publikum seinem Schaumschläger und Maulhelden d'Annuncio gegenüber äußerst kühl und reserviert, auch wenn er selbst nach den einzelnen Aktschlüssen auf der Bühne erschien und mit affektierten Gesten seinen kümmerlichen Triumph einstrich. Autor und Dirigent, — es ist schwer zu sagen, wer von beiden mit größerem Raffine-

ment und geschickterer Attitüde sich durchaus beliebt und populär zu machen versuchte.

Doch nun zu dem, was diesem Neapel in künstlerischer Beziehung seine überragende Bedeutung gibt, zum Nationalmuseum.

Ich müßte eine Geschichte der griechischen Kultur schreiben, wenn ich das alles erschöpfend behandeln wollte, was diese Flucht von Sälen birgt. Daß aber eine solche Abhandlung den Rahmen dieses Reisetagebuches sprengen würde, versteht sich von selbst. Zudem ist ja über den griechischen Geist, über die griechische Kunst usw. schon so viel geschrieben worden, daß jede Einstellung zu ihr bereits ihren eigenen Vertreter besitzt. Ich erinnere nur an Goethe, Lessing, Winkelmann, an Schiller, Schopenhauer, Niezsche und wie sie alle heißen bis auf den heutigen Tag. Eine solche Unzahl von theoretischen Abhandlungen über dieses Thema ist vorhanden, daß wir nur zu unserem Haus- und Hofbuchhändler zu gehen brauchen, um uns aus dieser Ueberfülle gerade das empfehlen zu lassen, was unserer Wesensart entspricht. Denn schließlich, etwas anderes wollen wir ja garnicht. Das Geschäft des Buchhändlers beruht auf der psychologischen Erkenntnis seines Publikums.

Und endlich noch eins. Nirgends nämlich ist mir so eclatant die Wesenlosigkeit all solcher theoretischen Kunstbetrachtungen aufgegangen wie hier. Von frühesten Jugend an auf den griechischen Kulturkreis verwiesen, hatte ich das zweifelhafte Vergnügen, auf einem humanistischem Gymnasium den Sophokles und den Homer auf Syntax und Versmaß hin durchkauen zu dürfen. Bei den Chorgesängen der Sophoklesischen Tragödien wurde der Rhythmus stundenlang mit dem Zeigefinger auf die Pulte getrommelt, und Platos unvergleichlich herrliches „Gastmahl“ auf Grammatik und unregelmäßige Verben hin behandelt. Ich denke noch immer mit Grausen und Ekel an unsere Homerstunden, durch die nicht ein Hauch griechischen Geistes wehte. Was mir auf der Schule — auf dem „humanistischen“ Gymnasium! — an griechischer Bildung vermittelt worden ist, das habe ich aus den Deutschstunden. Unser griechischer Lehrer war viel zu sehr Liliputaner, als daß er uns auch nur eine Spur jenes Geistes hätte aufweisen können. Ich habe à conto dessen viele Jahre gebraucht, um die Aversion gegen die Antike von mir abzuschütteln und aus eigenem Antrieb den Homer, den Sophokles und Platon, den Aeschylos und Aristoteles wieder zur Hand zu nehmen. Den Anstoß hierzu gab mir Niezsches „Geburt der Tragödie“ und seine Abhandlungen über den „griechischen Staat“ und „Homers Wettkampf.“ Seitdem ist die Antike allerdings nicht mehr von meinem Schreibtisch verschwunden und es hat Zeiten gegeben, wo ich so völlig in ihr aufgegangen bin, daß ich nichts neben ihr wollte gelten lassen. Goethes Abfall von sich selbst erschien mir als ein selbstverständlicher Triumph jenes Geistes und die „Notre Dame“ in Paris oder gar die „Sainte-Chapelle“ riesen zufolge dessen keinen anderen

Niederschlag in mir hervor, als jene bruske Absage, wie sie Goethes in die wenigen Worte zusammenfaßt: „Das ist freilich etwas anderes — (gemeint ist Palladio und die Antike) — als unsere kauzenden, auf Kragsteinlein übereinander geschichteten Heiligen der gotischen Zierweisen, etwas anderes als unsere Tabakspfeisensäulen, spitze Türmelein und Blumenzacken: Diese bin ich nun, Gott sei Dank, auf ewig los!“

Autoritäten sind immer eine gewisse Gefahr und es gehört viel revolutionäre Energie dazu, sich von ihnen frei zu machen und auf eigene Füße zu stellen. Ist ein solches Bestreben aber erst einmal vorhanden, dann kreuzt auch ganz sicherlich — und zwar just im rechten Moment — gerade der Mensch unseren Weg, welcher mit einer einzigen, wie hingeworfenen Bemerkung unsern durch unsere innere Wandlung schon morisch gewordenen Götzen zertrümmert. Dieser für unsere Entwicklung so bedeutungsvolle Schlag kann natürlich auch von einem Buch ausgehen, das uns ganz wie durch Zufall über den Weg läuft. Kurz und gut, eines schönen Tages war auch ich wieder frei und stand Goethe und damit der Antike ungebunden gegenüber.

Von diesem Augenblick an war der nach-goeth'sche Goethe für mich — wie das immer so ist, wenn man in die Opposition rückt — ein Renegat, der abtrünnig geworden war, weil ihm der Göze einer Dekadenz in Italien den Sinn verwirrt hatte. Das griechische Schönheitsideal und die Abstraktion hatten die Herrschaft gewonnen über einen, der ursprünglich typischer Gotiker war. Aus der Vertiefung in diesen Fall ergab sich dann weiterhin, daß Goethe die eigentliche Antike garrnicht erfaßt hat, denn wo er ihr gegenüberstand, wie z. B. beim Tempel in Paestum, da „befand er sich“ wie er selbst schreibt „in einer völlig fremden Welt.“ Seine Augen hatten sich an das Gefällige so gewöhnt und seine Aufnahmefähigkeit derart beeinträchtigt, daß ihm „diese stumpfen, kegelförmigen, enggedrängten Säulenmassen“ lästig, ja fürchterlich erschienen.“ Nur mit Ueberwindung und mit Zuhilfenahme angelesener Reminiszzenzen gelang es ihm, in eine Art historisches Verhältnis zu diesem grandiosen, echt griechischen Geist atmernden Baudenkmal zu gelangen. Goethe sah in der Nachblüte der griechischen Kultur, also in der Decadence, das eigentliche Wesen des Hellenentums. Der Apoll von Belvedere, die Juno Ludovisi oder der Zeus von Otricoli haben ihn mit ihrer überreifen, virtuosenhaften Technik derart geblendet, daß er darüber die Verbindungsmöglichkeit zum eigentlichen Wesen der klassischen Kunst völlig verlor. Genau so wie es ihm bei der Bewertung der Renaissance erging, indem er Raphael sagte und nicht Michelagnolo, so erging es ihm auch bei der Antike, indem er statt Aeschylus Sophokles sagte.

Nun muß ich allerdings, nachdem ich mich mit eigenen Sinnen davon überzeugt habe, zugestehen, daß die Versuchung ungleich stärker ist, als man ohne persönliche Berührung mit der Antike

anzunehmen, sich erkühnt. Die Schönheit und Reinheit der Formen, das Edelmaß der Gestalten wirkt so überwältigend, so sinnberückend, daß jeder Anlauf zu einer Kritik schon bei dem ersten Schritte ins Stocken gerät. Denn was man so im allgemeinen an Reproduktionen von den Meisterwerken griechischer Plastik zu Gesicht bekommen hat, das ist doch alles nur ein schäbiger und höchst unvollkommener Abglanz.

Als ich nach Italien ging, war ich überzeugt, daß der Gesang dieser Sirene mir nichts würde anhaben können. Ich hielt mich gesiegt gegen die Verlockungen dieser schönen Zauberin, der Europa und mit ihm die ganze europäisch denkende Menschheit zum Opfer gefallen war. Und — schon in Florenz, gleich am ersten Morgen mußte ich durch die Menelausgruppe in der loggia dei Lanzi erfahren, daß hier etwas war, dessen Verführungskünste ich ganz wesentlich unterschätzt hatte. Ja, ich gebe unummunden zu, daß es mich wie mit allen Fasern zu jenen Werken wie zu einer bevorstehenden Offenbarung zog. Und als ich nun zitternden Herzens in diesen Tempel der Kunst eintrat, da wußte ich, daß es sich um Sein oder Nichtsein für mich handeln würde, daß mein ganzes zukünftiges Schaffen, Fühlen und Denken an einem seidenen Haare hing. Weiß Gott, so seltsam ist es mir nirgends ergangen, als hier, wo ich auf der einen Seite wie mit tausenden Stricken von einer höheren Kraft gezogen wurde, also daß ich am liebsten alles hinter mir gelassen und mich voll und ganz dem Ideal hingegeben hätte, während ich auf der anderen mit rabiatester Brutalität diesen pochenden Fleischklumpen, den man Herz nennt, in die Hände nahm und diesem Ding, das — ach — so leicht Flügel bekommt, die Kandarre anlegte. Daß ich mich von der Renaissance nicht hatte umgarnen lassen, gab mir noch eine gewisse Sicherheit mehr zu jener, die aus dem unverrückbaren Pflichtbewußtsein gegen mich selbst und meine ganze kommende Entwicklung entsprang. Daß ich an einem Wendepunkte stand, das wußte ich. Nun wird es sich zeigen, sagte ich mir, ob auch an mir wahr wird, was fast zum geflügelten Wort geworden ist, daß nämlich aus Italien jeder anders zurückkehre, als er hingehet. Die eine Versuchung, die Renaissance, hatte ich glücklich überstanden, nun kam die andere dran, die schwerere, und zwar schwerer deswegen, weil bei der Antike alle Erscheinungen zufolge des weitaus größeren zeitlichen Abstandes mehr auf eine einzige Ebene fallen. Bei der Renaissance haben wir noch eine gewisse Plastik, ein gewisses Nacheinander der einzelnen Erscheinungen, trotzdem auch hier bereits für unser Empfinden die verschiedenen Jahrhunderte stark zusammenrücken. Da die Antike aber um mehr als die doppelte Entfernung zurückliegt, so verkürzen sich naturgemäß für uns Nachgeborene die Intervalle und Perioden innerhalb dieser Kulturepoche und wir sind versucht, etwas als Ganzes zu nehmen, was genau so seinen Anfang und Aufstieg, seine Kulmination und seinen Abstieg durch Jahrhunderte hindurch hat wie jede andere Kultur- und Kunsterscheinung. Dazu kommt die unvollständige

Ueberlieferung, der Verlust so vieler Werke, die wir unbedingt brauchen, um uns einen Ueberblick zu verschaffen, die arge Verstümmelung anderer, die uns erhalten sind und schließlich noch die Unsicherheit, ob wir es mit einem Original oder einer Kopie zu tun haben. Wir befinden uns also auf einem höchst unsicheren Boden und sind nie sicher, ob die Decke, auf der wir gerade stehen, uns halten wird.

Dies alles vorausgesetzt, vergegenwärtige man sich nun den Zauber, der wie eine mächtige Flut über uns dahinbraust, während wir dieses Museum durchschreiten.

Aus dem Eingange in das mächtige Vestibül tretend, fällt unser Blick als erstes auf den riesigen Zeus, dessen gewaltiges Haupt im Hintergrunde das ganze Rund füllt, welches die Treppenaufgänge nach den oberen Stockwerken bilden. In eisiger Ruhe, unnahbar, wie die ewige Moira selbst, denkt der Vater der Götter und Menschen nichts als sich selbst. Unbekannt sind ihm die Leiden der Völker wie alles, was Durchgang und Uebergang, nur eins ist für dieses Wesen Sünde, — das Mitleid. Der Anblick dieses einen Götterbildes genügt vollauf, uns hinzuweisen darauf, daß wir uns hier in einer ganz anderen Welt befinden. Alle unsere christlichen Vorstellungen von Gnade und Veröhnung und allgütiger Liebe müssen weit draußen bleiben, wenn wir sie recht verstehen wollen. Hier gibt es keine Hoffnung, kein Erbarmen, — hier ist alles Befehl, — unmandelbares Befehl, dem selbst der Göttervater sich beugen muß.

Aber wie verträgt sich denn diese Grundstimmung mit dem griechischen Geiste? Sind hier nicht unvereinbare Gegensätze? Was soll die Schönheit, wenn ein solcher Gott das oberste Prinzip ist?

Und siehe da, mit dieser Frage allein wird das große Problem schon zur Hälfte gelöst. Denn nicht die Schönheit als solche ist der spiritus rector dieser Geisteswelt, sondern gerade ihr Conträr: das Entsetzliche, das erbarmungslose Schalten und Walten einer dämonischen Gottheit, die ihre Lust hat an des Prometheus unnennbaren Qualen und an dem fortschreitenden Fluch der Atriden, welcher im Muttermorde des Orest seinen Gipfel erreicht.

Und was ist es nun mit jenem Schönheitsideal, das wir für den Kernpunkt des griechischen Wesens hielten? Flucht ist es und weiter nichts, ein sich verkriechen vor dem Grauenhaften, ein provozierter Wahn — und eine erzwungene Verhüllung der Wahrheit, kurz: eine bewußte Lüge.

Es kann kein Zweifel sein: Das Wesen der griechischen Kultur ist der Pessimismus, ist die ewige Angst vor dem blindwütenden Walten der Götter — und damit auf das engste verbunden — der Trotz gegen alle Ungerechtigkeit, die von oben kommt. Und all das Suchen nach der Schönheit und ihrer höchsten Vollendung, all das künstlerische Schaffen in ihrem Geiste in ein Antidogm, ein Gegengift, das jene grauenhafte religiöse Einstellung abschwächen soll.

Daraus geht einwandfrei hervor, daß die eigentliche Größe der griechischen Kunst dort zu suchen ist, wo die schaffenden Künstler von diesem schwer-religiösen Grundempfinden erfüllt und getrieben wurden, oder zum mindesten, wo sich die eigentliche Idee und das Antidoxin die Wage hielten. Dieses letztgenannte Moment bezeichnet wohl überhaupt den Gipfel, weil sich in ihm die gegenteiligen Kräfte auf das fruchtbarste wechselseitig durchdrängen und ergänzen.

Erst später, in Zeiten des Abstiegs, und der Entartung, in Zeiten des Kulturzerfalls und der Auflösung, die immer gleichzeitig Zeiten einer aufsteigenden Zivilisation, einer sportlichen Einstellung und einer aus einem gewissen Ueberintellektualismus entspringenden Irreligiosität sind (Zeiten also, in denen wir momentan leben), in solchen antigeistigen, rein kapitalistischen Epochen also gewinnt das Schönheitsprinzip, der Aesthetizismus, mehr und mehr die Oberhand. Aus der wechselseitigen Durchdringung von Geist und Stoff entsteht die Virtuosität des Stofflichen und an die Stelle des entthronten Gottes, des geistigen Elements, tritt als oberstes Prinzip die Schönheit, also das sinnliche Element. Daß in solchen Zeiten das Sexuelle (aesthetisch frisiert: die Erotik) eine besonders beachtenswerte Rolle spielen muß, versteht sich von selbst, und gerade diese Erscheinung ist der beste Gradmesser für den unaufhaltsam fortschreitenden Zerfall. Die Bankrotterklärung der Ehe (Strindberg), die Statuierung der Notwendigkeit von absoluter geschlechtlicher Schamlosigkeit (Wedekind) sind die lapidaren, anrügerischen Merkmale dieses Entwicklungsprozesses, der schließlich in geschlechtlicher Verkehrung endet. Der feminine Mann von heute ist nur die Vorstufe zu einer Erscheinung, wie sie in der antiken Kulturwelt durch die Hermaphroditen gekennzeichnet wird. Und so wie die Renaissance in Raphaels Stützen und Madonnen ihren letztmöglichsten, unerhörten Scheintrumpf der Virtuosität und sinnlichen Schönheit feiert, genau so war es bei der Antike. Der Apoll vom Belvedere und der Apoxyomenos, Praxiteles und Lysippos sind die unverrückbaren Marksteine hierfür. Und lediglich von diesem Gesichtspunkte aus trägt die Renaissance ihren Namen als Kulturerscheinung mit Fug und Recht. Renaissance = Wiedergeburt des aus der griechischen Decadence hervorgegangenen Schönheitsprinzips.

Daneben her geht durch alle Zeiten unbeirrt eine andere Kunst, welche ich persönlich, wie ja zur Genüge aus all den vorangegangenen Ausführungen über dieses Thema hervorgeht, für die eigentliche Kunst halte. Es soll nun nicht etwa gesagt sein, daß, wenn die Decadencekunst am Ruder ist, die wahre Kunst von vornherein ausgeschlossen sei. Im Gegenteil, die Erfahrung lehrt, daß gerade in Zeiten kulturellen Niederganges und künstlerischer Verflachung ungeheure Größen entstehen, die dann wie die Riesenhäupter einsamer Berge aus ihrer Umgebung urplötzlich und urgewaltig herausragen. Es sind das die Meilensteine gleichsam, welche den Weg

der großen Kunst markieren. Und eben das ist das bedeutende und unterscheidende Merkmal, daß, während die niedere Kunst in verschiedene Etappen und Abschnitte zerfällt, zwischen denen die Verbindung oft ganz abreißt, jene obere Linie lückenlos durchgeht. Und während die untere immer dem Zeitgeschmack und der Mode unterliegt, während bei ihr fortgesetzt die Stimmung des kunstbeschliffenen Publikums zwischen restloser Anerkennung und resolutester Abkehrung wechselt, bleibt diese Grundstimmung zur oberen Linie stets eine permanente. Freilich, zum großen Teil liegt das auch daran, daß die große Masse an diese Linie nur selten — in Zeiten nämlich kultureller Blüte — herankommt.

Was nun das Neapeler Nationalmuseum und seinen Inhalt betrifft, so handelt es sich hauptsächlich um Werke der Nachblüte des griechischen Geistes. Die ganz in Musik und Rhythmus gesetzte Venus von Capua und die entzückende Venus Callipygos, der bekannte Doryphoros, die Psyche, die mannigfachen Satyr- und Bacchusgestalten und wie diese Meisterwerke aus Bronze und Marmor alle heißen, trotz ihrer unerhörten, geradezu berausenden Schönheit sind sie die typischen Vertreter einer virtuoson Nachkultur. Allerdings, diese griechische Decadence war doch noch etwas anderes als die Renaissance, bei der die Verbindung zwischen sinnlicher Schönheit und einem unechten, höchst oberflächlichen, ja heidnischen Christentum oft wie eine Verzerrung, wie eine teuflische Grimasse wirkt. Wenn etwas, so half mir die Antike die letzte Spur von Achtung für die Renaissance noch vollends zerstören.

Hier war doch wenigstens bei aller psychischen Leere ein absolutes und restloses Bekenntnis zur Sinnlichkeit und zur Schönheit des Leibes vorhanden. Keine Berückung, keine Verkleidung in talmireligiöse, dogmatische Anschauungen und Begriffe, kein Ueberkleistern, kein schamhaft-unkeusches Verschließen der Augen vor dem Trieb und der Nacktheit, hier war mit freiem und leuchtenden Blick „ja“ gesagt zu einer menschlich allzumenschlichen Frage, welche die christliche Kirche aufs entschiedenste verneint.

Und wie sie „ja“ zu sagen verstanden! Man sehe sich doch nur den „tanzenden Faun“ oder „den trunkenen Satyr“ an. Welches flammende Bekenntnis zum Ich des Leibes, das in Umkehrung jener echtgriechischen Weisheit des Silen: „das Beste ist, nicht geboren zu sein, nicht zu sein, Nichts zu sein. Das Zweitbeste aber ist für dich bald zu sterben“, — ich sage, das in Umkehrung zu dieser Philosophie nur in dem einen Glauben lebt: „das Schlimmste ist für dich, bald zu sterben, das Zweitschlimmste, überhaupt einmal zu sterben.“

Oh, sie mußten zu leben, diese dionysischen Griechen und vor das grauenhafte Jenseits einen Vorhang zu ziehen, dessen Schönheit alle Begriffe übersteigt, ja, der so schön ist, daß man versucht wird, auf alles Jenseitige zu verzichten, auch wenn es noch so ver-

heißungsvoll locken sollte. Notabene war ja dieses griechische Jen-
seits alles andere als verheißungsvoll, wozu schließlich noch die Un-
gewißheit kam. „Was“, so hieß es, „schert uns Gott, wenn wir die
Möglichkeit haben, uns dieses Dasein zum Paradies zu machen?“

Und was bei den Griechen beginnt, indem sie Dionysos und
nicht mehr Zeus als oberstes Wesen in verzückten Mysterien und
Bacchanalen anbeten, das findet seine Fortsetzung in Rom, wo aus
den Mysterien die wildesten Orgien werden. Und die Kunst hielt
Schritt mit dieser Entwicklung, — wie sollte sie auch nicht! — ja, in
diesen wildschönen Taumel gezogen, schritt sie, wie das ihre Art ist,
auch hier allen voran. Die Liebe und Leidenschaft von Geschlecht zu
Geschlecht um der Erhaltung der Art willen ward spöttisch in die
Schranken bürgerlicher Niedrigkeit verwiesen. Der Trieb und die
Reize des Geschlechts waren um ihrer selbst willen da, so hieß es,
weswegen die Entwicklung mit Konsequenz auch im Berwerfen
enden mußte. Und so geschah es, daß die Kunst — auch hier vor-
weg — den Hermaphroditen gebar und sich somit zum Verbesserer
der Natur aufschwang. Die Statue des Antinous, des Lieblings des
Hadrian, kehrt in ungezählten Variationen wieder und pendelnd
zwischen knospender Mädchenblüte und erwachender Mannheit hal-
ten sich die Darstellungen des tönelauschenden Narziß und des aus-
ruhenden Hermes.

Und blicken wir von dieser Welt der unbedingten Sinnenlust
und -freiheit auf jene andere herab, welche sich kühn zum Namen
Renaissance vermaß, so können wir uns eines mitleidigen Lächelns
kaum noch erwehren. Freilich, bis zur Orgie ist auch diese Flut
emporgestiegen, man denke nur an die christlichen Cäsaren und
Neros, an Alexander VI., an seinen Sohn, Cesare Borgia und wie
sie alle heißen, aber was uns hier anweht, verhält sich zu seinem
Urbild aus der Antike wie die dicke, stinkende Atmosphäre eines
schummrigen, kleinstädtischen Hinterhausbordells zum lichtdurch-
fluteten, von Blütenduft erfüllten und von Musik durchwehten Bac-
chanal schönheitsüchtiger Adelsmenschen.

Doch nun zu jener anderen Linie, die sich hier ebenso wie bei
der Renaissance aufzudecken hatte.

Ich habe aufgewiesen, daß es zufolge der inneren, religiösen
Struktur eine ganz andere Welt ist, in der wir uns hier befinden,
und es versteht sich von selbst, daß dieser fundamentale Gegensatz
sich nirgends offener zum Ausdruck bringen kann, als in der
Divergenz der Kunstformen. Und so ergibt sich folgendes Bild:

Mit dem Auftreten der christlichen Weltanschauung wurde der
Vorhang, den sich die griechischen Menschen vor das medusenhafte
Jenseits gemacht hatten, zerschnitten und der geblendeten Mensch-
heit zeigte sich im Lichte dieser neuen Lehre eine Welt der Gnade,
der Liebe und Erlösung. So wie es in der Schrift heißt: „Und siehe
da, der Vorhang im Tempel zerriß in zwei Stücke, von oben an

bis unten aus“, — so zerniß dieser eiserne Gesezeshimmel, der über die Menschen der alten Welt gespannt war.

Und was war die Folge? Wie das Wasser eines Stausees, wenn nur ein winziger Spalt in der Sperrmauer klafft, diesen mit jäher Gewalt auseinanderreißt und — sich überstürzend, brausend und flutend — durch die Oeffnung hindurchschäumt, so flutete auch auf einmal der von einem unerträglichen Druck endlich befreite Geist der europäischen Menschheit in jenes glanzvolle, strahlende Reich der Liebe und Gnade hinein.

Schon allein die lebendige Vorstellung dieses Bildes erklärt zur Genüge die Causalität der gotischen Kunst. Wir sehen Kirchen entstehen, die gleich Springfluten emporrauschen. Aus schlanken, aufwärtschießenden Pfeilern wächst — sich immer wieder überschneidend — das Gewölbe heraus, an allen Ecken und Kanten und geraden Linien quellen Fialen und Wimpergen hervor, Zacken und Kreuzblumen durchbrechen die Flächen, selbst die Pfeiler lösen sich auf und schießen in Bündeln zu vier, fünf oder noch mehr empor. Die Auflösung der Form und des Gesezmäßigen findet kein Ende. Wo das Auge wenigstens für einen Moment ruhen könnte, an den langen Rändern des Daches z. B., da sorgen Affen und allerhand fabelhafte Tiere in den kuriosesten Verzerrungen und Grimassen für Abwechslung. Und nicht einmal die äußere Form ist in ihren großen Umrissen von diesem strudelnden Durcheinander verschont geblieben: Strebe-pfeiler und -bögen schlingen und winden sich ineinander, sodaß das Ganze einem duftigen Schleier gleicht, der nach oben flattert. Aus dem gesezmäßig Festen ist die wildeste Bewegung geworden, die uns mitreißen muß. Nirgends, an keiner einzigen Stelle einer solchen Kirche, ist Ruhe und Beständigkeit, nirgends ist man vor einer urplötzlichen Veränderung oder einer jähen Eigenwilligkeit sicher. Der einzige ruhende Pol in dieser Gestalten Flucht ist — wenn man so will — die Bewegung selbst. Es rauscht und quillt, drängt und überstürzt sich, daß man sich selbst auflösen muß, um diesen Geist zu verstehen. Riesige Spitzbogenfenster öffnen die Flächen, und die Fenster selbst (auch sie könnten ja als Flächen wirken) sind von wirbelndem Maßwerk überspannt. Aus dem strengen, gesezmäßigen Viereck wird das Vieleck und in ununterbrochener Folge reiht sich eine so gestaltete Kapelle an die andere. Es ist weder rechts noch links mehr, weder vorn noch hinten, sondern nur noch ein Unten, das — wie vom Strudel erfaßt — nach Oben gewirbelt wird.

Die absoluteste Umkehrung zu all dem nun bildet die Antike mit ihrer, aus ihrer Gott- und Weltanschauung entspringenden Gesezmäßigkeit. Hier ist alles fest und gefügt und die einzelnen Teile scharf und säuberlich von einander getrennt. Hier geht nichts willkürlich ins andere über, hier verschwimmen keine Grenzen, hier ist alles Ordnung, deutliche Umgrenzung und festgeformter Begriff. Ja, der antike Tempel ist klar und eindeutig wie ein abstrakter Begriff. Gesez ist alles, wie der Himmel und seine Welt.

Zwar streben auch hier die Säulen empor, aber in ihrem Umfang und in ihrer kompakten Geschlossenheit sind sie nur Ausdruck eines eisernen Willens und einer konzentrierten Kraft, deren oberste Pflicht ist, das mächtige, in sich geschlossene Gebälk zu tragen. Griechisch im wahren Sinne des Worts ist darum einzig das dorische und ionische Kapital, das wirklich trägt, oder das von dem Drucke zeugt und der Last, die es zu tragen hat. Das korinthische Kapital mit seiner scheinbaren Auflösung und Eleganz ist schon der Ausdruck der Decadence oder — des sich langsam anbahnenden Übergangs in den neuen Kulturkreis. Notabene gehört der Säulenerfag durch die Karyatiden und die gesamte romanische Kunst-epoche ebenfalls in diese Ueber- und Durchgangsstimmung hinein; denn wir müssen uns stets vor Augen halten, daß ein solcher Wechsel in der Weltanschauung niemals von heute auf morgen stattfindet. Jahrhunderte gehören dazu, bis die Massen von der neuen Bewegung ergriffen werden. Dinge, von denen wir hier reden, haben sich noch niemals anders entwickelt als in organischer Succession. Zwar reden und träumen die Menschen jeden Zeitalters viel von dem, was kommen müßte und verbrauchen ihre besten Kräfte oft im Kampf für ihr Ideal, weil sie meinen, sie könnten die Umstellung zu Wege bringen so wie man einen elektrischen Kontakt umstellt. Ein einziger Blick in die großen kulturellen Zusammenhänge lehrt und überzeugt uns vom Gegenteil.

Und das gleiche Bild, welches die griechische Architektur in ihren Tempelhallen aufweist, zeigt uns die griechische Plastik. Scharf und klar, genau wie beim Tempel — (denn auch der Leib ist ja ein Tempel) — werden auch in der Darstellung des menschlichen Körpers die einzelnen Glieder mit möglichster Objektivität herausgebildet. Mit ganzer Strenge schaltet auch hier das Gesetz als oberstes Prinzip, das, so widersinnig es fürs erste auch erscheinen mag, seine Alleinherrschaft am unzweideutigsten in den vollendetsten Meisterwerken zum Ausdruck bringt.

Aber, wird man mit Recht fragen, Gesetz und Schönheit, sind das nicht unvereinbare Gegensätze? Schließt das künstlerische Schaffen denn das Gesetz nicht aus?

Selbstverständlich, sofern nämlich dieses Schaffen rein intuitiv, also gotisch = musikalisch ist. Aber auch dieser Begriff vom künstlerischen Schaffen repräsentiert, wie alles, eine Polarität, und eben die gesamte griechische Kunst ist zufolge ihres abstrahierend-gedanklichen Grundcharakters der Gegenpol zu jener anderen, die einzig das Unmittelbare als den wahren Quell der Kunst hält. Der Grieche und der Romantiker, das sind die beiden Vertreter dieser conträren Kunstformen. Natürlich ist die künstlerische Befruchtung bei beiden ungefähr die gleiche. Aber während diese plötzlich erwachte Idee beim Griechen erst durch den Filter der Reflexion und des wägenden Verstandes hindurch muß, ehe sie Gestalt gewinnen kann, strömt sie beim Romantiker direkt durch die Hand

in den Stein oder auf das Papier und — formt sich selber. Der menschliche Filter fällt auf diese Weise weg, und dem göttlichen Offenbarungswillen steht keine menschliche Unvollkommenheit mehr im Wege, welche zu drehen und zu deuteln beliebt an dem, was ihr doch ewig verschlossen bleibt.

Aber, wird man weiter fragen, es muß doch auch bei so schaffenden Künstlern irgend etwas sein, das ihnen außer der in der Idee befindlichen Kraft den Griffel, den Pinsel oder die Feder führt?

Gewiß, — und zwar ist dies das Stilgefühl, oder besser gesagt noch, der Stil selbst; denn es mag wohl einer ein gewisses Gefühl für einen Stil, für eine Stilform oder Stilart besitzen, ohne doch selbst auch nur im geringsten seinen eigenen Stil zu haben. Und eben darauf kommt es doch in allererster Linie an.

Von dem allen findet sich beim griechischen Künstler nicht eine Spur; nicht der leiseste Ansatze oder Anlauf läßt auf eine so geartete künstlerische Betätigung schließen. Es ergibt sich das ja auch von selbst, denn wie hätte er gleichsam Gott für den geistigen Ursprung eines Gnadengeschenks (sprich Kunstwerk) halten können, wo sein Gott ja nur unerbittliches Gesetz war und die Gnade erst — post Graeciam — mit dem Christentum in die Welt kam.

Die natürliche Folge ist, daß der Grieche, sich selbst, beziehungsweise seine wägende Vernunft in den Mittelpunkt stellend, zum Schöpfer eines eigenen Kunst- oder Schönheitsgesetzes wurde. So wie Sokrates-Plato auf philosophischem Wege zur Idee, zum Ding an sich kam, so meinten auch die Künstler nach der Schönheit in abstracto als nach dem obersten aller Ziele streben zu müssen.

Und so gewahren wir denn unter den Werken griechischer Plastik nirgendswo das Individuelle, Persönliche, Charakteristische, sondern immer und überall nur das Streben nach dem Ueberindividuellen, nach der Vollendung oder nach der Idee „Mensch“. Angefangen von den charakteristischen Merkmalen des Gesichtes, — Mund, Nase, Stirn, Kinn usw. — (die blinden Augen sind auch nur Konsequenz) — die Proportionen der Glieder in sich und untereinander, ihre Bewegungen und der Faltenwurf der Gewandung, alles dies ist nur ein einziges, titanenhaftes Ringen, die Idee „Mensch“, also den leiblichen Menschen in seiner höchsten und umfassendsten Vollendung zu manifestieren. So kommt es, daß wir nirgendswo in der eigentlichen griechischen Kunst auf einen Gesichtsausdruck stoßen, welcher als Reflex einer psychischen Regung zu werten wäre. Eine Venus, eine Elektra, eine Eurydice, eine Nike, eine Juno oder eine Athene, — alle diese, innerlich doch so verschiedenartigen Figuren, könnten, vom Gesichtsausdruck zu schließen, durchaus ein und dieselbe Frau sein. Der einzig greifbare Unterschied liegt in den verschiedenen Entfernungen der einzelnen Werke von dem gesetzmäßigen Schönheitsideal. Genau so verhält es sich bei den männlichen Gestalten. Und was vom Antlitz gilt, das gilt ebenso

natürlich vom Körper. Unschöne oder auch nur mit geringfügigen Fehlern versehene Gestalten kennt die griechische Kunst nicht. Edel schließlich und dem Schönheitsgesetz untertan ist auch jede Gebärde, jede Bewegung, auch wenn sie noch so momentan (gleich einer Momentaufnahme) erfasst und wiedergegeben zu sein scheint. Ich sage ausdrücklich „scheint“, denn die Darstellung eines Momentes innerhalb einer schnellen Bewegung, wie z. B. beim tanzenden Faun, zeugt am besten von der Art griechisch-künstlerischen Schaffens, das den ursprünglichen Moment stets erst durch den Filter gehen lassen muß, ehe er ihm Form geben kann. Das gleiche gilt von der Darstellung seelischer Regungen im Antlitz und in der Geste. Das „himmelhoch jauchzen, zu Tode betrübt“ ist der griechischen Kunst ein Unding. Freude und Leid, Lust und Schmerz, Verückung und Tod, — alles erscheint wie in einem gedämpften Lichte. Der Ausdruck des Schmerzes z. B. ist dem Griechen nur in dem Moment der Darstellung wert, wenn er das Schönheitsgesetz nicht verletzt. Ein Blick auf die Laokoongruppe oder auf die Niobeszene genügt, um das Gesagte durch eigene Anschauung bestätigt zu finden. Die griechische Plastik ist selbst noch in der furchtbarsten Verzweiflung Pose.

Was für eine Bewandnis hat es nun mit diesem Schönheitsgesetz?

Zunächst liegt auf der Hand, daß dieses Gesetz etwas Konstruiertes, etwas bewußt Gemachtes, etwas Errechnetes, Mathematisches, verstandesmäßig Erzeugtes, kurz, etwas Unmusikalisches ist. Es deckt sich durchaus mit dem mathematischen Satz vom goldenen Schnitt, d. h. von der vollendeten Teilung einer Linie, mittelst welcher sich das kleinere Stück zum größeren genau so verhält, wie das größere zum Ganzen. Alles, was gegen diese mathematische Formel, d. h. wider das Gesetz verstößt, wie z. B. unproportioniert kurze Beine u. a., wirkt entweder lächerlich oder furchterregend. Beides lehnt der Grieche ab, da ihn nur das Maß aller Dinge interessiert. Er ringt um dieses Maß ebenso bei der Darstellung einer Kampfhandlung wie einer Liebeszene. Er zwingt sich, überall nur das Allgemeine, das Typische zu sehen und zu erfassen. All die ihm durch seine Anschauung und Erfahrung bekannt gewordenen Züge, z. B. die der Trauer, projiziert er auf eine Ebene

Sein nimmermüder Geist macht vor keiner Erscheinung halt und so konnte es geschehen, daß im Laufe der Jahrhunderte ein so allseitig umspannendes Gebäude errichtet wurde. Jeder einzelne Begriff, jede psychische Regung war einwandfrei definiert und die Schönheit in abstracto gesetzmäßig festgelegt. Dieses Gebäude, aus dem sich kein Steinchen lösen läßt, wenn nicht das ganze Schönheitsideal in sich zusammenstürzen soll, entspricht durchaus in seiner ganzen Bauart und Baumethode jenem anderen, welches die katholische Kirche in religiösen Dingen errichtete. Daß dieses Schönheitsgebäude im eigentlichen Sinne unkünstlerisch ist, ist eine Konsequenz, der wir uns nicht entziehen können.

Gerade darum, weil eine — wenn auch unkünstlerische — Formel gefunden wurde, hat dieser griechische Geist aber einen so ungeheuren Eroberungszug antreten können, daß er noch heute überwiegend das europäische Denken beherrscht, zumal ja das System — vom Apostel Paulus beginnend — in gerader Linie durch die christliche Kirche fortgeführt wurde, bis es auch hier wieder im Laufe der Jahrhunderte zu einer Statuierung des Absoluten, in diesem Falle also des Religiösen in abstracto kam. Die sich hieran anschließende Folgerung überlasse ich denen, welche über diese Zeilen nicht hinweglesen wie über einen Unterhaltungsroman.

Endlich noch eins. — Es führt immer zu Verkehrtheiten, eine Kultur an und für sich, d. h. isoliert zu betrachten und zu bewerten. Ein richtiges Bild gewinnen wir nur dann, wenn wir jede einzelne in den sie umschließenden Rahmen stellen. Nach der einen Seite ist dies geschehen, insofern nämlich, als ich die Verbindung mit dem christlichen Kulturkreis, mit der Gotik und der Renaissance, überall, wo es notwendig war, aufgewiesen habe. Es fehlt nun noch die andere Seite, der ich unbedingt wenigstens einige wenige Zeilen widmen muß, um das abschließende Resultat in verständlicher Form bringen zu können, welches ich aus den wiederholten Besuchen des Nationalmuseum mitnahm. Natürlich muß ich mich dabei auf ein paar kurze, andeutende Notizen beschränken, die das Problem nur in seinen größten Umrissen beschreiben sollen.

Diese andere Seite, an welche sich der griechische Kulturkreis anlehnt, heißt Aegypten. Ohne Aegypten ist die griechische Kultur ebenso wenig denkbar, wie die christliche ohne die griechische. Es ist ein fortgesetztes Werden am Werke, ein ununterbrochener, stetiger Fluß, wobei das eine immer die eherne Causalität zum andern darstellt. Nur im Erfassen dieser ganzen, sich durch die Jahrtausende hindurch ziehenden Entwicklung können wir zu einem einigermaßen wenigstens zutreffenden Weltbilde gelangen. Steigen wir darum hinunter in die weiten geräumigen Hallen im Souterrain und nehmen wir wenigstens flüchtig die hier zur Schau gestellten ägyptischen Werke in Augenschein.

Und siehe da, das Bild von dem zerreißenen Vorhang, welches ich im Vorausgehenden bei dem Eintritt des christlichen Kulturkreises in die Weltgeschichte gebrauchte, trifft auch hier wieder zu. So wie die Erscheinung des Christentums den Vorhang zerriß, welchen sich der Grieche vor seine dämonische Götter- und Götzenwelt gemacht hatte, genau so zerriß der Eintritt des griechisch-philosophischen Kulturkreises die schwere Atmosphäre, welche den ägyptischen Menschen in Banden hielt und ihn in all seinem Denken und Schaffen beeinflusste.

Der ägyptische Mensch nämlich ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, der Mensch des Stoffes. Seine Gottheiten, Sonne, Mond und Sterne, der Nil, Apis, Rê, Osiris, Isis und wie sie alle

heißen, sind ebenso Bestandteile des Stoffes und nicht aus ihm lösbar, wie der einzelne Mensch. Die ägyptische Religion ist im Gegensatz zum griechischen Polytheismus oder zum späteren griechisch-philosophischen Monotheismus ein von naivem Aberglauben und einer unendlichen Zahl von Lokalgöttheiten erfüllter Pantheismus. Der Glaube an die Fortexistenz des Leibes in seiner irdischen Gestalt, also der Glaube an die Stofferhaltung, an die Stoffgebundenheit beherrscht die ägyptische Kulturwelt. Man errichtet den Toten ungeheure Gräber in Form der Pyramiden, um ihre Ruhe zu schützen und versieht die Grabkammern (Tut ench Amon!) mit erdenklichsten Gegenständen, um nach Möglichkeit für das leibliche Wohlbefinden des Toten zu sorgen. Ja selbst Figuren von Dienern und Wachen, Sklaven und Slavinnen werden in den Vorkammern zum eigentlichen Grabe aufgestellt, damit sie für den aufs sorgfältigste einbalsamierten Verstorbenen stets zur Verfügung stehen und für sein Wohlergehen sorgen sollen. Kurz also: Alles ist Stoff, der Stoff ist das All und Gott ist im All.

Diese unlösbare Gebundenheit an die Materie drückt sich naturgemäß wiederum nirgends prägnanter aus als in der Kunst, deren typische Form das Relief ist. Relief ist eigentlich bei Lichte besehen jedes ägyptische Kunstwerk, auch wenn es technisch ein reines Gemälde oder gar eine frei stehende Statue ist. Das Wesentliche nämlich überall ist die Gebundenheit, das Nicht-los-können, das Unfreie, das immer und ewig Abhängige vom Stoff. So wie bei einem Relief die Figuren sich nur zur Hälfte vom Stofflichen lösen oder aus ihm herauskommen, so läßt sich dieses Band, das den ägyptischen Menschen umschlingt, in all seinen Werken aufweisen.

Sehen wir uns irgend eine ägyptische Figur an: Jede Bewegung an ihr ist Zwang, Ankettung, jede Haltung Gebundenheit, jede Geste marionettenhafte Abhängigkeit. Die Frisuren sind wie erstarrter Bleiguß und die Gewänder, welche die Körperformen durchscheinen lassen, wie farbiges Seidenpapier. Und wie eigenartig und für unser Empfinden ungewohnt und unnatürlich sie in der Fläche stehen: Dieselbe Figur bald en face, bald im Profil, Füße und Beine von der Seite, Brust, Schultern und Hände von vorn, ja selbst noch beim Kopf unterscheidet man oft und zeichnet die Formen im Profil und die Augen von vorn. Es ist natürlich glatter Unsinn, diese auffallende Erscheinung mit künstlerischem Unvermögen oder naiver Rückständigkeit zu erklären. So tut man stets, wenn man nichts anderes zu sagen weiß, weil man wie der Ochse vorm Scheunentor steht. Nein, — im Gegenteil! Diese charakterischen, unwerkbaren, für unsere an Perspektive und stoffliche Freiheit gewöhnten Augen so befremdenden Figuren und Gestalten sind notwendiger Ausdruck eines an das Stoffliche festgeschmiedeten ägyptischen Geistes. Sie mögen sich drehen und wenden, wie sie wollen, es gelingt ihnen nicht, sich zu befreien. Die ägyptische Steifheit beruht lediglich in der Weltanschauung, welche

den Stoff, die Materie und alles sich aus ihr Ergebende für das Maß aller Dinge hielt. Natürlich hat auch diese Epoche ihre Entwicklung. Ich verweise nur auf die der geschlechtlichen Entartung (Hermaphrodit) adaequate Epoche des Phalluskults, den Carl Bröger ja wieder modern gemacht hat.

Daß die Loslösung der Menschheit aus diesen Gebundenheiten nur eine ganz allmähliche sein konnte, daß viele Jahrhunderte vergehen mußten, ehe die Befreiung sich bei der Masse durchsetzte, versteht sich auch hier wiederum von selbst. Die Stele des Aristion, der Apoll von Tenea, die Frauenstatue von der Akropolis und nicht zuletzt nebst manchem anderen die Artemis zeigen aufs deutlichste die Hartnäckigkeit, mit der sich diese Kulturepoche noch in der neu angebochenen Zeit des griechischen Geistes hielt. Aber da ist ungefähr gleichzeitig noch ein anderer Geist, der sich mühselig und gewaltsam aus diesen ägyptischen Banden befreit, — das Judentum.

Griechen und Juden, das sind die Erben der neuen Welt nach Aegypten, das sind die Träger der neuen Idee, welche nach dem Sterilwerden des alten, den neuen Kulturkreis eröffnen. Und dieser neue Kulturkreis wird gleichsam gespeist von dem Glauben an einen Gott, der nicht mehr innerhalb, sondern außerhalb des Stoffes, der Schöpfung, und zwar als ihr Begründer und Lenker auftritt.

Noch ist er grausam und entsetzlich dieser Gott, ein Gott der Rache und des Zornes, der die Sünden der Väter heim sucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied und der unerbittlich seinem Knechte Moses einer Geringsfügigkeit wegen den Einzug ins gelobte Land versagt. Aber während die Griechen ihr Antlitz vor diesem Gotte verhüllten und sich jenen Vorhang der Schönheit schufen, rangen die Juden Jahrhunderte hindurch mit ihm, wie Jacob, und zwangen ihm ganz allmählich die Gnade ab und das Erbarmen. Langsam ging das, sehr langsam, denn einmal war das Volk halsstarrig und verfiel immer wieder der ägyptischen Welt, und dann wieder lag es an dem Gotte selbst, der sich ob der Sündhaftigkeit dieses Volkes in seinem Ingrimm versteifte. Aber trotz alle dem: Es war doch nun ein überstofflicher Gott, an den die Menschheit glaubte.

Und während nun die eine Richtung, in Furcht und Entsetzen abgekehrt vor dieser blitzeschleudernder Gottheit, sich und den nachfolgenden Geschlechtern einen Tempel der Schönheit errichtete, baute die andere an dem Tempel ihres Gottes.

Und nun geschah es zu der Zeit des Kaisers Augustus, zu einer Zeit also, als das römische Reich, also die Politik, welche stets im Dienste der großen Kulturbewegungen steht, alle nationalen Schranken hinweggeräumt und alle Völker unter seinem Zepter geeint hatte, — nun geschah es also, daß diese beiden Richtungen, das Griechentum und das Judentum, wieder zusammenfloßen in der neuen Idee, im Christentum. Der Himmel ward geöffnet und

die Schönheit, um welche die Griechen gerungen, wurde um ein Unendliches überstrahlt von jener anderen, die hervorbrach aus jenem Reich, um das die Juden gekämpft hatten.

Aus dem Stoff heraus, über den dämonischen Gott hinweg, war durch die Erlösung und die Gnade, durch die Statuierung des Gottes der Liebe der gebundenen und angsterfüllten Menschheit der Himmel geöffnet worden.

Sollte es nun damit zu Ende sein? Sollte es, wie es für den Oberflächlichen leicht scheinen könnte, keine Möglichkeit zu einer neuen Kultur geben? Was, so wird man sagen, kann denn noch folgen, nachdem der Grieche die Schönheit auf Erden begründet und die christliche Lehre der gläubigen Menschheit den Himmel geöffnet hat?

Was noch werden kann? — Ja, ich meine, gerade, solche durch die Jahrtausende sich hindurchziehende Aufrisse schärfen uns am besten den Blick für die kommenden und — für unsere eigene Bestimmung.

Wir brauchen ja nur um uns zu sehen, um den Fingerzeig auf die neue, im Fluß befindliche und unaufhaltsam vorwärts drängende Bewegung zu gewahren. Vorläufig noch mit aller Macht niedergehalten — genau wie das Urchristentum, — zeigt sie doch — (ebenso wie das Urchristentum) — eine Zähigkeit und einen unausrottbaren Willen, der einfach nicht zu überwinden und tot zu machen ist, und zwar deshalb nicht, weil sich — wie die Weltgeschichte zeigt — alles erwürgen und mit Gewalt ersticken läßt, nur keine Idee, — am allerwenigsten aber eine neue Idee, welche bestimmt ist, Trägerin eines neuen Kulturkreises zu werden.

Die Anfänge einer neuen Kultur sind immer scheinbar verwerrene. Man betrachte nur die Zusammensetzung der urchristlichen Gemeinden. Freilich kam die Bewegung im allerersten Anfange von links — genau wie heute die soziale, aber sehr bald veränderte sich das Bild und wir gewahren, daß sie gerade in Zeiten schlimmster Krise am energievollsten vorwärts getrieben wurde von geistigen Männern und Frauen, welche nicht zu jenem gewaltigen Heere der Entrechteten und Enterbten, der Sklaven und Gladiatoren, sondern zur sogenannten Gesellschaft, ja zur Hocharistokratie gehörten.

In genau dieser typischen Uebergangszeit stehen wir heute, denn wenngleich die Bewegung selbst unaufhaltsam vorwärts geschoben wird von der breiten Masse der Lohnsklaven und bedingt durch den unausweichlichen Druck der Verhältnisse, (es trifft hier übrigens das gleiche Bild zu, welches wir von dem schweren griechischen oder ägyptischen Himmel gebraucht haben), so entstammen die eigentlichen Träger der neuen Idee doch schon lange jener anderen, gesellschaftlichen Schicht. Und während die Triebfeder für die Massen Notwehr und versteckter Kapitalismus ist, ist sie in jenen stoßenden Hintermännern die Idee selbst. Wir gewahren also eine ganz offenbare Umkehrung der Tatsachen und können

deshalb getrost behaupten, daß die soziale Idee nicht von links, sondern von rechts zum Siege geführt werden wird. Der Kreis wird sich schließen, so zwar, daß die extremste Linkspartei sich kaum, oder nur unwesentlich von der extremen Rechten unterscheidet und daß auf die Weise die Verbindung zwischen den Gegenpolen hergestellt sein wird. Ist das aber erst einmal geschehen, d. h. ist der Konnex zwischen dem internationalen Kommunismus und der radikal völkischen Bewegung hergestellt, dann ist die Vernichtung der kapitalistischen Mitte das Werk eines Augenblicks. Wir nähern uns mit Riesenschritten der Diktatur.

Nein, — mit der Erschließung des Himmels kann es niemals abgetan sein. Denn gerade dadurch wurde ja die Menschheit mit herrischer Gebärde auf die Erde verwiesen und auf die Zustände, welche jenem anderen Zustände, den wir alle ersehnen, grausamen Hohn sprechen. Mord ist die Lösung, — und das am furchtbarsten gerade unter denen, welchen Kraft ihres Glaubens der Himmel erschlossen ist. Vor diesem heillosen Widerspruch kann und wird sich auf die Dauer ebenso niemand verschließen können, wie vor der unverrückbaren Tatsache, daß nicht die Wesensverschiedenheit der einzelnen Nationalitäten es ist, welche das Morden immer und immer wieder hervorruft und diese widersinnigen innerpolitischen Verhältnisse auf Erden schafft, sondern — der Kapitalismus.

Und so komme ich zu dem ganz natürlichen und m. E. unausweichbaren Schluß, daß alle Kriege und Kämpfe und Revolutionen, welche bis jetzt über die Welt gegangen sind, nur unbedeutende Operettenseldzüge waren im Vergleich zu dem, in dessen Vorstadium wir uns befinden. Und zwar wird dieser kommende Kampf, ein Krieg aller gegen alle sein und es wird wahr werden, wie es in der Apokalypse heißt: „Darum werden auf einen Tag die Plagen kommen, Tod, Leid und Hunger und mit Feuer wird sie verbrannt werden, die große Hure. Und die Kaufleute auf Erden werden weinen und Leid tragen bei sich, daß ihre Ware niemand mehr kaufen wird, und die von ihr sind reich geworden, werden von ferne stehen vor Furcht ihrer Qual, weinen und klagen: „Wehe, wehe! Denn in einer Stunde ist verwüstet solcher Reichtum.“

In allen Fugen wird dieser fliegende Ball erzittern, wenn jener Kampf kommen wird, in dem auf dem Spiele steht die Befreiung der Menschheit von ihrem obersten Teufel.

Daß allein schon diese Bewegung eine neue Kultur mit sich bringen muß, versteht sich von selbst. Auf die sich auflösende, in den Himmel wirbelnde christliche Gotik wird das Stabile folgen, das Erdgefügte, das wie die ägyptischen Pyramiden mit diesem Erdball verwachsen ist. Schon läuft die moderne Architektur mit ihren enklöpischen Monumentalbauten auf diesen lapidaren Stil hin. Wucht und Schwere kündigt die neue kulturelle Erdepöche an, welche den Himmel sich selbst überläßt, weil diese Erde und ihre Aufgabe sie ganz erfüllt.

Und dann?

Ja, — folgt nicht von selbst, daß, — genau, wie damals — wenn die Menschen von dieser irdischen Gebundenheit erlöst sein werden — wiederum eine neue Kultur anbrechen wird, deren Wesensart das Religiöse und deren Bewegung — conform der Gotik — aus der irdischen Schwere wieder nach Oben gehen wird? Befreit von einer jahrtausende-alten Sklavenkette wird auf den neuen Menschen dann wiederum eine neue, das Christentum fortsetzende Idee warten; denn der Himmel, den jene zukünftigen Menschen brauchen werden, wird auch die letzte Spur von Strafe und Vergeltung nicht mehr kennen. Jenes neue Licht, das da aufflammen wird, wird die Kunst und die sehnsüchtige Menschheit ebenso blenden und nach Oben ziehen, wie es das Christentum getan hat.

Das wird dann der neue ewige Moment sein, wo Gott selbst sich wieder offenbaren wird und wo die Menschen, erfüllt von dieser neuen Heilswahrheit, auch die christliche Lehre für eine überlebte und verbrauchte Durchgangserrscheinung halten werden, für eine Durchgangserrscheinung, die für jene kommenden Menschen genau ebenso mit barbarischen Schwächen behaftet sein wird, wie für uns jene altjüdische Religion mit ihrem Gott, der von Abraham noch das Opfer seines — eingeborenen! — Sohnes verlangte.

Wahrhaftig: Unendliches liegt noch vor uns und unendlich weit ist noch der Weg. Noch ist ja die Epoche vor dem großen Endkampf, die Epoche der nationalistischen Kriege und Probleme (England, Rußland Amerika und Japan) noch nicht zu Ende. An uns aber liegt es, sofern wir nicht schlimmer wie die Tiere leben und . . . verrecken wollen, in diesem Geiste zu leben, zu wirken und zu schaffen und uns immer dorthin zu stellen, wo die neue Idee am Werke ist.

Ich will hier schließen mit dem, was mir dieses Museum alles gegeben hat. Denn wenngleich ich noch lange nicht am Ende bin, so muß ich mir doch im Interesse des Ganzen eine gewisse Zurückhaltung auferlegen, zumal ich mir die unermesslichen und so hoch bedeutenden Sammlungen des ersten Stocks, welche die Ausgrabungen aus Pompeji enthalten, speziell für diesen Abschnitt vorbehalten will. Außerdem enthält dieses Stockwerk eine Gemäldesammlung, die wegen einer Anzahl vorzüglicher Porträts von Tizian und der Raffaelschen „Madonna del divino Amore“ von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist. Dieses letztgenannte Gemälde übrigens trägt, wenn ich mir das Gesamtwerk dieses Malers vor Augen halte, in dem Ausdruck der Madonna als einziges die Züge wahren Menschthums.

Und nun vergegenwärtige man sich folgendes: Erfüllt von alle dem und so vielem anderen, was zu sagen mich zu weit führen würde, geradezu überladen mit den schwersten geistigen Frachten und von einer inneren Beladenheit und Explosivkraft ohne

gleichen, wandert man dann hinaus in eine Umgebung, die des Zaubers und Reichthums kein Ende hat.

Gleich verwünschten Märchenschlössern wachsen Villen und Paläste aus dem dunklen, vom grün-blauen Meer bespülten Gestein heraus. Die strada Nuova, welche zum Capo di Posilipo hinausführt, zieht sich auf halber Höhe des den Golf im Westen begrenzenden Bergrückens dahin und eröffnet uns immer von neuem wieder Blicke über das Meer und auf den Vesuv oder hinüber nach Capri und Sorrent von unaussprechlicher Schönheit, während unter uns, wenn wir über die kniehohe Mauer uns beugen, ein Böcklinsches Bild das andere ablöst. Eine Gegend wahrlich, wie gemacht für Genießer und Schlemmer, nach deren Vertreter Pollio und seiner Villa „Posilipon“, die später in den Besitz des Augustus überging, dieser Höhenzug auch heute noch seinen Namen trägt.

Aber ihren höchsten Triumph feiert diese Straße doch erst draußen am Kap, wo sich wie mit einem einzigen Zauberschlage der Blick öffnet nach Bagnoli und Pozzuoli, den beiden Ortschaften, welche die innerste Peripherie des neu sich erschließenden Golfs von Pozzuoli besäumen, dann — den Bogen ausschwingend — nach Baja, Cap Misenum und Ischia hinüber und schließlich landeinwärts über das fruchtbarste Tal hinweg zu den charakteristischen Formationen der ausgebrannten Vulkankette und dem wuchtigen Massiv von Camaldoli. Und wenn dann der Abend kommt und aus dem leichten Gewölk die Sonne nochmals hervorbricht und Meer und Land hinter der schon im Schatten liegenden Felseninsel Nisida mit einer Flut leuchtendster Farben übergießt, — oh, dann ist es uns, als müßten wir die Augen schließen, weil wir zu klein sind, um all diese Schönheit zu erfassen.

Aber da sitzt ja ein Mensch neben mir, dessen Hand ich fassen darf, weil ein gütiger Gott ihn mir gab und aus dessen Gegen- druck ich spüre, daß zwischen uns etwas ist, was all diese irdische Schönheit um uns her tief in den Schatten stellt. Und ich schlage die Augen wieder auf und sehe auf alles mit den Augen der Liebe.

Und auf der anderen Seite, da sitzt noch ein Mensch, ein Schatoff könnte er sein, jene herrliche Gestalt aus Dostojewskis „Dämonen.“ Gennoro Morano heißt er und hat sich zu uns gefunden, wie sich gleichgestimmte Menschen überall auf dem Erdenrund finden. Sein hageres, rassisches Gesicht mit der hohen, zergrübelten Stirn und den dunklen, durchgeistigten Augen hat etwas, das belebt und durchglüht ist von der Idee und das den Vertreter der absterbenden Welt instinktiv ebenso erzittern macht, wie es stilles Jauchzen erweckt in dem Träger des neuen Geistes. Dieser Mensch ist im guten Sinne heruntergekommen. Sein mangelhafter Anzug zeugt von Sauberkeit und seine reinen Hände davon, daß seine Seele sich nicht beschmutzt hat mit den Konzessionen des Kapitals.

Leise, aber bestimmt spricht er von Mussolini, diesem Renegaten und Betrüger, vom Faschismus, dieser erbärmlichen Bauernfängerei, von der russischen Rep spricht er, dieser kapitalistischen Ausgeburt des Bolschewismus und von den deutschen Parlamentskommunisten, diesen Erzschemeln und Krippedrängern. Oh, er weiß Bescheid, dieser stellungslose Goldarbeiter aus Neapel, denn er hat nicht umsonst am Golde herumgeseilt. Er kennt seinen Wert, oder besser gesagt Unwert und weiß, wie biegsam es ist, wenn es nur in die richtigen Hände fällt. —

Oder wir fahren — immer an der Küste entlang — bis Pozzuoli, dieser einstmals bedeutendsten Hafenstadt des römischen Reiches, besonders für den Handel mit Aegypten. Heut liegt es verwahrlost und verludert, nur aus der Entfernung gesehen wirkt es malerisch. Armes Volk lungert bettelnd auf den Straßen herum und Kinder balgen sich in ganzen Rudeln wie junge Hunde. Ein Lausbub mit einem roten Fez auf dem struppigen Kopf ist der Rädelsführer, der immer zu neuem Unfug seine rohnäsige Banditengesellschaft zusammentrommelt. Vielleicht ein zweiter Rinaldo, der hier seine Laufbahn beginnt.

Von hier aus steigen wir hinauf nach der Solfatara, jenem halb erloschenen Vulkan, dessen Besuch interessanter ist als der des Besuzs, weil wir uns Zeit und deshalb in Ruhe die Eigenart dieser Erscheinung in Augenschein nehmen können.

Es ist doch ein merkwürdiges Gefühl, das uns überkommt, wenn wir über diesen silbergrauen, heißen Boden gehen, der bei jedem Schritte hohl klingt und aus dem überall — aus Ritzen und Spalten — die gelblichen Dämpfe und Dünste steigen. Ab und an versackt irgendwo eine Stelle, teils größeren, teils kleineren Umfangs und legt die brodelnde Masse frei, über welcher wir stehen. Wie aufgewecktes Bech etwa sieht sie aus, unter dem ein riesiges Feuer brennt. Das gurgelt und bluppert, wirft Blasen auf und zieht Kreise, das rülpsft empor und fällt wieder in sich zusammen wie der Höllensumpf, in welchem Dante die nackten und grimmerbissenen Zornigen findet. Grauenhaft, sich auszumalen, daß wir urplötzlich auch in diese eklige Masse versinken können.

Am Rande des Kraters, wo der Tuffsteinkranz aufragt, liegt die Steinhütte des „Professors“ wie ein schlecht gepflegtes Mansoleum. In Dampf und Broden haust er hier, dieses halb cyklopische, halb faunhaft-klorwnartige Wesen und fördert für ein Trinkgeld den sensationslüsternen Reisenden die vier Bestandteile der Lava aus den Schwefeldämpfen hervor. Und dann, nicht zu vergessen, die geheimnisvolle Grotte mit den zwei Eingängen, von denen der eine in eine Art russisch-römisches Bad führt, das — wie es heißt — schon von den alten Römern gegen Rheumatismus besucht wurde, und der andere, nur durch eine dünne Wand von dem ersten getrennt, in eine Höhle, darin ein Aufenthalt von vier

Minuten genügt, um für ewig von allen Krankheiten, selbst von der letzten, geheilt zu werden.

Von einer Fruchtbarkeit ohne gleichen ist der Krater selbst und die äußere Fläche dieses seit 1198 nicht mehr tätigen Vulkans überall da, wo sich über der Lava die vegetationszeugende Humusschicht gebildet hat. Hier gedeiht der Falerner und wir denken an den römischen *Vi-tai-poh* mit seinem: „*Vultis severi me quoque sumere partem Falerni?*“

Als wir bei sinkendem Abend nach Neapel zurückfuhren, begegnete uns in Bagnoli ein seltsames Bild: Man trug nämlich durch die schon dunkelen Straßen auf einer offenen Bahre den — Leichnam Christi zu Grabe. Männer mit brennenden Kerzen schritten vorweg, dann folgten die Träger mit der Bahre, auf welcher ein Christus aus Wachs oder Watte lag, dahinter der Priester im Ornat, dem schließlich ein langer Zug von schwabbelnden Menschen folgte. Unwillkürlich mußte ich an Chodowieckis bekannte Illustration jener ewigen Stelle aus dem *Don Quixote* denken, wo der fahrende Ritter von der traurigen Gestalt den nächtlichen Leichenzug anhält und also spricht:

„Haltet an, wer ihr auch sein mögt! Damit ihr Rechenschaft gebt, wer ihr seid, woher ihr kommt, wohin ihr geht und wer derjenige ist, den ihr auf der Bahre mit euch führt; denn nach dem äußeren Schein habt ihr Unrecht entweder verübt oder erlitten, und es geziemt sich und ist vonnöten, daß ich solches wisse, um euch für das Unheil, welches ihr gestiftet, zu züchtigen, oder euch für die Ungebühr zu rächen, die man an euch verübt.“

Ebler *Don Quixote*, Blume der Ritterschaft, einst wird kommen der Tag, wo der Tod des Erlösers keine Schandtath der Menschen mehr sein wird, weil der Gottessohn nicht mehr gekreuzigt zu werden braucht. —

Und einen andern Tag wieder, da wandern wir nach *Camaldoli*. Zunächst mit der Drahtseilbahn hinauf und dann zu Fuß durch das trostlose *Antignano*. Diese Vorstädte Neapels machen in der That alle miteinander einen jammervollen Eindruck. Wie die Ameisen, so kriecht und krabbelt das hier durcheinander. Dazu Laden an Laden in und vor den Häusern und dahinter oder daneben „das“ Zimmer mit dem Doppelbett und der Heiligen-schrein-Kommode. Aller Kehr- und Abfall fliegt auf die engen Straßen, darüber ergießt sich als Straßensprengung der Spüheimer, sodaß ein fürchterlicher Gestank die schmalen Passagen erfüllt. Aber die Menschen scheinen sich durchaus wohl zu fühlen und an ihrem eigenen, massenhaften Auftreten keineswegs zu leiden, denn Kinder gibt es wie Sand am Meer.

Und seltsam, kaum daß man einmal ein elendes sieht so wie in Deutschland. Sie gedeihen scheinbar, weil es ausreichend und gute Milch gibt; denn die Milchhändler treiben, wie das auch in Neapel geschieht, ihre wohlgepflegten und gut im Futterzustande befindlichen Kühe durch die Straßen, und wer

einwas haben will, der kommt mit seinem Glas oder seinem Krug und läßt sich sein Quantum frisch einmelken. Gepantschte Milch gibts hier nicht, hier ist man noch naiv und rückständig genug, um den Diebstahl und Betrug an den Kindern als Verbrechen zu empfinden.

Der Aufstieg nach Camaldoli war steil und bei der tropischen Temperatur und der Waldlosigkeit des Gebirges recht beschwerlich. Von einem eigentlichen Wege war keine Rede. Das steinübersäte Bett eines Gießbaches war ja da, — weshalb also extra noch einen Weg für Müßiggänger anlegen. Weiter oberhalb gerieten wir in Besitzungen, in schön gepflegte und musterträchtig angelegte Weinberge, wo in Ecken und Winkeln, in denen man bei uns den Komposthaufe anzulegen pflegt, in üppigstem Durcheinander — wie eine kleine Wildnis — Feigen und Pflaumen, Kirschen und Pfirsiche wachsen. Wahrlich ein gesegnetes Land! Wenn hier Erntezeit ist, dann müssen die Menschen vor all dem Reichtum, der ihnen in den Schoß fällt, kaum wissen, wo sie zuerst anfangen sollen. Wir fanden auch eine Reihe schöner Blumen, von denen ich einige ausgewählte Exemplare sammelte, Blumen, deren Namen uns unbekannt waren, weil sie nicht zu unserer nordischen Flora gehören. So blüht hier z. B. eine liebliche Art von Alpenweilchen, die man am Kai von Neapel in großen Sträußen verkauft. Aber auch Bekannte fanden wir. So blühten bereits die Walderdbeere und der Ginster, der aber nicht so struppig und mürrisch ist wie sein nordischer Bruder.

Nach etwa zweistündigem Aufstieg erreichten wir das Kloster auf dem Gipfel des Berges. Von uralten Pinien malerisch umstanden, haben diese Camaldulenser Mönche sich wohl das schönste Fleckchen ganz Italiens für ihre eremitische Heimstätte auserwählt. Unbeschreiblich ist die Aussicht, welche sich uns von hier nach allen Seiten hin eröffnet. Nur Neapel ist nicht zu sehen, denn St. Elmo liegt davor, — aber was tut das! Von Ischia, oder nein, von noch weiter rechts, vom Lago del Fusaro am Golf von Gaeta, der wie flüssiges Silber über die Landenge von Baja hinwegleuchtet, bis weit hinüber nach links, bis nach Sorrent und Capri ein einziges unbeschreiblich herrliches Panorama, das mit seinem stetigen Wechsel von gigantischen Bergformationen, üppigen Ebenen und Tälern, Weinbergen und dicht besiedelten Ortschaften, mit dem rauchenden Berg im Innern des Halbkreises und dem leuchtenden Meere wohl kaum auf Erden seinesgleichen hat. Und wie entzückend sich das alles von hier oben ausmacht, wie malerisch-ästhetisch, als gäbe es gar keinen Schmutz, gar keine Armut oder Durcheinander dort drüben in Antignano, oder in Baqnoli, Pozzuoli und wie sie alle heißen.

übrigens tritt, von hier aus gesehen, der vulkanische Charakter der Bergformation in Richtung auf Pozzuoli einprägsam in Erscheinung. Die Solfatara ist nur einer der vielen ausgebrannten Krater, welche das Bergmassiv bis hinüber zum Golf von

Caeta bilden. Die mächtige Astroni, die Campiglione und Cigliano und wie sie alle heißen, — einst haben sie hier alle Feuer und Verderben gespien, und meine Phantasie suchte diese Gegend nach jenem schreckhaft-schönen Urbilde wieder zu beleben. Notabene möchte ich an dieser Stelle auf Rants vorzügliche Abhandlung über die Vulkanbildung und deren typisches Auftreten am Meere verweisen. Es ist da so grundlegendes gesagt, daß — wenn auch das ein oder andere durch die moderne Forschung und Wissenschaft vorläufig wenigstens widerlegt erscheint — der große Zusammenhang doch unbestritten ist.

Auf dem Rückwege, den wir diesmal etwas bequemer nach einer andern Richtung einschlugen, gingen bald vor, bald hinter uns acht junge Burschen, welche sich mit Liedern ihren Marsch verkürzten. Wie musikalisch diese Leute waren! Es war ein wirklicher Genuß, ihnen zuzuhören, und unwillkürlich mußte ich das eintönige, plärrig stumpfsinnige deutsche Soldatenlied, wie man es so im allgemeinen hört, dagegen halten. Sie sangen mehrstimmig, etwa nach Art jener Musikkapelle, welche wir am Abend vorher auf der Piazza S. Ferdinando in Neapel gehört hatten, wo jeder für sich zu spielen schien und wo sich doch die Instrumente immer wieder zum harmonischen Einklang fanden.

Und nun nach Cpri hinüber, diesem kostbarsten aller Juwelen, dieser — Insel der Seligen. Capri ist ein Gedicht, das sich immer von neuem wieder selber dichtet und dessen erste Strophe beginnt, wenn wir in Neapel den Dampfer besteigen.

Ja, dieses Neapel ist von der See aus gesehen ja eigentlich erst Neapel. Wie es gischartig und ungebärdig emporspritzt an den einpferschenden Höhen hinauf bis zum Kastell S. Elmo und dem Kartäuserkloster S. Martino, so ist sein Leben und sein innerstes Wesen, das seine ewig junge Kraft aus dem ewig bewegten Meere schöpft.

Und dann fahren wir hinaus, der Sonne und dem lichten Morgen zu und an dem majestätisch aus dem Meere steigenden Vesuv vorbei, auf dem wieder die silbergraue Fahne weht. Dort drüben, auf dem schmalen Streifen zwischen dem Berg und dem Meere liegen Herculaneum und Torre del Greco, jene Ortschaften, die trotz aller Bösartigkeiten des Berges immer wieder aus den Ruinen erstanden sind. Und südlich davon, etwas weiter landeinwärts, Pompeji, die zum Museum gewordene Ruinenstadt, das langgestreckte Castellamare dann mit seinem flachen, üppig strahlenden Hinterland und schließlich die Berge wieder, die sich bis ans Meer herandrängen und mit ihrem jähen Absturz die grandiosesten Küstenformationen bilden. Wie eine Messerschneide, so hebt sich scharf und klar der lange Rücken ab, der sich vom Monte Taito aus nach Süden zieht und über ihn hinweg erhebt sich im Hirtergrund das schneebedeckte, leuchtende Haupt des Monte S. Angelo.

Nach Sorrent kommen wir dann und wie eine Schaar Mäven umkreisen den Dampfer die Hotelboote. „Cocumellá“ . . . „Hotel Verlei“ . . . „Cocumellá“ . . . „Victoria“ . . . „Cocumellá“ . . . „Cocumellá“ . . . so umschwirrt es uns von allen Seiten, und wir haben unsere Lust an diesen tanzenden, durcheinander fliegenden Boeten.

Aber dann verlassen wir die Küste, der Dampfer fängt an zu stampfen, ein frischer Wind weht von Westen her und unser Kurs geht ins offene Meer hinaus und nach Capri hinüber. Eine halbe Stunde noch und dann sind wir da und vor uns liegt sie diese paradiesische Felseninsel der Erzkloven.

Capri trägt eigentlich seinen Ruf und seine Berühmtheit an unrunder Stelle, denn die „blaue Grotte“, welche alle Welt mit diesem Begriffe identifiziert, hat im Vergleich zu all den übrigen, unnennbaren landschaftlichen Schönheiten dieser Insel als Virtuosenstückchen der Natur eine untergeordnete Bedeutung. Freilich ist sie etwas höchst eigenartiges und bezauberndes, diese Grotte mit ihrem unbeschreiblichen Licht und ihrem fast chemisch blauen Wasser. Es gibt wohl kaum eine Bezeichnung für dieses stählern-kristallne Blau, das trotz seiner intensiven Farbe so klar und durchsichtig ist wie Glas. Ich kann mir nicht helfen, aber dieses Wasser ist unnatürlich und mit einer gewissen Ueberwindung lasse ich meine Hand hineingleiten, die sofort eine leichensarbene Blässe bedeckt. Ich habe das Gefühl, als wenn dieses Wasser einen starken Zusatz von Blausäure habe, der vergiftet, wenn man damit in Berührung kommt. Und ich weiß nicht, ob dieses Gefühl nicht über jeden kommen muß, der eine instinktive Aversion gegen alles Raffaelische Equilibristentum hat, auch wenn die Natur selbst solche Virtuosenstückchen uns vorführt. Und ich muß offen gestehen, daß ich aufatmete, als wir — lang im Boote liegend — durch die kreisrunde, kaum ein Meter hohe Oeffnung gegen die einströmende Brandung wieder heraus ins Tageslicht schossen.

Ganz anders verhält es sich mit Capri selbst. Durch Orangen- und Zitronenhaine, zwischen wild und üppig blühendem Goldlack und strohenden Kakteen fahren wir mit der Zahnradbahn hinauf. Zum Greifen nahe hängen die Apfelsinen wie ovale Bälle, der Wein fängt schon wieder an zu blühen und da und dort, eine mehr untergeordnete Rolle spielend, mischt in diese satte Farbensymphonie die Olive ihr schlichtes mattgraues Blatt hinein.

Das Städtchen selbst heimelt gleich beim ersten Schritte an, den man hineintut, und das alte Original aus dem „Kater Hidi-geigei“ mit seinem orientalischen Turban auf dem mächtigen, rassigen Schädel zwinkert uns mit seinen alten schelmischen Augen wie einem guten Bekannten zu.

Und nun wandern wir durch diese paradiesische Wildnis, an schörgeistigen Villen und tropischen Gärten entlang, an kleinen, intimen Palästen, von Bäderästen erbaut als Tempel der Liebe zum Antinous oder Hermaphroditen, oder wir steigen auf schma-

lem Pfad zwischen muchernden Riesenkakteen bergan. Es ist eine üppigkeit ringsum und ein Dufte und Rosen, daß uns fast die Sinne vergehen wie im dionysischen Rausch eines sinn- und schönheitstrunkenen Bacchanals. Oder wir stehen auf der Punta Tragara, dieser äußersten Spitze des Vorgebirges, und unsere Blicke gleiten die steilen, dunkelfarbigen Felsenklippen hinunter in das tiefblaue Meer. Das aber dehnt und streckt sich in der südlichen Sonne so weit das Auge reicht, und unsere Gedanken fliegen gleich Schwalben hinüber nach Tunis. Ja, das dürfte wohl hier die äußerste Grenzscheide sein von Europa, denn das, was jenseits kommt, auch wenn es Sizilien heißt, gehört ob seines Menschen- schla- ges, ob seines Tier- und Pflanzenreiches bei Lichte be- sehen doch wohl schon jener anderen, afrikanischen Welt an. Und wie es immer so ist, wenn ein Ideenkomplex oder ein Kulturkreis in seinem letzten, allerletzten Stadium sich gleichsam wie ein Wellenkamm überbrechend noch einmal vor seinem Ende eine Erscheinung zeitigt, die in ihrem barocken Gestaltungswillen sich selbst noch zu übertrumpfen bestrebt ist, so hat auch diese Insel in ihrer märchenhaften Schönheit etwas, das mit allen Werdemöglichkeiten zu spielen und zu jonglieren scheint. Und darum ist es auch durch- aus kein Zufall, daß diese Insel von den altrömischen, lukullischen Schlemmerzeiten her bis auf den heutigen Tag immer die Insel der Ueberfättigten gewesen ist, der Ueberreifen und Ueberkulti- vierten, jener merkwürdigen, femininen Gestalten, denen Genie und Wahnsinn, Adel und Degeneration im Gesichte geschrieben steht.

Und wenn dann gar noch der Abend kommt und die blaue Nacht mit ihren zitternden Sternen, wenn die immer linden Lüfte dieses Eiland umspielen und Blütendüfte durch die offenen Fenster tragen, dann ist es uns für Augenblicke, als lebten wir auf einem anderen Stern in ewig währenden, göttlichen Harmonien.

Aber wir wissen und fühlen, daß wir auf die Dauer es hier nicht ertragen würden, ja wir ahnen, daß „unser“ Paradies doch noch anders gestimmt ist. Trotzdem fällt es unendlich schwer, wenn wir uns losreißen müssen. Mit sehnsüchtigen Augen stehen wir hinten am Heck des Schiffes und sehen dieses irdisch-sinnliche Pa- radies mehr und mehr verschwinden und ins Meer tauchen. Wie ein silbergrauer Schleier zieht es vor unsere Augen und im feuch- ten, vom Meere aufsteigenden Nebel schwindet Capri wie ein Land, das unsere nimmermüde Seele sich im Traume schuf.

Aber sieh, da drüben liegt ja Castellamare wie ein goldschim- merndes Band in scheidender Sonne und rötlich wallt es empor aus dem Bessw. Möven umkreisen das Schiff in herrlichem Gleit- flug, glutrot sinkt über Ischia die Sonne ins wellige Meer und wirft eine Straße von Gold bis zu uns herüber in den weißen Schaum der Bugwelle hinein. Die Nacht zieht herauf, getragen von weichen Flügeln und vor uns, aus den dunkelen, blau-schwar-

zen Schatten flammt plötzlich und herrisch das Leben, — Neapel, auf.

Und die Nacht vergeht und wieder zieht in strahlender Sonne ein neuer Tag herauf. Wie reich sie alle sind! Und zugleich mit diesem jauchzenden Glücksgefühl empfinden wir doppelt schwer die Leere und innere Armut all jener Tage des Alltags, die wir — wenn wir nur das Wollen hätten — allesamt auch so gestalten und erfüllen könnten wie einen losgelösten Abschnitt unseres Lebens. Es ist nicht auszudenken, wie maßlos wir uns mit unserer eigenen Stumpfheit schädigen.

Dieser letzte Abschnitt, zu dem ich jetzt komme, trägt die Ueberschrift „Pompei“ und behandelt einen der tiefsten und denkwürdigsten Eindrücke, welche ich von dieser ganzen Reise mitgebracht habe. Und wenn ich dem gleich auf den Grund und der eigentlichen Ursache zu diesem hervorstechenden Erlebnis nachgehe, so komme ich zu folgendem Ergebnis:

Das Hauptmoment dieses Erlebnisses lag wohl in der so überaus beredten und plastischen Einführung in das Privatleben des antiken Menschen und in der unausweichbaren, dauernden Gegenüberstellung desselben zu dem unsrigen. Was uns bisher begegnet war und was uns noch in Rom begegnen sollte, das bezog sich doch alles auf die Kunst, oder auf die Kultur im allgemeinen, d. h. auf die Lebensäußerungen besonderer Menschen. Hier dagegen machten wir Bekanntschaft mit jener Gattung Mensch, die zu allen Zeiten numerisch in der denkbar größten Ueberszahl ist und auf die — als Masse genommen — jene wenigen Auserlesenen dauernd einwirken, um sie auf ein höheres Niveau zu heben. Nebenbei bemerkt rede ich hier nicht etwa von einer absichtlichen Einwirkung. Eine solche wird stets irgend eine — wenn mitunter auch unbewusste — unsaubere Triebfeder haben. Die rechte Einwirkung erfolgt lediglich ohne bewußten Willen auf Wirkung, ja, das Abwägen der Wirkung — gerade auch im Hinblick auf das künstlerische Schaffen — ist stets Ausdruck einer Inferiorität. Die eigentlichen Führenden sind immer zugleich die großen Unbewußten. Ihr einziges Wissen besteht darin, daß ihr Handeln die Offenbarung eines höheren Willens ist.

Wenn wir nun auch aus innerster, christlicher Ueberzeugung heraus keinen Unterschied zwischen Mensch und Mensch machen, was die letzten und eigentlichsten Dinge betrifft, so läßt sich doch auch wieder auf der anderen Seite nicht abläugnen, daß die Menschheit sich in zwei Lager teilt: in die Geführten und die Führenden. Dabei ist freilich zu bemerken, daß die scheinbar (politisch, militärisch) usw. Führenden in der Regel alles andere sind als die eigentlichen Führer. Sie sind vielmehr im wahrsten Sinne des Worts nur zeitweilige Handlanger, die sofort und spurlos von der Bildfläche verschwinden, sobald ihre Rolle ausgespielt. Der eigentliche Führer hingegen ist nirgends anders als in der lebendigen Idee denkbar. Da diese in ihrer Bewegung aber stets der schwer-

fälligen Masse und deren Entwicklungsstadium um ein beträchtliches voraus sein wird, so werden die eigentlichen Führer einer Epoche dieser fast ausnahmslos unbekannt oder aber revolutionär verhaßt sein. Jedenfalls wird der wahre Führer stets erst posthum zu seiner eigentlichen Geltung und Bedeutung kommen.

Im Gegensatz zu diesem stets Neuland schaffenden Geist der Führenden repräsentiert die Masse das streng konservative Element, ohne das eine Entwicklung schlechterdings ein Nonsens wäre. Denn was hätte das Streben an sich für einen Wert, wenn nicht gleichzeitig etwas wäre, das — seiner Wesensart gemäß — einzig und allein darauf aus wäre, das Erreichte zu bewahren und es gleichsam stabil zu machen? Ohne Bewegung ist keine Ruhe und ohne Ruhe keine Bewegung. Von diesem Gesichtspunkte ist die vielgeschmähte Masse nicht allein eine Natursondern sogar eine göttliche Notwendigkeit.

Das Bedauerliche liegt nun darin, daß die wenigsten Vertreter der Masse sich für das halten, was sie in facta sind, sondern daß sie meinen, — der Deutsche ist übrigens besonders groß darin! — Originale zu sein und deshalb glauben, ein Anrecht darauf zu besitzen, daß sie zu der Kategorie der Auserwählten gerechnet werden. Und es zeigt sich, daß gerade diejenigen unter ihnen, welche die hervorragendsten Qualifikationen zu besitzen scheinen und bei jeder irgendwie denkbaren Gelegenheit ihr Licht leuchten lassen müssen, die allergrößten Stümper und gefährlichsten Flachköpfe sind. Dünkel und Ueberhebung charakterisieren den Talmipropheten ebenso, wie Demut und Bescheidenheit die typischen Merkmale des wahrhaft großen Menschen sind.

Wenn wir nun daran gehen, den Geist einer bestimmten Zeitepoche zu erfassen, so wird es sich immer darum handeln, die geistige Konstellation der Masse sich zu vergegenwärtigen, mit andern Worten also den Geist, der gewissermassen bereits seßhaft geworden ist. Nur unter dieser Voraussetzung können wir zu einer richtigen Bewertung eines bestimmten und umgrenzten Zeitabschnittes gelangen. Freilich, auch die Erkenntnis der großen Kulturbewegung, in welcher dieser betreffende Abschnitt liegt, ist vonnöten, — als das Primäre ist das sogar selbstverständliche Grundbedingung, — aber wir dürfen uns unter keinen Umständen, wie das leider fast ausnahmslos zu geschehen pflegt, dazu verleiten lassen, das Auftreten einer Idee oder einer Kultur zeitlich mit dem Massegeist zusammenzulegen, da ja die Geburt dieser Idee immer zwei, drei, ja sogar noch mehr Generationen vorher erfolgt ist. Bei welcher Erscheinung wir also auch immer nach den eigentlichen Führern und Trägern nachsuchen wollen, müssen wir meistens 100 und mehr Jahre tiefer in die Vergangenheit vordringen.

Ich weiß, daß diese These der pädagogischen Geschichtsbehandlung diametral widerstrebt, gerade darum aber unterstreiche ich

sie, weil ich der Ueberzeugung bin, daß die falsche Betrachtungsweise der historischen und kulturellen Zusammenhänge unendlich viel dazu beiträgt, das Urteil des Einzelnen oft lebenslang im negativen Sinne zu beeinflussen, insofern nämlich, als von vornherein eine Stimmung gegen alles Neue, wahrhaft Geistige und darum auch gegen alles Revolutionäre groß gezüchtet wird. Hauptsächlich darauf zurückzuführen ist unter anderem z. B. auch der schwere Stand jeder wahren Kunst. Indem man in den Schulen lediglich den Ton auf die Idee selbst legt, diese aber stets mit der Epoche verbindet, wo die Masse bereits als deren Trägerin auftritt, und indem man andererseits (Christus ausgenommen) die eigentlichen Urheber dieser Bewegungen gemäß ihres Lebensschicksals als Außenseiter und gefährliche Individuen behandelt, für welche Kreuzigung oder Verbrennung, Erschießung oder Zuchthaus das einzig Gegebene war, wird schon der Jugend eine Ablehnung alles fortschrittlich Geistigen injiziert. Man hält sich an Autoritäten, deren Werke mittlerweile ad usum delphini zurechtgerichtet worden sind.

Projizieren wir das eben Gesagte auf das Altertum, so läßt sich unschwer erkennen, daß wir zu einem zutreffenden Bilde nur gelangen können, wenn es uns gelingt, einen Einblick in das Leben der Masse zu bekommen. Nur dies kann uns einen Anhalt für das wirkliche Kulturniveau bieten. Da es nun aber ungeheuer schwer ist, gerade dahinter zu kommen, weil nämlich im allgemeinen das Leben des einzelnen Durchschnittsmenschen (da ja nicht er, sondern die Masse Träger ist), spurlos im Zeitenstrom verschwindet, müssen wir dem Schicksal und dem Besatz doppelt verbunden sein dafür, daß sie uns in Pompei etwas an die Hand gegeben haben, worauf wir uns mit ziemlicher Sicherheit stützen können. Zudem dürfte es ja überhaupt so ziemlich das Einzige sein, was uns einigermaßen komplett überliefert worden ist, wenn wir von den Kunstwerken, den Trümmern der Monumentalbauten und den schriftlichen Dokumenten absehen. Aber gerade diese drei letztgenannten Faktoren vertreten ja doch gerade die Linie der außerordentlichen Menschen oder die der oberen Minorität, für welche zu allen Zeiten immer eine Art Ausnahmegesetz besteht. Wir wollen ja doch nun aber gerade die breite Masse und deren Kultur, den gewöhnlichen Bürger und seine Umgebung kennen lernen, d. h. den Vertreter der Majorität, — und eben dazu kommen wir lediglich durch Pompei.

Nun findet sich allerdings in allen Büchern und Abhandlungen über diese im Jahre 79 n. Chr. durch den Ausbruch des Vesuv, oder besser gesagt durch den Aschenregen verschüttete Stadt die Bemerkung, Pompei sei ein beliebter Landaufenthalt der vornehmen Römer gewesen. Also auch hier wieder die oberen Zehntausend! Als ob es — weiß Gott — ohne diese durchaus nicht gehen sollte, oder als ob es in der ganzen Vergangenheit nur solche gegeben hätte! Es ist wirklich lächerlich, wie eitel die Menschen sind.

Sie scheinen sich in der That nur wohl zu fühlen, wenn sie ihre eigenen kleinbürgerlichen Verhältnisse mit dem erborgten Glanze der Oberen vergolden können. Und wenn der Pimp, den sie da aufnehmen, nicht einen Pfefferling einbringt, ja wenn er sie ihre eigene Misere nur noch umso schärfer fühlen läßt, — daß sie sich mittelst ihrer Phantasie in dem Lichte oberer Regionen ein wenig sonnen können, gibt ihrem Domestikendenken die Befriedigung und — das bißchen Genugthuung, das sie doch nun einmal brauchen. Ja, ja, ein „Vornehmer“ muß es sein, sonst . . . verliert die ganze Sache ihren Reiz.

Ich sehe nun in der That nicht ein, warum gerade Pompei ein beliebter Landaufenthaltort der vornehmen Römer gewesen sein soll, zumal 10 Prozent dafür, 90 Prozent aber dagegen spricht. Gibt es denn in einer ganz communen Provinzstadt von 20- bis 30 000 Einwohnern keine vornehmen Häuser? Wenn nun aber — sagen wir z. B. Schweidnitz bei Königszelt in Schlessien seine 5,6 vornehmen Wohnungen aufzuweisen hat, kann man denn deshalb behaupten, Schweidnitz sei ein beliebter Landaufenthalt der vornehmen Berliner? Im letzteren Falle liegt die Ungereimtheit des Rückschlusses auf der Hand, was allein schon Beweis genug für die Haltlosigkeit der Pompeianischen Theorie wäre, wenn nichts anderes sich gegen sie anführen ließe. Nun sprechen aber noch so viele andere Momente dagegen, daß man einen ganzen Band damit füllen könnte.

Der vornehme Römer hatte seine Landvillen in Tivoli, in Frascati oder sonst irgendwo in den Albanerberger. Wenn er sich aber außerdem noch am Golf von Neapel niederließ, dann ganz gewiß überall eher als ausgerechnet in Pompei, das landschaftlich absolut unbedeutend ist. Da der Haupthafenplatz Pozzuoli war und der vornehme Römer — genau wie heute — merkantile Beziehungen unterhielt als Großkaufmann usw., so ist mit ziemlicher Gewißheit zu vermuten, daß Bagnoli und der Posilip, oder auf der anderen Seite Baja, Ischia usw. so etwas wie aristokratische Vorstädte der Handelszentrale waren, zumal sie mit der Annehmlichkeit, nicht weit vom Tätigkeitsfeld zu wohnen, gleichzeitig hervorragende landschaftliche Reize boten. Und wer ganz vornehm war, der ließ sich in Capri einen Palast bauen. Es ist wirklich schlechterdings nicht anzunehmen, daß der Römer, wenn er nach Neapel ging, auf die Berge und das Meer sollte verzichten haben, besonders auf das letztere, das ihm doch in der heißen Jahreszeit gerade die Kühlung und Erfrischung gewährte, derentwegen, wenn man noch das Fieber hinzurechnet, er überhaupt Rom verließ. Es lag also nicht die geringste Ursache vor, ausgerechnet nach dem landeinwärts gelegenen, abseitigen Pompei zu gehen, das ja außerdem noch in ständiger Bedrohung, oder zum mindesten Belästigung durch den Besuw lag. Von nicht zu unterschätzender Bedeutung endlich waren auch noch die Entfernungen,

die Straßen und Fahrgelegenheiten, alles Momente, die aufs entschiedenste gegen diese Theorie sprechen.

Liefert nun allein schon die Lage dieser Stadt und ihre Beziehung zu den vorherrschenden Verhältnissen innerhalb der alt-römischen vornehmen Welt Beweismaterial genug für die eingangs erwähnte Annahme über die Zusammenziehung der Einwohnerzahl, so wird m. E. diese Beweiskette ad infinitum fortgeführt durch die Stadt selbst, d. h. durch ihre Anlage, ihre öffentlichen und privaten Häuser, ihre Tempel und Theater und was der Dinge mehr sind.

Goethe schreibt in seiner „italienischen Reise“: „Pompei jetzt jedermann wegen seiner Enge und Kleinheit in Bewunderung. Schmale Straßen, obgleich gerade und an der Seite mit Schrittplatten versehen, kleine Häuser ohne Fenster, aus den Höfen und offenen Galerien die Zimmer nur durch die Türen erleuchtet. Selbst öffentliche Werke, die Bank am Tor, der Tempel, sodann auch eine Villa in der Nähe, mehr Modell und Puppenschränk als Gebäude.“ Und er schließt diesen Abschnitt, indem er von dem wunderlichen, halb unangenehmen Eindruck dieser „mumifizierten Stadt“ spricht, den er durch ein frugales Mal abwusch.

Nun hat ja freilich Goethe nur einen kleinen Teil dieser Stadt zu Gesicht bekommen, da die eigentlichen Ausgrabungen erst später stattfanden, oder vielmehr noch heute stattfinden. Ja, einen richtigen Eindruck erhält man eigentlich erst in dem Teile, der in allerjüngster Zeit nach einer ganz neuen Methode freigelegt und dem breiten Publikum zur Besichtigung noch garnicht erschlossen ist.

Diese neue Methode übrigens geht nicht, wie es bisher geschehen ist, nach Abtragung der Erd- und Mischenschicht *senkrecht* durch die Dächer nach unten, sondern sie gräbt nur die Straße aus, um dann, wenn diese frei gelegt ist, *wagerecht* in die Häuser zu gehen. Auf die Weise bleibt alles erhalten, gerade auch das Dach, die Balkone, die einzelnen Stockwerke u. s. w.

Trotzdem aber behält die Auslassung Goethes ihre Richtigkeit, denn Pompei überrascht auch heute noch durch seine Enge und Kleinheit. Pompei ist eben eine typische Provinzstadt, deren Einwohnerzahl sich hauptsächlich aus Kleinbürgern zusammensetzte. Daß in diesem Milieu einige „vornehere“ Leute, wie z. B. der wohlhabende jüdische Bankier u. a., nicht fehlten, versteht sich von selbst. Im großen und ganzen jedoch waren es wohlhabende Bürger, die sich nach römischem Vorbild ihre Häuser ausstatten ließen, und zwar nicht etwa mit echtem Material, wie es die römischen Aristokraten bestimmt getan hätten, sondern mit Ersatz. Anstelle des Marmors wurde Stuck verwendet, welchen man marmorierte oder mit Bildern bemalte und so die römische Villa innenarchitektonisch in miniature nachbildete. Wucht und Monumentalität, die typischen Zeichen des römischen Großen auch in seinem Privathaus, finden sich nirgends, ausgenommen das Amphitheater und die Thermen. Auch das Forum hat nichts, was über den Rahmen und die Verhältnisse einer

Wittelstadt hinauswies, zumal zu bedenken ist, daß Pompei wegen seines fruchtbaren Hinterlandes sicherlich eine wohlhabende Provinzstadt gewesen ist, die sich ein schmuckes Marktplätzchen leisten konnte.

Wie gesagt: Das Amphitheater und die Thermen, das wären wohl die einzigen Gebäude, deren Vorhandensein jene „vornehme“ These rechtfertigen dürften. Aber selbst das trifft bei Lichte gesehen nicht zu. Denn was das erstere, das Theater mit seinen 5000 Sitzen anbelangt, so darf uns sein Bestehen in einer Stadt von ca. 25 000 Einwohnern keineswegs Wunder nehmen. Einmal nämlich spielte das Theater zur damaligen Zeit eine erheblich größere Rolle als heute. Nicht nur, daß es gleichzeitig Vergnügungs- und Erbauungsetablisement war, indem in ihm abwechselnd Lustiges und Ernstes gegeben wurde, es diente ja doch auch anderen Zwecken. Ich erinnere nur an die beliebten und Mode gewordenen Gladiatorenkämpfe, an die sportlichen Wettkämpfe, denen eine hervorragende Bedeutung zuzumessen ist, an zirkusähnliche Veranstaltungen u. s. w. — u. s. w. Wozu heutzutage jeder Mittel-, ja sogar Kleinstadt eine ganze Reihe von größeren und kleineren Sälen, Anlagen und Plätzen etc. zur Verfügung stehen, das vereinigte in der damaligen Zeit alles das Amphitheater in sich. Und da außerdem, im Ausgang eines Kulturkreises, von einer ernsthaften religiösen Strömung nicht die Rede sein kann, also auch der Tempel kein Anziehungspunkt mehr sein konnte, so ging eben alles ins Theater. Ich bin sogar überzeugt, daß auch politische Versammlungen u. ä. dort abgehalten wurden. Und nun bitte ich zu bedenken: Wenn heute eine Mittelstadt alles, was sie an Sälen, Sportplätzen, Theatern und Kinos besitzt, auf einen einzigen Raum konzentrieren, beziehungsweise auf ein einziges Gebäude auswenden würde, ob da nicht auch so etwas ähnliches zustande käme. Das Amphitheater war eben das Zentrum des öffentlichen Lebens, welches allen Eventualitäten rauminhaltlich gerecht zu werden hatte.

Daneben findet sich nun noch eine andere, ebenso aus den damaligen Verhältnissen herausgewachsene und aus dem Kultur-niveau sich selbstverständlich ergebende Erscheinung, die Thermen. Auch diese waren, genau wie das Amphitheater, ihrer Frequenz wegen eine öffentliche Notwendigkeit. Zufolge der heißen Temperatur fast das ganze Jahr hindurch und der Ausmaße, welche das Sportwesen und die Körperkultur im allgemeinen angenommen hatten, waren auch sie ein zwingendes, öffentliches Bedürfnis. Und wenn man nun noch hinzunimmt, daß man sich damals daran gewöhnt hatte, einen großen Teil des Tages in den Bädern zu verbringen, so wird auch der Luxus nicht wunder nehmen, den man auf diese Thermen anwandte. Da außerdem, wie ich ja ausgeführt habe, in jenen Zeiten der Decadence Körperkultur und Erotik die fehlende Religiosität ersetzten, so wurde eben mit dem Pomp, den eine spätere Epoche den Kirchen zuteil werden ließ, in jener nachgriechisch-römischen Episode die Bäder, als die Tempel des Leibes ausgestattet. Nacktkultur und alles

damit Verwandte war in ihnen zuhause und wer seine Erbauung, oder seine (physisch-psychische) Reinigung (sprich: Absolution) haben wollte, der ging eben in die Bäder. Wenn also eine Stadt wie Pompei zwei große Thermenanlagen aufzuweisen hat, so darf uns das in der Beurteilung der städtischen Bevölkerung hinsichtlich ihrer gesellschaftlichen Zugehörigkeit nicht irre führen. Und wenn auch heute, wo wirs doch so herrlich weit gebracht haben, eine etwa gleichgroße Stadt des wegen seiner Sauberkeit und Hygiene vielgerühmten Deutschen Reiches, sagen wir z. B. Schweidnitz, nicht einmal eine öffentliche Badeanstalt besitzt, die den allerprimitivsten, mittelalterlichen Sauberkeitsbedürfnissen entspricht, so läßt selbst das keinen Rückschluß auf die „besonders vornehme“ pompejanische Einwohnerschaft zu. Die Leute legten eben damals größeren Wert auf eine anständige Badeanstalt, als auf ein ganzes Viertel Kasernen. Wasser- und Freilichtbäder erschienen ihnen notwendiger als eine von Kommisbrot und Fußlappen geschwängerte Atmosphäre. Aber Max Hoppenstädt hatte ja gesagt: „Der Italiener ist eben von Natur ein Schwein“, und der muß es ja wissen.

Und nun sehe man sich doch einmal diese Bäder an und vergleiche sie selbst mit den komfortabelsten, großstädtischen Schwimm- und Badehallen.

Zentralheizung selbstverständlich, ebenso kalte und warme Bäder, Auskleideräume, Schweiß- und Wannenbäder, Schwimmbassins, je eins für die beiden Geschlechter, Säulenhöfe für gymnastische Übungen, kalte und warme Duschen, Liegehallen, Lesezimmer, Speiseräume, Spielzimmer, kurz alles, was das Herz begehrt. Und die Wände ringsum voll Frieze, die Gewölbe ausgelegt mit Mosaiken, die Flächen und Pfeiler, in denen Bronze- und Marmorstatuen, Imitation berühmter griechischer Meisterwerke standen, kunstvolle bronzene Kohlenbecken von phallusstrotzenden Faunen getragen dienten zur Erwärmung in den kühleren Jahreszeiten, und so wie sich die wohlhabenden Familien der heutigen Generation — sagen wir vom Jahre 3024 aus betrachtet — verehigt haben dadurch, daß sie einen goldenen Nagel mit ihrer Namensaufschrift in ein Brett genagelt haben, dessen Bedeutung nur noch die Geschichtsbeflissenen verstehen werden, so haben sich die Kapitalisten jener Zeit ein bleibendes Andenken geschaffen dadurch, daß sie schlicht und einfach ihren Namen auf irgend eine besondere Zuwendung setzen ließen, welche den Komfort dieser Thermen vervollständigte.

Endlich, noch als dritter öffentlicher Versammlungsraum der Marktplatz, das Forum mit seinem Jupitertempel, der die nördliche Schmalseite dieses in die Länge gezogenen Vierecks ausfüllt und das den Tribunalien, also dem Rathaus, auf der schmalen Südseite gegenüberliegt. Unter den schattigen oder gegen Regen schützenden, bedeckten Säulengängen an den Längsseiten entlang lagen die Verkaufshallen und Läden mit ihren gelb- und rotfarbigen Schildern, genau wie heute auf dem Markusplatz in Venedig oder jenen malerischen deutschen Städten, auf deren Marktplätzen

noch die mittelalterlichen Laubengänge erhalten sind. Ungleich größer als der Tempel des höchsten Gottes ist — bezeichnenderweise — auf der Westseite der Tempel des Apoll, dem gegenüber ein Miniaturtempel des Vespasian liegt.

Mit diesen Tempeln hat es seine besondere Bewandnis. Wenn man sich nämlich die Gestalten, denen sie errichtet und gewidmet sind, vergegenwärtigt: Apoll, Askulap, Fortuna, Isis, Jupiter und Vespasian, so ergibt sich eigentlich schon aus dieser Zusammenstellung, daß es dem pompeianischen Menschen mit der Religion unmöglich ernst gewesen sein kann. Man verehrte alles mögliche durcheinander, den Begründer der medicinischen Wissenschaft neben der Glücksgöttin, die ägyptische Isis neben Jupiter und dem Kaiser. Es kam ja auch wirklich bei diesem Überintellektualismus der damaligen Oberschicht wenig oder garnicht darauf an, welche Statue auf dem Hochaltare stand, Hauptsache daß man die verschiedenartigsten Embleme an der Hand hatte, um mit ihnen die ewig tumbhe Masse an der Nase herumzuführen. So wie heute der Staat oder die politischen Parteien mit ihren ethischen oder religiösen Leimruten auf den Bauernfang ausziehen, genau so geschah es damals. Der Unterschied liegt nur darin daß man heute eine Fahne, damals eine Figur anbeten ließ, — im Prinzip kommt beides auf dasselbe hinaus.

Nur in einem Punkte zeigt sich so etwas wie ein Anlauf zu tieferer Religiosität: die Gräberstraße vor dem Herkulaner Thor. Ernst und würdig begrenzen die vierkantigen, von feierlichen Cypressen umrahmten Monumente die Straße außerhalb der Stadtmauer. Wer nach Pompei kam oder wer Pompei wieder verließ, — der erste und letzte Gruß kam von den Toten. Schlicht und einfach, aber voll monumentaler Wucht und Größe, sind diese mächtigen, quadratischen Blöcke auf einem, gewissermaßen dorischen Fundament Zeugen eines Menschengeschlechtes, das sich, auch im Provinzstadtbürger, als Herren der Welt fühlte und dem — vielleicht am ehesten an den heutigen Engländer erinnernd — eine gewisse Großzügigkeit auf der Stirne geschrieben stand. Diese Gräberstraße mit ihrer feierlichen Würde und ihrer römisch-diktatorischen Sprache des Todes gehört zu den nachhaltigsten Eindrücken, die ich in Italien gehabt habe.

Die Häuser sind klein; eng zusammengedrängt schließen sie die schmalen Straßen ein, deren mit Lavablöcken gepflasterter Fahrdamm um etwa einen halben Meter tiefer liegt als die beiderseitigen, oft kaum für zwei Fußgänger nebeneinander ausreichenden Bürgersteige. Das Überqueren des Fahrdammes geschah an den Straßenecken über drei Schrittsteine, zwischen denen hindurch die hohen zweirädrigen Wagen zu fahren hatten. Kneipen, d. h. Weinlokale gab es überall. Sie sind kenntlich an den drei, nebeneinander liegenden, gemauerten Behältern, aus denen drei verschiedenen Sorten geschöpft und kredenzt wurden.

Über das römische Haus selbst nun und seine Inneneinrichtung (Atrium, Vestibulum, Peristylum usw.) ist schon so viel Wesentliches und Unwesentliches geschrieben worden, daß ich nur Eulen

nach Athen tragen würde, wenn ich mich darüber verbreiten wollte. An sich ist es ja schließlich auch ganz gleichgültig, welcher modus sich als der zweckmäßigste ergeben hat, zumal die klimatischen Verhältnisse noch heute bestimmend und ausschlaggebend auf die Wohnverhältnisse einwirken. Worauf es mir speziell ankam, war die Aufdeckung der sozialen Unterschiede und die Erforschung des Kulturniveaus.

Was das erstere betrifft, so konnte ich konstatiern, daß sich seit 79 n. Chr., also seit der Verschüttung Pompejis, bis auf den heutigen Tag nichts, aber auch wirklich keine nichts geändert hat. Fast bis auf den Zentimeter zugeschnitten und menschenunwürdig begrenzt sind die Wohnungen der einen Schicht, während die der anderen in Ausdehnung und Bequemlichkeit einander überbieten zu wollen scheinen. Das schöne Schlagwort vom sogenannten „Fortschritt“ bezieht also auch hier seine kräftige Abfuhr. Trotz sogenannter christlicher Kirche und christlicher Nächstenliebe haben sich die Verhältnisse nicht um ein Jota geändert und das ganze Gerede von Besserung und Aufstieg der Massen seit jenen heidnischen Zeiten ist und bleibt nur albernes Geschwätz. Das Christentum kann und wird niemals mehr daran etwas ändern können. Denn seit es sich neben den anderen Heilsideen (ich spreche jetzt natürlich von der Kirche, von dem Dogma beider Konfessionen und damit Verwandtem) als Vorspann in den Wagen des Kapitalismus einspannen ließ, hat es seine bewegende, auf die Entwicklung zustrebende Kraft und damit seine Existenzberechtigung eingebüßt.

Da nun zu einer gewissen Kultur immer auch eine gewisse Freiheit vom Gelde und seinen Auswirkungen gehört, so werden wir uns diese bei jenen pompejanischen Massevertretern der unteren Schichten kaum wesentlich anders zu denken haben als bei unseren Entrechteten und Versklawten. „Panem und circenses“, das ist das Leitmotiv, welches heute noch genau so seine Bedeutung hat wie damals.

Anders dagegen verhält es sich mit den Massevertretern der oberen Schichten und deren Lebens- und Denkweise. Wenn man die nämlich mit den conformen Schichten einer heutigen Provinzstadt vergleicht, so ergibt sich als das frappierende ein ganz offener . . . Rückschritt; denn all das Einpferchende, fast möchte man sagen idiotisch Beschränkte, jene erwürgende Sterilität und senile Stumpfheit, jenes Kleinbürgertum (auch unter den sogenannten Aristokraten), welches im Prinzip abstraktester Nihilismus ist, tritt bei jenen Menschen nirgendswo in Erscheinung. Ihre Häuser, ihre Kunst, ihr sittliches Empfinden, alles zeugt, wenn uns auch manches dawider läuft, zum mindesten von Größe und innerer Freiheit. Und ich meine, was gäbe uns eine bessere Handhabe zur Bewertung eines kulturellen Niveaus, als gerade diese beiden Momente.

So bin ich denn dort angelangt, wo ich jenen zweiten Hauptbestandteil des Neapeler Nationalmuseums, die pompejanischen Ausgrabungen, mit in meinen Betrachtungskreis einbeziehen muß. Zwar fällt unser erstes Augenmerk nicht, wie man gemeinhin

anzunehmen pflegt, auf die griechische oder griechisch-römische Plastik, insonderheit auf die herrlichen Bronzekerke, sondern auf die pompejanische Malerei, und ich muß gestehen, daß mich auf meiner ganzen Reise wenigens so überrascht hat wie dies. Denn was man im allgemeinen gerade über diese Kunstbetätigung der Alten zu lesen bekommen hatte, bewegte sich alles in denselben Bahnen, und war dazu angetan, in uns ein z. T. ablehnendes, z. T. geringschätziges Vorurteil großzuziehen. Die Malerei der Alten so hieß es, sei in Formen und Farben noch recht primitiv und zeuge von technischer Unvollkommenheit.

Ich habe nun zwar dem schon immer ein wenig skeptisch gegenübergestanden, weil es gegen mein Gefühl ging, dieselben Menschen — was die Malerei betrifft — technisch für unvollkommen zu erklären, wo wir ja doch auf der anderen Seite — in puncto Plastik — den gleichen Menschen die denkbar höchste Begabung und Vollendung zu erkennen. Hinzu kam, daß ja doch Malerei und Plastik ungefähr wenigstens die gleiche Basis haben. Ja, wenn es sich, sagen wir, um Plastik und Musik handeln würde, dann ließe sich ein solcher Unterschied nach der technischen Seite hin wohl begründen, zumal ja, wie wir gesehen haben, die Musik — als typisch christliche Kunst — in ihrer eigentlichen Wesensart erst mit dem Christentume in die Welt kam. Von einem solchen nacheinander jedoch im Auftreten zweier Kunstbetätigungen kann hier gar keine Rede sein, umso weniger, als wir schon in Ägypten auf eine große und hervorragende Blütezeit der Malerei stoßen.

Nun wird ja im allgemeinen der Begriff „primitiv“ aufs engste verknüpft mit der Vorstellung eines technischen Unvermögens. Gerade das aber führt auf den Holzweg, und der moderne Expressionismus beweist zur Genüge, wie falsch es ist, diese Begriffe von primitiv und Unvermögen zu identifizieren. Oder glaubt jemand, daß ein wahrhaft großer expressionistischer Maler — ich rede hier nicht von den Talmizweigen, welche sich bei jeder, so auch natürlich bei der expressionistischen Kunststrichtung zeigen und bei denen allerdings in 99% eine Bemäntelung des Nichtkönnens zutrifft, — nicht ein evidentestes, technisches Können besitzt? Ja, ich habe das Gefühl, daß es geradezu lächerlich ist, noch ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß bei diesen expressionistischen, futuristischen usw. — also ausgesprochen primitiv wirkenden — Malern das technische, rein naturalistisch = anatomische Können die selbstverständliche Grundlage ihres Schaffens bildet.

Ganz genau das Gleiche trifft auch für jene antiken Maler und Bildner zu, denen — wie ich ja gleichfalls ausgeführt habe, — die Formgebung des menschlichen Körpers geradezu oberstes Gesetz war. Rein, — von einer primitiven, also inferioren Kunst kann keine Rede sein. Alles doctrinäre, ästhetisierende oder wissenschaftliche Kunstgeschwätz über Probleme der Technik und eine diesbezügliche Einregistrierung künstlerischer Werke ist und bleibt stets das Zeichen einer Kunstbetrachtungsmethode, deren Blick nicht über die Brillengläser hinaus zu gehen pflegt.

Und so komme ich denn zu der Statuierung des lapidaren Satzes, daß jedes künstlerische Schaffen lediglich der Idee unterliegt und von ihr inspiriert wird. Technische Gebundenheiten existieren von diesem Gesichtspunkte überhaupt nicht, sofern die Idee derartig stark geworden ist, daß sie sich unbedingt manifestieren muß, was ja bei jedem Kulturkreise der Fall ist. Oder mit anderen Worten, um mich auf konkrete Weise noch verständlicher zu machen: Denken wir uns einen jener großen Künstler der Eiszeit, die mit ihren Griffeln Elche und Büffel auf ihre Höhlenwände ritzen, und versuchen wir uns weiterhin vorzustellen, daß einer dieser Menschen von einer weit voraus eilenden Idee im Reiche des Geistes erfaßt worden wäre, so ist mit absoluter Sicherheit anzunehmen, daß dieser Mensch — ohne irgendwelche, für seine Kunst technisch bahnbrechenden Vorläufer — künstlerisch das geschaffen hätte, was dieser Idee absolut conform gewesen wäre. So wie in großen Zeiten stets und ständig die großen Männer da waren und es auch in Zukunft sein werden, die das „Geschehen-müssen“ auch wirklich realiter durchzuführen die genügenden Kräfte und Fähigkeiten besitzen, genau so ist es in der Kunst. Am offenbarsten erhellt sich das Gesagte, wenn man beispielsweise die Strategie als den höchsten Gipfel der Kunst betrachten würde. Zwischen Napoleon und Alexander dem Großen läßt sich kein wesentlicher Unterschied dokumentieren, auch wenn sie Jahrtausende auseinander liegen. Was geschehen soll, das geschieht, und was sich ankündigen will, das kündigt sich an, und zwar so, wie es sich — seiner Wesensart gemäß — ankündigt muß. Wir sind alle samt nur Werkzeug, oder besser gesagt Widerspiegelungen dessen, was um, unter und über uns im Reiche des Geistes und der Ideen stirbt oder entsteht.

Wenn man vermessen sein wollte, könnte man im Verfolg der eingeschlagenen Gedankengänge einer Art Entwicklung — nicht der reflektierenden Menschheit, sondern innerhalb des Reiches der Ideen nachspüren. Aber toozu würde das führen, da unser beschränktes geistiges Vermögen nicht einmal den grundlegenden Begriff dieses Ideenreiches, nämlich die Unendlichkeit, zu erfassen in der Lage ist.

Da sich nun wesentliche Unterschiede der einzelnen Kunstwerke von einander nicht unter Berücksichtigung der technischen Leistungen, sondern lediglich der Reinheit gewissermaßen des Instruments (Mensch) konstatieren lassen, durch welche die sich ankündigende Idee strahlenartig hindurchfällt, so ergibt sich mit Konsequenz auch der Irrtum, welcher in dem Glauben verbreitet ist, primitivere, d. h. technisch gebundenere Werke seien weniger wertvoll als die technisch vollkommeneren. Selbstverständlich werden die künstlerischen Höhepunkte immer die Momente sein, wo sich bei einem kristallklaren Instrument, sprich Künstler, auch immer eine evidente technische Begabung findet. Jedoch liegt das ausschlaggebende Moment stets auf dem ersteren. Es kann einer eine virtuose Begabung besitzen, trotzdem aber braucht er keineswegs ein großer Künstler zu sein.

Zusammengefaßt also kommt es bei der Kunstbewertung auf folgende beiden Momente an: 1. Auf die Reinheit des Instruments und 2. auf die Intensität des Strahls oder des Strahlenbündels, das durch dieses Instrument hindurchfallen und sich materialisieren will. Nehmen wir zum Überfluß noch ein näher liegendes Beispiel: Shakespeare, diese sublimanteste Offenbarung des Geistes durch die Kunst. Was zeigt sich uns da? Auf der einen Seite ein herrlich abgestimmtes, auf alle geistigen Schwingungen mimosenhaft empfindlich reagierendes Instrument, und auf der andern eine ungeheure Zusammenballung und Offenbarungswucht geistig-transzendenter Kräfte. Wäre nun wirklich den technischen Fähigkeiten eine so hervorragende Position einzuräumen, dann müßte sich logischerweise ergeben, daß der technisch entwickelteste Shakespeare, also vielleicht der Sonetten-Shakespeare, auch die vollendetsten Werke zu Tage gefördert haben müßte. Nun zeigt sich aber gerade umgekehrt, daß ausgerechnet jene Werke des Meisters die ungeheuerlichsten Weltssysteme gleichsam in sich tragen, die geschrieben wurden zur Zeit des Aufstiegs, in Zeiten also, wo Shakespeare mit dem Technischen noch im Kampfe lag. Diese technische Gebundenheit und Unfreiheit jedoch wurde doppelt und dreifach wettgemacht dadurch, daß das Brennglas gleichsam, womit sich am treffendsten vielleicht dieses künstlerische Shakespeare-Ich vergleichen läßt, von Einflüssen der Reflexion und ähnlichem noch nicht getrübt war, sodaß jenes gestaltungsfüchtige Strahlenbündel noch völlig ungehinderten Durchlaß hatte. Ungeschwächt, ja in höchster Konzentration fiel es hindurch und schloß sich im Brennpunkt auf der andern Seite, also im Werk, zusammen. Der Hamlet, Romeo und Julia, Othello und noch einige andere sind die offenbarsten Schöpfungen dieser sich selbst gestaltenden Ideen-
gruppen.

Nun ist es auffallend, daß diese Ideenkomplexe, um sich zu manifestieren, gewissermaßen in den Medien wechseln, d. h. sie bedienen sich vorherrschend bald der einen, bald der andern Kunstgattung. Man könnte auf die Idee verfallen, daß eben nichts unversucht und brach liegen bleibt und daß sich der Geist jedes Ausdrucksmittels bedient, ja bedienen muß, um Gott mit der Schöpfung zu veröhnen. Es ist immer und überall in der Kunst- und Kulturgeschichte der Völker auf irgend einem speziellen Kunstgebiete so eine Art von Hochflut nachweisbar; bald ist es die Architektur, bald die Dichtkunst, bald wieder die Philosophie (denn auch sie gehört zur Kunst), bald die Malerei oder Musik.

Diese Hochflut zeigte sich in jenen Zeiten, von denen wir hier reden, auf dem Gebiete der Plastik und der Malerei, ja gerade auch bei der letzteren so evident, daß ich nicht begreifen kann, wie man sie bislang übersehen oder zum mindestens unterbewerten konnte. Ich will garnicht reden von der überwältigenden Fülle von Freskogemälden, die — in fast sämtlichen, nur immer ausdenkbaren Stilarten vom reinsten Naturalismus und Impressionismus bis zum vollendetsten Expressionismus — vollauf genügen sollten, um das Auge jedes Laien zu öffnen. Ich will nur auf

die beachtenswerte Tatsache hinweisen, daß eine „Alexanderschlacht“ den Mosaikfußboden im Atrium einer pompejanischen, bürgerlichen Villa bildete. Wenn das allein nicht Bände spricht, dann weiß ich nicht. Ich bin vor und nach In-Augenscheinnahme dieses imposanten Riesenwerkes in den verschiedenen Galerien immer wieder auf Rubens gestoßen, d. h. auf jenen Künstler, den man bezüglich des Temperaments am ehesten vielleicht mit dem unbekanntem Schöpfer der Alexanderschlacht vergleichen könnte und mir ist aufgefallen, wie unwahr die Rubensche Größe und elementare Bewegtheit im Vergleich zu der dieses Künstlers doch ist. Außerdem bin ich überzeugt, daß dieses Mosaik nur die Kopie eines Gemäldes darstellt, welches nebst ungezählten Schätzen dieser Art verloren gegangen ist. Wie hätten sie sich auch bis auf den heutigen Tag halten können, da sie ja ausschließlich Fresken waren, bestimmt also dazu, mit ihrer Kalkwand zu zerfallen. Bedenken wir doch nur das eine: Was wird von den Millionen von Bildern, die wir heute besitzen, in 1900 Jahren noch am Leben sein? Was der Mensch nicht zerstört, das wird die Luft, der Witterungseinfluß und der eigene Zerfetzungsprozeß entweder vernichten oder völlig unkenntlich machen. Und da diesem Zerfetzungsprozesse selbst nicht mit den wirkungsvollsten Gegenmitteln der modernen Technik und Chemie beizukommen ist, so ergibt sich von selbst, daß fast alle Werke der damaligen Malerei müssen zugrunde gegangen sein. Wer dachte denn außerdem damals schon groß an Konservierung, oder wenn schon, dann doch sicherlich nicht an die ganzer Hauswände. Der Künstler starb und sein Mäzen starb auch, das Geschlecht folgte, vielleicht in 50, vielleicht in 100, vielleicht sogar in 200 Jahren und dann war auch dies dahin und mit ihm das Haus mit der rissigen Wand, auf der nur noch ein paar farbige Flecke von einem gewesenen Meisterwerke zeugten. Und dann kam ein neuer auf die Scholle, der es zweckmäßiger fand, die ganze haufällige Bude einzureißen und durch eine neue zu ersetzen. So oder ähnlich hat sich die griechische, oder griechisch-römische Malerei in Aetome aufgelöst, bis auf jene kümmerlichen, und doch auch wieder so gewaltigen Überreste aus den Trümmern Pompejis. Jedenfalls steht das eine fest, daß mit Giotto oder Cimabue nicht eine neue Bewegung einsetzte, sondern daß sie — auch technisch — nur eine Fortsetzung der längst bestehenden bedeutet.

Gerade das ist nun aber m. E. der schlagendste Beweis für die Haltlosigkeit all jener Kunsttheorien, die sich auf den technischen Entwicklungsgang stützen. So wie die griechische Malerei und Plastik eine Lösung und eine Befreiung bedeutet von der stoffgebundenen ägyptischen Kunst, und zwar lediglich bedingt durch die neue, frei gewordene Götterwelt und deren Ausstrahlungen, so ist auch Cimabue, Giotto und Massaccio nichts anderes, als der Ausdruck einer Befreiung vom griechischen Geiste. Nicht um technische Unvollkommenheiten und Unfertigkeiten handelt es sich bei diesen Malern der Grund- und Frührenaissance, sondern um das Ringen mit der Tradition, also mit dem griechischen Schönheitsgesetz. Denn

die Technik war ja bereits zu einer so evidenten, virtuoson Vollkommenheit gediehen, daß es einfach unerklärlich wäre, warum das alles auf einmal verloren gegangen sein sollte. Es wird da besonders gern von der Perspektive gesprochen, deren Gesetze sich die Renaissance zum ersten Mal im schweren Ringen zu eigen gemacht habe. Ein einziger Blick auf die pompejanischen Fresken genügt, um diese ganze Theorie mit allen ihren Wurzeln auszuheben.

Um nämlich den Wohnräumen, welche ihr Licht ja nur durch die ins Atrium oder Peristylum führenden Türen erhielten, den Zellen- und Kerker-artigen Charakter zu nehmen, bemalte man die Wände mit architektonischen Prospekten, mit Ausblicken ins Freie u. ä. und bewies hierbei eine oft geradezu virtuosenhafte Beherrschung der perspektivischen Gesetze.

Und nun nehme man endlich noch hinzu, daß die in Pompeji, also in der Provinzstadt, tätigen Maler doch ganz gewiß nicht zu den großen der Zeit gehört haben werden. Diese letzteren haben wir uns vielmehr in Athen oder in Rom zu denken, wo sie in den kaiserlichen Palästen, in den Palästen der hohen Generalität und des Adels, in Tempeln oder öffentlichen Gebäuden geschafft haben werden. Es widerspricht jedem gesunden Denken, ausgerechnet Pompeji für den Kristallisationspunkt der damaligen Malerei zu halten. Zweit- und drittklassige Maler, Dilettanten und gewerbmäßige Anstreicher sind es gewesen, die jene so viel bewunderten Flächen bemalt haben. Und was werden sie gemacht haben? — Genau dasselbe, was die gleiche Kategorie heute tut: Kopien berühmter und bekannter Meisterwerke, schablonenhafte, gewerbmäßige Nachbildungen beliebter Bilder oder epigonenhafte eigene Versuche.

Nun befand sich das Original beispielsweise in Rom und der pompejanische Bürger, welcher es dort gelegentlich einer Reise in die Hauptstadt gesehen hatte und eine Kopie davon wünschte, war gezwungen, seinen Anstreicher ebenfalls nach Rom zu schicken, damit er sich das Bild an Ort und Stelle ansehe und dann nachmale. Was dabei herauskommt, wenn ein solcher Kurpfuscher — noch dazu lediglich auf sein Gedächtnis angewiesen — sich daran macht, diesen Eindruck wiederzugeben, kann sich jeder an den fünf Fingern abklavieren. Wir brauchen ja nur eine der zahllosen Kopien z. B. von Meisterwerken der Renaissance neben ihr Original zu halten. Der Unterschied ist geradezu vernichtend.

Was uns also von Bildwerken jener Zeit durch die pompejanischen Fresken überliefert worden ist, stellt nur einen kümmerlichen Abklatsch der eigentlichen Blüte jener malerischen Hochflut dar. Ich bin überzeugt, daß all jene antiken Wandgemälde wie die drei Grazien, Io und Argos, Medea, Entführung der Briseis, das Blumen pflückende Mädchen, die Toilettenscene, das Konzert, Landschaften, Stilleben, Interieurs und wie sie alle heißen, nur unbedeutende Reproduktionen hervorragender Meisterwerke sind. Daß sie trotzdem so stark und eindrucksvoll wirken, darf keineswegs etwa als ein Beweis gegen diese Voraussetzung

angesehen werden, sondern nur als ein Beweis dafür, daß das künstlerische Vermögen und Empfinden damals auf einer wesentlich breiteren Grundlage gestanden hat als heute, wo im Publikum sowohl wie in der nachschaffenden Künstlergilde ein Tiefstand zu konstatieren ist, der jedes instinktive Gefühl für alles wahrhaft Große und Echte von vornherein ausschließt.

Daß sich unter allen diesen Werken ganz gewiß auch das eine oder andere findet, was der besonderen Beachtung als eigentliches „Kunstwerk“ wert ist, versteht sich von selbst. So erinnere ich mich z. B. eines entzückenden Mosaiks, auf dem eine Porphyrschale dargestellt ist, an deren Rande ein paar Tauben sitzen, oder an einen Herkules von ergreifender Wucht, der den schmalen Rahmen, in welchem er steht, fast schon göttlich sprengen zu wollen scheint.

Und nun ein paar Worte endlich noch über die „berüchtigten“ obscönen Bildwerke und Plastiken, die für viele Besucher Pompejis — besonders für ältere Herrn, die sich angeilen wollen — die Hauptanziehungskraft bilden. Diese Bilder, so heißt es, seien das sichtbarste Zeichen für den sittlichen Zerfall dieses Volkes, über das der Mischenregen des Besuchs nur wie eine gerechte Strafe des Himmels gekommen sei.

Nichts ist natürlich lächerlicher und innerlich unwahrer als das. Ich möchte einmal wissen, oder nein, ich möchte lieber nicht wissen, wie viele und ungleich gemeinere Bilder sich heute aus einer Stadt von 30 000 Einwohnern herausholen ließen. Und das bei einem sogenannten christlichen Volke, das sich ja über jene Heidenwelt so himmelhoch erhaben dünkt. Wenn der strafende Gott des Altertums sich das „ethische Gerechtigkeitsgefühl“ dieser Leute zu eigen machen und danach handeln würde, dann müßte er so ziemlich die ganze zivilisierte Welt vernichten.

Nachdem diese Dinge im Rahmen jener Epoche ganz anders zu betrachten als heute. Der Himmel war schwarz und düster und der Gott darin ein neidersüßter Dämon, bei dem man stets das Wörtchen „unberufen“ gebrauchen mußte, wenn's einem wohl erging. Die Erde war also ein Paradies dagegen, und in diesem unvollkommenen Paradiese wiederum, — wen hätte man da anders auf den höchsten Thron setzen können als die sinnliche Liebe, Eros und Venus? Ist es denn heute groß anders? Wenn Strindberg sagt, daß er an eine Fortexistenz nach dem Tode nur in dem Weiterbestand seiner Wesensart in den Kindern glaube, so ist das doch auch nur eine Modifikation jener materialistischen Weltanschauung, deren letzte Konsequenz das Sich-ausleben-lassen jenes Triebes ist, der gleichzeitig mit der Fortexistenz (also dem religiös-materialistischen Moment) die höchste irdische Wonne verblüßt.

Wenn diese Weltanschauung aber die führende ist, wie es damals der Fall war, so liegt kein Grund zu irgendwelcher Verschleierung vor, ganz abgesehen davon, daß die Brüderie stets ein Zeichen innerer Unfreiheit und Unsauberkeit ist. So wie fast ausnahmslos gerade die betont „frommen“, orthodoxen und fanatisch dogmatischen Menschen, die Pietisten und Sektierer usw. die ei-

gentlich irreligiösen sind, d. h. diejenigen, die ihr Dogma gleichsam nur wie eine Zwangsjacke gegen ihre eigenen bestialischen Triebe brauchen, oder wie der Blaukreuzler aus eigenem Antrieb in seinen Verein eintritt, weil er sich selbst gegen sein Laster zu schwach weiß, genau so sind gerade die am schlimmsten vom sexuellen Trieb und seinen Auswüchsen befallen, welche am vernehmlichsten unter Vorspiegelung falscher Tatsachen (sprich Moral) die Verhüllung der Nuditäten predigen. Es ist so viel Unwahrheit und Schmutz in dieser maskierten Verächtlern des Leibes und seines elementarsten Triebes, so viel hinterhältige Bosheit und insame Berechnung, ja mitunter sogar hinter dem samariterhaftesten Mitleid ein Sadius, daß wir wie befreit aufatmen, wenn wir in eine Atmosphäre treten, wo offen heraus gesagt wird: So ist es! Und weils so ist, haben wir keine Ursache, uns ein „x“ für ein „u“ vorzumachen.

Nimmt man noch weiterhin dazu, daß auch hier das Ägyptische (Phallus, Apis) seine nachklingenden Einflüsse ausgeübt hat, und daß wir es außerdem mit typischen Dekadenzeiten zu tun haben, so löst sich jede absällige Kritik über das Sitten- und Geschlechtsleben jener Zeiten in sich selber auf. Und schließlich: Warum soll es keine Mädchen und Häuser der Freude geben? Solange wir eine kapitalistische Gesellschaftsordnung haben, in der immer nur ein gewisser Prozentsatz des weiblichen Geschlechts zu seinem Rechte (Frau und Mutter zu werden) kommt, wird es immer solche Stätten geben, in denen sich das Weib für seine wider-natürliche Entrechtung schadlos hält. Und — besser so, als wenn es körperlich und geistig vertrocknet, weil es sich aus falschem, bürgerlichem Schamgefühl selbst kastriert hat. Dieses Weibekindische Kernproblem wird in seinen Grundmotiven zurecht bestehen, auch wenn eine ganze Welt von Feinden dagegen Sturm laufen sollte. Und ich sehe nicht ein, warum man solche Häuser nicht auch sinn-gemäß bemalen soll. Es ist immerhin besser, wenn die Hündin Sinnlichkeit unumwunden um Fleisch bettelt, als — wie Nietzsche sagt — „um Geist, wenn ihr ein Stück Fleisch versagt ist.“

Nein, — dieses Pompei war nicht schlechter und auch nicht besser als andere Städte. Sein Untergang, bei dem notabene nur einige wenige Menschen um das Leben gekommen sind, Altersschwache und Kranke oder Geizige, die sich von ihrem Besitz nicht trennen konnten, hat nicht das mindeste zu tun mit dem Walten eines göttlichen Zornes conser Sodom und Gomorra. Ja, wer kann wissen, ob nicht gerade diese Menschen, — und es wäre wert, diesen Fall auch einmal so zu behandeln, — durch den unaufhörlichen Aschenregen aus ihren Wohnungen vertrieben, sich wenigstens für kurze Zeit zu einer Gemeinschaft zusammengesunden haben, wie sie noch heute der Traum aller Edeldenkenden ist.

Das war Pompei, — und als ich am nächsten Tag oben auf S. Elmo saß und zusah, wie sich die blauen Schatten über das Dächermeer Neapels schoben, während ein fahrender Sänger mit seiner Quartettbegleitung das „Santa Lucia“ sang, als die Schatten gleich mächtigen Fangarmen allmählich hinüberlangten nach dem Vesuv und Pompei, als Sorrent und Capri noch einmal auf-

leuchteten wie ein letzter Gruß, da wußte ich, daß dieses Napoli mir mehr gegeben, als meine kühnste Phantasie je sich zu erträumen gewagt, ja, daß meine Einstellung zur Kunst und zum Leben erst mit diesem Erlebnis ihr Fundament erhalten hatte.

Und als ich dann zum letzten Male in Neapel die Augen schloß und vor dem Schlafe noch einmal alle Eindrücke herauszubeschwören versuchte, da . . . ja, da kam jenes etwas, das schon von frühesten Jugend an regelmäßig über mich zu kommen pflegt, wenn meine Zeit schwanger geht. Doch davon an der Stelle, wo es zum zweiten Male auf dieser Reise über mich kommen sollte.

Rom

Was ist Rom? — Diese Frage drehte sich wie ein Springkreisel in mir während der ganzen Fahrt durch die üppige und gleichzeitig majestätisch-trozzige Landschaft. Denn während unten in der Ebene malerisch unterbrochen von kastellartigen Gehöften die ausgedehnten Weinplantagen sich wie zu einem sattgrünen Teppich zusammenschlingen, boskettartig besprenkelt von rötlichen Pfirsich- und Aprikosenblüten oder von schneeweißen Pflaumen- und Kirschentupfen, begleiten uns bald nah, bald fern die rotfarbenen, kahlen Berge, deren scharfe Kämme wie die feinen Striche einer Radierung den Horizont umreißen, bis sie dann, von Cassino an, hoch in den blauen Himmel hinaufsteigen und mit ihren glitzernden und leuchtenden Schneeflächen die malerischen Kontraste ins Märchenhafte steigern. Und als farbte diese Pracht auch auf die Menschen ab, so stand da — bleibenden Angedenkens — an einem Bahnübergange ein blühendes Weib aus dem Volke, das trug zu einem schneeweissen Rock ein tiefblaues Nieder, ein saffrangelbes Tuch umrahmte ihr braunes Gesicht mit den dunklen Augen und auf dem Kopfe trug sie majestätisch einen breiten Korb voll weithin leuchtender Orangen.

Doch je mehr wir uns Rom nähern, umso öder, kahler und prärieartiger wird das Land. Jede Strecken mit schmutzgrünem, zottigem Gras, ein paar vereinzelte Gehöfte oder kleine, fest in sich geschlossene Ortschaften auf kahlen Höhen, das ist alles. Einöde und Leer: ringsum bis hin zu jenen bläulichen Bergen, welche die melancholische Landschaft gen Osten zu besäumen. Das ist die berühmte Gegend der Pontinischen Sümpfe, durch welche die für die Ewigkeit gebaute via Appia führt. Der Pulsschlag des Lebens scheint hier still zu stehen. Ab und zu nur graßt eine Ziegenherde von einem bösen, bissigen Hunde bewacht, der sich wie ein hungriger Wolf auf den Vorübergehenden stürzt. Dafür beginnt, in langen Atempausen erst, dann aber immer kompakter werdend, uralte Geschichte aufzuerstehen. Wie die gigantischen Ueberreste eines Riesenspielzeuges, so stehen einsam und mürrisch, durch Jahrtausende bereits von Menschenhand geschlagen und von Wind und Wetter benagt, die monumentalen Pfeiler der Aquädukte. Fast dreiviertel Stunden fahren wir mit dem DZug an ihnen entlang. — ein ungeheuerliches Werk, das nur Menschen errichten konnten, die einen elementaren Trieb ins Riesenhafte, Maßlose besaßen und denen ganze Völker als Sklavenherden für ihre Projekte zur Verfügung standen. Diese eremitischen Pfeiler und dann später

die kolossalen verbindenden Bögen dazwischen, die Wucht und Gewalt, mit der diese Träger auf die Erde gestellt, in die Erde gerammt sind, als sollten sie bis ans Ende der Dinge halten, flößt uns gleich bei der ersten Berührung mit dem römischen Gewaltmenschen Respekt und Ehrfurcht vor ihm ein. Und es scheint, wenn wir uns in dieses Bild hineinschauen, als erhöhte gerade das Prärieartige den grandiosen, einzigartigen Charakter dieser Gegend. Und wenn unser Auge hinüberschweift zu den Bergen, wo wir das alte Rom suchen, den von uralten Rotbuchen und Eichen umrahmten Spiegel der taurischen Diana, oder Albano, den ehrwürdigen Sitz von Latiums Kult, dann ist uns auf einmal klar, daß es nicht anders sein kann, daß Rom, die Stadt der düstren Majestät, nirgends anders hin gehört als in diese — Wüste.

Was ist Rom?

Raum daß wir aus dem Bahnhof heraus sind, wechselt der Eindruck gleich einer Ovidschen Gestalt aus seinen Metamorphosen und aus der Hauptstadt der Wüste und ihrer finsternen Majestät wird — im schroffsten Gegensatz zu dem noch in uns vorherrschenden Eindruck Neapels — auf einmal das typische Bild einer modernen, äußerst sauberen, europäischen Großstadt.

Diese Riesenstadt, welche an bebautem Areal keiner anderen Großstadt etwas nachgibt, besitzt nur einen einzigen für den großen auswärtigen Verkehr bestimmten Bahnhof, der noch dazu Kopfbahnhof ist. Indessen ist den Verkehrsverhältnissen sowohl für die Zuführung von außen her, wie auch für die Bewältigung des Verkehrs innerhalb der Stadt außerordentlich Genüge geleistet. Rom verfügt mit über das beste Verkehrsnetz der elektrischen Straßenbahn, über Omnibus und über Vorortverkehr. Daneben beherrschen tausende und abertausende von Autos, Pferdewagen und sonstigen Fuhrwerken die Straße in einer Fülle und Mannigfaltigkeit, wie man sie in andern Großstädten in diesem Maße gar nicht kennt. Man merkt es sofort beim Heraustreten aus dem Hauptbahnhof, wie diese Stadt auf die Bewältigung auch des allergrößten Fremdenandranges eingerichtet ist. Das ganze Bahnhofsviertel ist in weitem Umkreis schier ein einziges Fremdenquartier. Und würde man nicht, wie z. B. gleich nach dem Ueberqueren des vor dem Bahnhof liegenden Piazza Cinquecento, bei Schritt und Tritt auf die Reste uralter Kultur und tausendjähriger Vergangenheit stoßen, so würde es schwerhalten, diese Metropole von andern zu unterscheiden.

Oder nein, — es ist doch etwas da, was dem modernen Rom eine gewisse Sonderstellung unter den Großstädten einräumt: Die springenden Wasser. Fast auf allen Plätzen sind sie zu finden, von dem einfachsten wasserpeienden Delphin oder umplätscherten Triton bis zu den prächtigen Wasserkünsten der berühmten Fontana di Trevi, in deren mächtiges Bassin jeder Fremde, wie es heißt, seinen Obulus zu entrichten hat, wenn er sich die Berechtigung zur Wiederkehr erwerben will.

Aber wie denn, — ist das Rom? Wie reimt sich das alles mit dem Bilde zusammen, das wir uns gemacht haben? Stadt der Wüste, — moderne Metropole und Stadt der springenden Wasser, — haben diese drei Bezeichnungen denn auch nur das geringste mit jenen Grundbegriffen zu tun, in die sich für uns dieser Sammelbegriff „Rom“ auflöst?

Wenn man's flüchtig betrachtet, natürlich nein, — aber ich habe mich nur einmal daran gewöhnt, jeder einzelnen Erscheinung die ihr zukommende Bedeutung im Sinne des Ganzen beizumessen. Da es für mein Empfinden nichts zufälliges gibt, — selbst das scheinbar Unbedeutendste nicht, — oder da, um mich noch anders auszudrücken, jedes Ding in einem direkten, ursächlichen und wesenhaften Verhältnis zu seinem Träger, Inhaber u. s. w. steht, (selbst der Schlipf trägt das Seine dazu bei, das Charakterbild eines Mannes zu vervollständigen, da auch er in Form und Farben im Vergleich mit dem Charakter seines Trägers an diesem durchaus nicht zufällig ist), — so war ich damals auch überzeugt, daß Erscheinungen, wie ich sie hier bei unserem Einzug in Rom geschildert habe, bei sinngemäßer Betrachtung und Bewertung in einem absolut notwendigen Verhältnis zum Ganzen stehen und daß sie alles andere sein mußten, als wesenslose Zufälle. Würde es sich, so sagte ich mir, um solche handeln, dann könnte man sie sich ja weg oder sie willkürlich durch etwas anderes ersetzt denken. Da dies aber nicht möglich ist, vielmehr jeder Romreisende nacheinander auf diese drei Erscheinungen stoßen muß, so muß es auch mit ihnen eine besondere Bewandnis haben. Und so geschah es, kaum daß wir die 10 Minuten bis zu unserer Pension in der Via del Tritone zurückgelegt hatten, daß sich das Problem „Was ist Rom?“ in mir zu jener Freiheit erweitert und daß die Frage sich also formuliert hatte: „Was haben die Wüste, das moderne, kapitalistische Großstadtgepräge und was die springenden Wasser mit dem Probleme Rom zu tun?“

Ob es mir glücken wird, das Rätsel dieser Sphinx zu lösen? Mit dieser kleinmütigen Frage setzte ich am Nachmittag zum ersten Mal meinen Fuß in diese Stadt, in der es kaum einen Stein, kaum eine Stelle gibt, welche nicht gesättigt wäre mit jahrtausendealter Geschichte. Und was ich nie vorher so stark empfunden hatte, hier stellte es sich ein mit einer Plastik und Eindringlichkeit ohne Gleichen: Das Atomartige jedes Einzellebens in dem ungeheuerlichen Strome des großen, weltgeschichtlichen Geschehens. Man kriecht bei diesem Gefühle unwillkürlich in sich zusammen, weil das Empfinden eigener Größe, und sei sie noch so minimal, einem in dieser wölkergeschichtlichen Sturmeseheben nur lästig und hinderlich ist.

Und so ließen wir uns treiben, die Kreuz und die Quer, wohin es eben war, — an ehrwürdigen Säulen und uralten Ruinen vorbei, an Kirchen und Tempeln und modernen Palästen, bis uns schließlich das bunte Gewimmel des Corso Umberto mit hinausriß zum Piazza del Popolo mit seinem ägyptischen Obelisk inmitten der drei symmetrisch angelegten Kirchen und von hier aus hin-

auf durch die terrassenförmigen Parkanlagen zur Villa Borghese und zum Monte Pincio.

Und gleich als ob uns plötzlich die Binde von den Augen genommen würde, so lag auf einmal die Riesenstadt unter uns ausgebreitet und man brauchte nur lesen zu können, um des Rätsels Lösung zu finden.

Drei Punkte sind es, die unsere Blicke immer wieder an sich ziehen, — drei Punkte, die unser Augenmerk so lange von einem zum andern werfen, bis die Lösung der großen Frage sich aus dieser Lage der Erscheinungen zu einander wie eine Selbstverständlichkeit ergibt.

Da oben, links, hinter dem pomphaften, kitschigen Nationaldenkmal Victor Emanuels, liegt das Kapitol und noch etwas höher hinauf der Senatorenpalast, genau in der Mitte zwischen der Marc Aurelsäule auf der Piazza Colonna und dem Triumphbogen des Titus neben dem Kolosseum. Diese dunkle, raubnestartige Masse da oben mit dem talmihaften Goldvorhang davor bildet die Wassercheide zweier Welten: hüben die Welt der Lebenden und drüben die Welt der Toten. Gleich einer düsteren Kulisse schiebt sich dieses Massiv vor jenen Abschnitt, den unsere erregte Phantasie sofort belebt mit dem forum Romanum, den Triumphbögen des Septimus Severus und des Titus und der Säule des Jupiter pluvius. Da hinten liegen auf roten Felsen des Palatins unselige Ruinen, — finstere Gründungen aus den Zeiten elementarer Tyrannen und größenwahnsinniger Cäsaren. Noch weiter nach links, über das Dächermeer hinweg erhebt sich noch heute riesenhaft und gewaltig das gigantische Massiv des Kolosseums, jenes Monument des Mordes, in dem allein Trajan 10 000 Gefangene in 100 Tagen der schaulustigen Volksmenge opferte. Und am Eingang dieses Theaters, in dem zur Kaiserzeit das Blut in Strömen geflossen ist, befindet sich jene Fontäne, bei der, wie es heißt, die Gladiatoren nach den Kämpfen zusammenkamen, um ihre Wunden zu waschen. Die Quelle dieser Fontäne aber bildete — oh grausame Ironie — den ersten Meilenstein des weltumspannenden Reiches. Alle Straßen der römischen Welt kamen von diesem Moment der Sklaverei und des Todes.

Dieses alles zusammengenommen bildet den einen Komplex, das Gehirn, die Zentrale eines Riesenreiches, das fast alle Völker der halben Welt unter seinem Zepter vereinigte. Von diesem Gesichtspunkte aus ist Rom die Stadt nationaler Politik. Rom ist die Stadt Shakespeares, denn sie durchlebte glühend nicht nur das republikanische, sondern auch das dynastische Prinzip. Neben die gewaltige, republikanische Trilogie, vom Coriolan bis zu „Antonius und Cleopatra“, hätte dieser Dichtersfürst auch seine andere Reihe, die Königsdramen stellen können, welche als Ergänzung zur Vorgenannten die Dynastie und deren Entwicklungsgang zum Kernpunkte hat.

Rom ist Symbol für alle nationale Politik, ob sie sich nun monarchisch oder republikanisch gebärdet. Rom hat das große Musterbeispiel an sich selbst erfahren und jedes völkische Geschehen läßt

sich, durch eine Parallelerscheinung in der Geschichte dieser Stadt ergänzen. Es gibt nichts, was Rom — in national-kapitalistischem Sinne — also in einer Politik, die noch heute durchweg maßgebend ist — nicht erlebt hätte.

Und wie es alles in sich faßt, so natürlich auch das typische Ende: Den Zerfall. Kein Reich ist Ewigkeit, und was dem Römer, wenn man's ihm prophezeit hätte, wahnsinnig, weil unmöglich, erschienen wäre, das ist eingetreten: Rom zerfiel, und dieses straff disziplinierte, sich wie auf Granitpfeiler aufbauende Riesenreich brach wie ein morsches Holzgerüst zusammen. Rom, als politisches Symbol, ist das Staubecken aller außer- und innerpolitischen Strömungen, welches, nachdem es sich so gefüllt hatte, daß alle umwohnenden Völker unter seiner Botmäßigkeit standen, an seiner eigenen Ueberfülle zerbarst und auseinander lief. Und wo sich jüngst noch Palast an Palast reihte, wo des Marmors und des Goldes schier kein Ende zu sein schien, da . . . „hielten sich die Füchse, welche sich tagsüber in den Ruinen des Palatins verbargen, die Nacht hindurch auf dem Palabrum schadlos.“ Und das springende Wasser am Kolosseum, von dem einst alle großen Heerstraßen über die Welt liefen, als sollte der ganze Erdball von Rom aus bewässert werden, ward zu einem Brunnen wie alle anderen.

Aus der im Ueberfluß fast erstickenden Metropole wurde ein Trümmerhaufen, und wo einst Senatoren gewandelt, wo fürstliche Abgeordnete aus allen Reichen der Welt über Marmorstufen hinauf zur Audienz des großen Cäsar schritten, da weideten jetzt Ziegenherden die langen Gräser auf den Ruinen ab. Die Wüste, in die hinein ein trotziges, wetterhartes Geschlecht diese Stadt gegründet hatte, hielt ihren Einzug in sie selbst. Und wenn es seitdem auch wieder anders geworden ist, so wird Rom doch immer die Hauptstadt der Wüste bleiben als ewiges Zeichen aller Zeiten und Völkern dafür, daß jeder nationale Egoismus mit der Wüste endigt.

Über von diesem Komplex zur äußersten Linken springt unser Blick hinüber zur äußersten Rechten, und siehe, genau gegenüber dem Kolosseum, in welchem die ersten Christen zu Tausenden ihren Tod fanden, erhebt sich als Wahrzeichen der anderen Hälfte Roms, der Welt der Lebenden, der Dom von St. Peter mit seiner unvergleichlich majestätischen Kuppel. Gradlinig und kompakt, fast wie fortifikatorische Magazine umgeben die Gebäude des Vatikans die Kirche und gleich einem gegen die von jenseits anspringende Flut der Großstadt vorgehenden Fort hält die markante Engelsburg Wacht. Aber kann sie dem Andrang widerstehen? Schon springt dieser moderne Großstadtgeist über 12 Brücken auf das andere Ufer hinüber und schlägt seine wuchtigen Pranken jener gigantischen Schöpfung des Mittelalters ins Fleisch. Schon bildet die Hochburg des Papstes keinen Stadtteil mehr für sich, und es ist ebenso bezeichnend wie auffallend, daß außer dem massigen, an den Brüsseler erinnernden Justizpalast es in langer Flucht vor allem auch gerade die Kasernen sind, welche dort drüben Fuß gefaßt haben, also neben der weltlichen Gerechtigkeit auch die weltliche

Gewalt. Zwei Dinge, die mit jener geistigen Monarchie unvereinbar sind.

Ja, — das zweigeteilte Gesicht dieser Stadt läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, daß sich hier, auf dem rechten Flügel der ewigen Stadt, genau das gleiche abspielt, was auf dem linken in seiner Entwicklung bereits abgeschlossen vor uns liegt. So wie die Wüste ihren unerbittlichen Einzug in das alte, auf Realpolitik und Gewalt gestellte Rom hielt, genau so kommt der antireligiöse, moderne Geist jetzt über die mittelalterliche, sich auf das geistig-religiöse Moment stützende Realpolitik der christlichen Kirche. Noch steht sie, gleich einem Turm oder einer Recken-gestalt altgermanischer Sage und wird noch stehen über Kind und Kindeskind hinaus. Aber für den, welcher an keinen Zufall glaubt, kann es auch kein Zufall sein, daß gerade die Kuppel jenes Domes, also das Wahrzeichen des höchsten Triumphes, anfängt, alters-schwach und brüchig zu werden.

Gewiß, — es ist nicht schwer, mit einem ironischen Lächeln diese Erscheinung abzutun und siegesgewiß hinzuzufügen: Die christliche Kirche hat schon andere Gefahren bestanden als die kommende, darum wird sie auch diese überstehen. Man muß im Fluß der großen Idee leben, um das Leichtfertige einer solchen Bemerkung zu begreifen. Freilich hat die christliche Kirche ungeheuerlichen Gefahren Trotz geboten. Mit eiserner Energie — gleich den römischen Gründern — hat sie auf dem von Märtyrerblut getränkten Boden ein Gebäude errichtet, das — gleich dem Kapitol — den Anschein durch Jahrhunderte, bald Jahrtausende erweckte, als würde sie bis ans Ende aller Dinge stehen. Und gleich der Quelle jenes Monuments des Todes, von der aus als dem ersten Meilenstein, alle Straßen über die Welt liefen, so rauschten jetzt, nach dem Zerfall der alten Welt, vom Petersdome und Vatikan aus die geistigen Ströme über die Erde. Rom, als die Stadt der Polarität, verlegte nur ihren Schwerpunkt von Süd-Osten nach Nord-Westen.

Und dazwischen, — zwischen diesen beiden Angelpunkten der europäischen Geschichte?

Suchend schweift unser Auge über das riesige, von Kuppeln und Türmen überragte Dächermeer, wohl ahnend, daß des Rätsels letzte Lösung nur dort zu finden ist, wo jeder Schütze hinzielt: Im Schwarzen, in jenem runden Punkte der Mitte.

Und siehe da, genau in der Mitte zwischen Kolosseum und Vatikan, genau im Zirkelpunkte jenes riesigen Kreises, der unter uns liegt, genau dort, wo jeder Schütze das Schwarze sucht, gewahrt unser Blick eine kreisrunde Scheibe. Es ist das Pantheon des Agrippa, das die Vereinigung aller Völker und aller Götter der Welt in einem einzigen Weltreiche, in einem einzigen Tempel, repräsentiert. Und seltsam, — es ragt nicht hoch und trotzig, gebieterisch und triumphierend über seine Umgebung hinaus wie Kolosseum und Petersdom, auch liegt es nicht exklusiv und reserviert an der Peripherie, sondern es füllt seinen Platz aus mitten unter den Menschen und ihren Einrichtungen. Es will nicht auf-fallen, denn Demut und Toleranz, die beiden Faktoren welche je-

nen Wesensarten auf den beiden Flügeln zu ihrer Vollendung fehlten, sind ihm Grundbedingung: Die Demut seinem staatlichen und die Toleranz seinem religiösen Denken.

Einstmals füllten die Rieschen im Innern dieses Rundtempels die Göttergestalten der alten Welt. Das Christentum hat sie herausgerissen und seine Heiligen hineingestellt. Aber einst wird kommen der Tag, wo wieder Götter in sie Einzug halten werden, und dann wird Christus als einer unter ihnen stehen. Ost und West aber, Nihilismus und Positivismus, Indien und China Amerika und Europa werden sich beugen unter jenem einen Stern, der jenseits aller Namen ist und dem entsprossen sind alle jene Gestalten, welche in den Rieschen des Pantheons stehen.

Das Pantheon, das Hochheilige, wird der Tempel aller Völker sein, und die „ewige“ Stadt wird erst dann ihr Attribut zu Recht tragen.

Und wenn es auf Erden unter den Völkern und Staaten keine Grenzen mehr geben wird, wenn der Friede, die Demut und Toleranz in allen sein wird, dann wird endlich auch jener springende Quell vor dem Pantheon, über dem — welch' Zeichen! — heute ein zerbrochener Obelisk steht, seine Wasser über die geeinte Welt senden und der erste Meilenstein und Ausgang sein für alles, was Staat und Kirche heißt.

Das ist Rom, — die Stadt des Kolosseums, der Peterskirche und des Pantheon, die Stadt der Wüste und des modernen Kapitals und die Stadt der . . . springenden Wasser. Das ist die ewige Roma, die noch einmal ein Trümmerhaufen werden muß, ehe der neue Stern über . . . ? . . . aufgeht.

Aber wie denn? Habe ich nicht wie ein Verschwender gehandelt, der leichtsinnig umgeht mit dem, was er sich hätte ökonomisch einteilen oder gar bis ans Ende vorbehalten sollen? Anstatt das Resultat organisch aus dem Ganzen herauswachsen zu lassen, habe ich es vorgreifend an den Anfang gestellt und dadurch selber meiner weiteren Schilderung die Spannung genommen.

Doch was schert mich das! Arm ist, wer mit leeren Patronentaschen ins Feld zieht und bei jedem Scharmützel fürchten muß, sich zu verschießen. In den Kampf der Geister marschiere nur der, welcher seine Lust hat an der Verschwendung, weil er weiß, daß ihm die Munition niemals ausgehen kann.

Abgesehen von dieser unbezahlbaren Aussicht ist das Renommee des Monte Pincio mit seinen Anlagen ebenso wurmfest wie das des Berliner Tiergartens oder des Wiener Praters Als Nachmittagsstreffpunkt der faishionablen und bürgerlichen Welt, in die hinein sich malerisch die gruppenweise, wie Mädchenpensionate auftretenden Priesterseminaristen mischen, haben diese Anlagen nichts sonderlich charakteristisches, bis . . . ja bis auf die Statuen an den Wegen, denen sämtlich die Nase abgeschlagen ist. Man behauptet, diese Schändung sei das Werk eines Wahnsinnigen, welcher der Meinung gewesen sei, daß fast jedes Gesicht durch die Nase entsteht werde, und der darum in einer Nacht alle die hier stehenden berühmten Leute um ihr Riechorgan gebracht habe. Vielleicht tritt

ein solcher wahnsinniger Menschenfreund auch einmal in Berlin auf und kerrigiert in einer dunklen, stürmischen Herbstnacht zum Wohle aller die Siegesallee durch.

Jedoch, was kümmert uns der Kitsch?! Wir sind ja Genießer u. betreten nur deswegen immer wieder diese Anlagen, um uns aufs neue wieder empfänglich zu machen für jenes grandiose Bild, das sich uns von der Terrasse aus entrollt und für jenes Wahrzeichen Roms, das unsere Blicke anzieht, wie ein Magnet.

Diese Kuppel der Peterskirche ist so über alle Begriffe adlig, so kühn in ihrem Schwung und so majestätisch zugleich in ihrer Ruhe, das mir jedes beschreibende oder kritisierende Wort darüber wie eine Profanation erscheinen würde. Genau auf der Grenze zwischen griechischer Abstraktion und gotischer Enterdung repräsentiert dieses erhabene Werk des göttlichen Meisters den höchsten Sinn und Triumph der Renaissance. Denn eben darin liegt ihre andere und zweifellos wesentliche Bedeutung, daß sie nämlich nicht Wiedergeburt und Epigone war der griechischen Schönheitsformel, sondern daß sie den sinnfälligen Ausdruck fand für jenen Ideenkomplex, welcher zwischen dem griechischen, inclusive romanischen und dem gotischen Stile liegt. Das Christentum der Renaissance ist ein anderes als das der Gotik. Denn während Savonarola und Luther in lapidaren Sätzen und fast griechisch anmutenden Thesen am Dogma herumschufen, verlor sich Meister Eckhard in jene mystischen Regionen, deren einzige Grenze das gotische Paradox ist. Und eben, wenn ich so sagen darf, der Schöpfer jener echten, weil religiösen Renaissance-Formel war Michelagnolo, dessen Peterskuppel architektonisch die Idee des Christentums repräsentiert.

Wenn ich nun daran gehe, die Einzelheiten dieser einzigen Stadt wenigstens noch in großen Umrissen zu würdigen, kann ich nicht besseres tun, als mich der Reihe nach an die Komplexe des Vorangegangenen halten, unter der Voraussetzung natürlich, sie nicht zu zerteilen und zu sezieren, sondern mit ihrer Hilfe jenes Gebäude, das ich errichtete, nach Außen und Innen auszugestalten.

Und so beginnen wir denn unseren Rundgang dort, wo, der Sage nach, im Jahre 754 v. Chr. der erste Grundstein zu dieser Stadt gelegt wurde. Romulus und Remus, heißt es, seien die Gründer gewesen, zwei landesverwiesene Taugenichtse, Banditen, Mitglieder jener ruhmreichen Familie, zu der, von Herkules angefangen, so viele klangvolle Namen gehören bis auf den heutigen Tag, — Max Hölz. Es verlohnte sich schon, eine Geschichte dieser Geächteten zu schreiben, — an Stoff und Größe jedenfalls dürfte es darin nicht mangeln.

Zwischen den beiden kapitolinischen Hügeln setzen sie sich fest mit ihren Kumpanen und gründen ein Asyl für Obdachlose, Wildes, verwegenes Volk, das sich hier zusammenfindet, Männer, die sich in aller Herren Länder bereits herumgetrieben, Aufrührer und Empörer, Revolutionäre von Rasse, Dickhädel und fahrendes Volk, dem alles Bürgerliche ein Greuel ist. Man kann sich denken, was für ein Kerl der Führer dieser Bande gewesen sein muß,

welcher — anscheinend um der Disziplin willen — seinen eigenen Bruder um die Ecke brachte, mit dem zusammen er von einer Wölfin gesäugt worden war.

Nachdem nun Bruderblut geflossen und als Kitt gleichsam bei der Grundsteinlegung Verwendung gefunden hatte, entstand logischerweise die Stadt des Krieges, deren erste Willensbekundungen die nächsten Nachbarn zu fühlen bekamen. Und zwar — wie hätte es auch anders sein sollen? — war es, wie überall, so auch hier, das Weib, welches in gutem oder bösem Sinne, symbolisch oder ganz real, immer irgendwie der Ursprung jeder Bewegung ist. Zwei Frauengestalten sind es, auf denen das griechische Heldenepos basiert, Helena und Penelope, wieder zwei, um die sich das germanische dreht, Brunhild und Chriemhild, und so weiter durch die ganze Leidensgeschichte der Sippen und Völker hindurch von Eva an bis zu Bedekinds Lulu. Es wechseln wirklich immer nur die Namen, denn während im „Faust“ der Ursprung alles inneren Kämpfens und Ringens Gretchen heißt, hieß er damals bei Roms Gründung „die Sabinerinnen.“ Und weil man es nicht freiwillig bekam, das Weib, drum wurde es geraubt. Schon recht! — denn jedes Weib will genommen, geraubt sein, wenn es lieben soll.

In dieser Gründungsgeschichte Roms liegt seine ganze Wesensart enthalten und es gibt nicht einen Punkt in seinem Werden und Zerfall, welcher nicht auf einen dieser drei Grundmomente seines Charakters — Kraft, Krieg und Konkubinat — zu projizieren wäre.

Daß dieses Leitmotiv richtig sein muß, erkennen wir am besten daraus, daß es — nur immer wieder in anderen Variationen — überall klingt, wo wir auch unseren Fuß in dem Trümmerfelde der alten Stadt hinsetzen mögen. Und so wandern wir denn, wie nach einer Beethoven'schen Symphonie die großen Tongebilde in uns fortklingen lassend, zwischen marmornen Schutthäufen hindurch, auf denen Gras und Blumen wachsen und flinke Eidechsen pfeilschnell dahinschießen, an einsamen Säulen vorbei, über verwitterte Stufen und marmorne Quadern und durch Triumphbögen, welche sieghaft dem Zerfall getrotzt. Außer ihnen ist eigentlich nichts, was sich noch einigermaßen erkennbar gehalten hätte. Nur mit Mühe gelingt es uns, an Hand des Planes, indem wir eins nach dem andern abgehen, den Zusammenhang dieses völkergeschichtlichen Teiles zu erfassen. Zwei lädierte Säulen in gewissem Abstände von einander, das ist der ganze Tempel des Vespasian und von der riesigen Basilika Julia sind nur noch die Schrittplatten der Terrasse und einige benagte Stümpfe übrig gelieben, auf welchen die Säulen gestanden haben. Und dann liegt hier ein zerschundenes Kapital, das, wer weiß bei welcher Gelegenheit, von seinem Säulenhalse heruntergestürzt ist, dort der verstümmelte Bruchteil eines Reliefs und dort wieder auf dem grünbewucherten antiken Pflaster irgend ein schweres, kanneliertes Marmorstück aus einer Palast- oder Tempelwand. Gleich einer Sonnenuhr mitten unter diesen Ruinen erhebt sich die Phokassäule hinter der berühmten Rostra, auf der einst im Angesicht des Kapitols Marc Anton seine

genial-demagogische Leichenrede hielt. Heute ist diese Rednerbühne ein jammervoller Trümmerhaufen und wir haben Mühe, ihn uns mit Hilfe unserer Phantasie mit Marmorreliefs, schweren, über die Brüstung hängenden Teppichen u. a. m. zu rekonstruieren. Aber es ist, als umkreisten diesen Ort noch immer die Geister jener großen Toren, vor deren Augenausschlag die Welt erzitterte, und auf das tiefste ergriffen von dem, was da vor uns aufsteigt, setzen wir uns auf einen der Blöcke, — wer weiß, vielleicht ist es gerade der, auf welchem der Enkel des Herkules und Gatte Cleopatras gestanden, als er durch die Gewalt seiner Rede dem adeligen Brutus das Heft aus der Hand nahm und somit endgültig das Staatsschiff aus den reinen Gewässern aristokratischen Republikanismus in den trüben Ozean eines ichsüchtigen Imperatorentums steuerte.

Von Coriolan über Brutus und Marc Anton zu Caesar Augustus und — Hiero.

Man sagt immer, Verona sei die Stadt Shakespeares. Nun, ich weiß nicht, ob man nicht mindestens dasselbe von Rom behaupten kann. Dreimal stellt er an den großen Wendepunkten des innerpolitischen Geschehens seine Gestalten auf diese Rostra und weist durch sie und ihre Reden und durch deren Wirkung auf das leicht bewegbare, wechselläunige Volk auf die Staatsformen hin, welche das Volk in der jeweiligen Situation braucht. Da war zunächst einer, — Coriolan, — ein hochadliger Republikaner, der mit vernichtenden Worten das Tier mit den vielen Köpfen peitschte. Ein aristokratischer Republikaner war es, merkt auf, ihr stümperhaften Adelsknechte, ihr Iphenpliz und Röckeriz, ihr „vor“ und „zu“ Hoch-Wilkowiz, — ein echter Aristokrat muß nämlich bei Lichte besehen immer — — — Republikaner sein. Republikaner aber von Rasse, und kein republikanischer Schaumschläger und Kapitalsknecht, dessen ganze jämmerliche Größe nur darin besteht, mit einem Parlament zu jonglieren und schmutzige Konzessionen zu machen.

„Die Doppelherrschaft,

Wo dieser Teil mit Grund verachtet, jener
Den andern grundlos schmählt, wo Adel, Macht und Weisheit
Nichts tun kann ohne jenes Ja und Nein
Des großen Unverstand — dies muß verdrängen,
Was wahrhaft nötig ist, um Raum zu geben
Unhaltbar Schlechten — Recht, so abgesperret,
Folgt nur, es kann nichts Richtiges geschehn.“

Und sich an den Adel wendend:

„Seid ihr weise,
Gleicht nicht gemeinen Toren; seid ihrs nicht,
Legt ihnen Polster hin. — Ihr seid Plebejer,
Wenn Senatoren sie; sie sind nichts Mindres,
Wenn durch der Stimmen Mischung nur nach ihnen
Das Ganze schmeckt.“

Und schließlich die Abrechnung noch mit den andern:

„Du schlechtes Hundepack! des Hauch ich hasse
Wie fauler Sumpfe Dunst; des Gunst mir teuer
Wie unbegrabner Männer totes Nas,
Das mir die Luft verpestet. — Ich banne dich!“
Und damit ging er selbst in die Verbannung.

Später, als es dann faul geworden war im Staate eben durch diese republikanische Doppelherrschaft, der Coriolan nicht hatte wehren können, stand wieder einer da oben, — Brutus, — der Rembrandtsche Mann mit dem Goldhelm und letzte Römer und warnte eindringlich vor Monarchie:

„Nicht, weil ich Cäsarn weniger liebte, stand ich wider ihn auf, sondern weil ich Rom mehr liebte. Wolltet ihr lieber, Cäsar lebte und ihr stirbet alle als Sklaven, als daß Cäsar tot ist, damit ihr alle lebet wie freie Männer. Weil Cäsar mich liebte, wein' ich um ihn; weil er tapfer war, ehr' ich ihn; aber weil er herrschsüchtig war, erschlug ich ihn.“

Wahrlich, das waren noch Männer, diese Republikaner.

Aber das Volk wollte anders; — es wollte seinen Cäsar, und Marc Antons nachfolgende Leichenrede, in welcher alle Wasser kühnster Demagogie springen, bricht dem letzten und edelsten Republikaner das Genick und macht die Bahn frei für das heraufmarschierende Imperatorenthum, das so in Mord und Blut endet, wie es in Titus Andronikus — vorrepublikanisch — begonnen und gleichzeitig geendigt. Ein Blick hinauf zu jenen malerischen Ruinen auf dem Palatin genügt, um uns die krasseste Wirklichkeit spüren zu lassen. Von dort nämlich bis zum Kapitol, also quer über das ganze Forum hinweg, hatte Caligula, Kaiser von Gottes Gnaden, eine Brücke bauen lassen, um . . . es bequemer zu haben, wenn ihm einfiel, mit . . . dem kapitolinischen Jupiter ein wenig zu . . . plaudern. Ja, ja, ein wenig verändert hatten sich die Verhältnisse doch mit der Zeit; während nämlich noch Moses zu einer politischen Aussprache mit Jehova auf den Sinai kraxeln mußte, war es hier bereits so weit, daß der Statthalter und Geschäftsführer den Herrn selbst zu einer Audienz befohl. — Palastbefehl: „Caligula, Kaiser des römischen Reiches und Herr der Welt, lassen Jupiter Kapitolinus um 3 Uhr 15 Minuten nachmittags zu einer Privataudienz im Nymphaeum bitten.“ Und — Jupiter erschien, denn wer hätte wagen dürfen, dem Kaiser zu widersprechen.

„Ich bin ich! — und keiner ist neben mir,“ das war der Wahlspruch Caligulas, der den Panzer Alexanders des Großen aus dem Grabe hatte holen lassen, weil er meinte, daß er ihm gebühre und der seinen königlichen Vetter und Gast Ptolemäus ermorden läßt, nur weil dieser es gewagt hatte, im Amphitheater mit einem Purpurmantel zu erscheinen, der die Augen der Zuschauer auf sich zog. „Bedenke“ sagt Caligula zu seiner Großmutter, die ihm warnend seine Grausamkeit vorhält, „bedenke, daß mir alles gegen alle zu tun erlaubt ist.“

Und wer gibt ihm und seinen Vor- und Nachläufern eine solche Erlaubnis? Jedes Volk hat die Obrigkeit, die es verdient, und eine Herde von Speichelleckern bedarf des Tyrannen, weil ihr ohne Knute nicht wohl ist. Caligula ist ein witziger Bursche, der weiß, was für ein Gemächte ihn umgibt und bis wie weit er's treiben darf. Sein Pferd will er zum Consul machen, denn was seine Untertanen können, das kann es auch, — nämlich liebedienern und schweißwedeln.

Wie aber kam es denn nun eigentlich, daß dieses Rom von dem einen Extrem so ins andere verfiel, daß diese streng konservativ republikanische Stadt, welche keinen über sich duldete, zu einer Herde lakaienhafter Untertanen werden konnte? Wie kam es, daß dieser Staat, der durch Jahrhunderte hindurch in schärfster Selbstdisziplin und strengster Zucht die Familie, den Staat und das Recht gegründet hatte, bei dem Gehorsam und Pflicht, Tugend und Sittlichkeit, Mut, Tapferkeit, und Treue im Großen und im Kleinen Selbstverständlichkeiten jedes Bürgers gewesen waren, zu einer Masse werden konnte, die sich aus nichts anderem zusammensetzte als aus Betrügnern, Feiglingen, Ehebrechern, Wucherern, Kriechern?

In zwei Worten liegt die ganze Antwort: Kapitalismus und Militarismus, — an diesen beiden Giften ist Rom zugrunde gegangen. Und an diesen beiden Giften wird jeder Staat zugrunde gehen, sobald er anfängt, sich selbst für das Maß aller Dinge zu halten.

Und weiter gehen wir, immer von einem zum andern, über kleine Hügel, aus denen da und dort marmorne Ueberreste verfunkenener Pracht ironisch lächelnd hervorsehen und die Eintagsfliege betrachten, welche sich so geschwollen fühlt, weil es ihr vergönnt ward, diese Stätte zu betreten. Dort, wo die drei Säulen aus parischem Marmor noch stehen, stand der Tempel des Castor und Pollux gegenüber der Basilica Nemilia und ein wenig weiter noch, fast das besterhaltene Gebäude unter allen, der Faustinatempel. Stumm, weil überwältigt von der riesigen Wölbung, die noch heute jedem Baumeister Ehre machen würde, treten wir in die Konstantinsbasilika und erhalten zum ersten Male einen leisen Vorgeschmack von dem, was uns bald darauf im Amphitheater und in den Caracallathermen impulsive Ausrufe höchsten Erstaunens entlocken sollte.

Doch besuchen wir zunächst ein Mal den Kaiser da oben auf dem Palatin. Ueber parkettierten Marmorfußboden gehen wir wie über die Wellen eines leichtbewegten Sees und betreten in der Apsis des kolossalen Audienzsaales den Thron der Cäsaren. Hier saß er und empfing die Abordnungen der Vasallenstaaten und von hier aus gingen die Sendboten über die ganze Welt: „Es geschah aber zu der Zeit, als ein Gebot vom Kaiser Augustus ausging, daß jedermann sich schätzen ließe, ein jeglicher in seiner Stadt. Da machte sich auch auf Joseph aus Galiläa, aus der Stadt Nazareth, in das jüdische Land, zur Stadt Davids, die da heißt Bethlehäm, auf daß er sich schätzen ließe mit Maria, seinem vertrauten Weibe. Und die war schwanger.

Und als sie daselbst waren, kam die Zeit, daß sie gebären sollte. Und sie gebar den ersten Sohn, und wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe, denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge.“

Klingt es nicht wie ein Märchen? Da drüben irgendwo, fast an der Grenze des Reichs, wurde der König der Juden geboren. Wer? — Der König der Juden?

Was ging das den großen Cäsar an, in dessen Reich die Sonne nicht unterging? Rom stand fast tausend Jahre, und da sollte . . . ? Lächerlicher Gedanke zu denken, daß ein englischer Lord mehr als ein spöttisches Lächeln aufbringen sollte, wenn man ihm sagen würde, daß seinem Reiche Gefahren ernster Art von einem Schwormgeiste drohen werden, welcher von sich behauptet, er sei Gottes Sohn und die Wahrheit.

„Was ist Wahrheit?“ so reden auch heute wieder alle, die im Dienste der großen Hure stehen.

Und . . . Gottes Sohn?

Einmal ist er schon da gewesen, also kehrt er ganz gewiß kein zweites Mal wieder. „Gehe hinaus“ sagt der Großinquisitor „und kehre niemals, niemals wieder.“ Nur die Juden, denke ich, warten noch immer auf ihn. Sollten sie wirklich zu Unrecht warten?

Es ist eigenartig, fast schauervoll, wie sich hier zwischen diesen Ruinen jahrtausendealte Geschichte zusammenschiebt, wie die — uns bisher riesenhaft erschienenen, zeitlichen Entfernungen auf ein Minimum zusammenschrumpfen und wie uns auf einmal alles, was Völkergeschichte heißt, in einem ganz neuen, ungewohnten Lichte erscheint. Was uns eben noch wer weiß wie groß dünkte, das liegt miniatur- und spielzeugartig vor uns ausgebreitet und alle Ehrfurcht verwandelt sich in weises Lächeln. Alle Größe wird Schein und wir müssen den Kopf schütteln und uns an die Stirn fassen, weil wir auf einmal nicht mehr begreifen können, daß es eine Zeit gab, wo wir uns über Dinge erregen konnten, deren Bedeutung, zu dem großen Geschehen nicht einmal im gleichen Verhältnis stand wie das Leben eines Menschen zu dem einer Eintagsfliege. Um diesen Kaiserpalast weht so etwas wie Ewigkeits- und Wüstenstimmung. Ich kan mir denken, daß es ähnliche Gefühle sind, wie sie den Wanderer bei den Pyramiden und der großen Sphinx von Gizeh ankommen müssen, oder in die sich jeder versetzen kann, wenn er des Nachts im Sternenhimmel sich verliert.

Der Mens Palatinus ist die Hochburg der römischen Kaiser. Das ganze Plateau dieser Höhe war ein einziger Palast, von dessen unerhörtem Glanz und Luxus man sich heute kaum noch eine Vorstellung machen kann. Da die Fläche nach Westen, also nach dem Circus Maximus zu, nicht ausreichte, ließ man sie ganz einfach durch kalleffale Gemölbe erweitern. Für diese Menschen gab es kein Halt: Sie konnten Berge versetzen ohne Glauben.

Run fragt es sich allerdings, wem man den Vorzug geben will, ob den damaligen Palästen mit all ihrer Pracht und raffinierten Ausstattung, oder dem malerischen Durcheinander von

heute, für dessen Dekor die Natur gesorgt hat. Mir scheint fast, als müßte man sich für das letztere entscheiden, und zwar nicht etwa aus rein malerischen Gründen, sondern vor allem deshalb, weil mit dem Zerfall auch der renommierteste Kitsch und die unechte Größe verschwunden ist, welche ganz gewiß diesen eigenwillig aus der Erde gestampften Bauten angehaftet hat.

Es dauerte nicht lange, bis wir den Plan dieser Anlagen in die Tasche gesteckt hatten. Was ging es uns auch an, ob hier Tiberius oder Livia gewohnt hatte, ob das sogenannte Stadium der kaiserliche Garten war oder ob Septimus Severus den südlichen Palast erbauen ließ? Wir freuten uns des Lebens auf den Ruinen, des ewig siegreichen Lebens, das alle irdische Größe lächelnd überdauert und das noch heute so vielgestaltend ist als wie am ersten Tag. Wir freuten uns der weißen Anemonen zwischen und auf den zusammengerechten Marmorhausen, der uralten Cypressen, an deren saftigem Stamm da und dort ein Stück von einem Kapital lehnt, wir freuten uns der lustwandelnden Menschen und der herrlichen Aussicht, welche sich uns von der südlichsten Spitze, vom Belvedere, aus über das Kolosseum bis hinüber nach dem Lateran und von hier nach rechts über die Caracallathermen und das Grabmal der Cäcilia Metella in der Campagna hinweg zum Cypressenbestandenen Aventin, der Cestiuspyramide und St. Peter auf dem äußersten rechten Flügel entrollt. Seltsam: Wieder die beiden feindlichen Brüder, Kolosseum und St. Peter, welche die vor uns liegende Strecke begrenzen. Nicht minder schön übrigens, ja fast noch großartiger gestaltet sich das Panorama drüben vom Aventin, wo wir einen Sonnenuntergang von geradezu sinnberauschender Schönheit erlebten. Blutrot hing die Sonne wie eine Scheibe hinter der herrlichen Kuppel St. Peters, und ihre letzten, längs über die Erde hinschießenden Strahlen lockten eine unerhörte Fülle von Farben aus allem hervor, was sie trafen. Gleich jäh abfallenden Klippen, gegen die am Fuße das grüne Gartenmeer brandet, erhob sich drüben der gigantische, rotbraune Unterbau des Palatin, mit der Villa Mills oben zwischen den schwarzgrünen Cypressenhainen, und rechts davon, als Abschluß gewissermaßen leuchtete der geblichweiße Marmorberg des Kolosseums herüber.

Ich muß offen gestehen, dieses Kolosseum hatte auf mich stets etwas geradezu faszinierendes. Wie ein böser, magnetischer Blick, so zog es mich immer wieder an und als ich schließlich unmittelbar davor oder gar oben auf dem höchsten Range stand, da konnte ich mich eines gewissen Schauers nicht erwehren. Dieses Theater stellt in der That an Größe und Monumentalität, an Eindringlichkeit und Wucht, an Massivität und Kühnheit alles in den Schatten, was man sich vorgestellt, und ich bin überzeugt, daß es jedem so ergehen wird, daß sich jeder dieses Bauwerk kleiner vorstellen wird als es in Wirklichkeit ist. Ich erinnere mich, daß, als wir das dritte Mal da waren, eine ganze Schwadron italienischer Kavallerie — wohl gelegentlich irgend einer Uebung — ihre Pferde zwischen den Pfeilern der unteren Arkaden aufgestellt hatten.

Nun ist das immerhin ein ziemlicher Komplex, der dazu gebraucht wird, besonders wenn es, wie hier, jedem Reiter nach Gutdünken überlassen bleibt, sein Pferd anzubinden. Da war es tatsächlich geradezu komisch, zu sehen, wie dieser ganze Haufen von Ross und Reitern in höchstens zwei, drei Wölbungen dieses Riesenbaus verschwand. Wie ein Ameisenhaufen in einem Eichenwald, so wirkte dieses Trüpplein in dem Gewirr von Pfeilern und Wölbungen, und wer das sogenannte, von Reinhard umgebauete „Theater der Zehntausend“, alias Circus Schumann in Berlin kennt und sich dort durch eine Aufführung des „Mirakels“, des „Danton“ oder des „König Odipus“ hat verblüffen lassen, der wird sich ungefähr wenigstens einen Begriff vom Kolloosseum machen können, wenn er erfährt, daß dieses Theater nicht 10, sondern 50 000 Plätze aufzuweisen hatte. Und von der Loge aus, in der einst, strotzend von Gold und Edelsteinen, der Imperator im halb hohenpriesterlichen, halb weltmilitaristischen Prunkornat saß, entrollt sich vor unseren inneren Augen ein Bild nach dem andern, wie eine endlos lange Reihe wüster, bluttriefender Träume.

Gladiatoren ziehen auf, ganze Divisionen in Gruppenkolonne und defilieren vor dem Throne Seiner Majestät mit ihrem „Ave Caesar! Morituri te salutant.“ Dann ein scharfes Kommando und miteinander stehen sich auf Tod und Leben Menschen gegenüber, die vor wenig Stunden erst noch in der Kaserne ihr hartes Bett geteilt. Und während aus der Orchesterloge Trompeten und Hörner zum Kampfe reizen, während ganze Flöten- und Pfeifenchöre mit ihren gellenden Tönen und Wirbeln die satanische Lust bis zu Siedehitze steigern, fließt da unten in der Arena das Blut in Strömen und in das Wimmern und Schreien der Sterbenden mischt sich das Johlen und Beifallklatschen der verzückten Menge, welche die Ränge füllt. Was machte das römische Publikum zur Bestie? Weil es unterdrückt und getreten, entrechtet und verflaut war von seinem Kaiser und den ihm umgebenden Kapitalbestien, hatte es seine diabolische Lust daran, diesen Druck weiter zu geben und auch sich einmal als Herren zu fühlen. „Panem, Caesar et . . . circenses!“ Wehe dem Kaiser, der dieses Volksbegehren nicht satt machte, wehe ihm, wenn er diesem tausendköpfigen Ungeheuer nicht Hekatomben von Menschen opferte. Und wie hätte es anders sein können unter dieser Imperatorenherrschaft des Kapitals, dessen erstes und letztes Prinzip immer das Aufeinanderheken aller gegen alle sein wird: Hier kämpfte der Ägypter gegen den Perser, der Meder gegen den Parter, der Jude gegen den Griechen, der Weiße gegen den Schwarzen und der blonde Germane gegen den dunkelhaarigen Bruder auf der andern Seite des Rheins. Wenn ich zu Anfang gesagt habe, daß sich die Geschichte der Völker alle bis auf den heutigen Tag auf Rom und seine Geschichte projizieren lassen, so trifft das auch aufs Haar auf diese Parallele zu, nur mit dem wesenlosen Unterschied, daß für das herrschende Kapital heute aus der Arena des Kollosseums die kolossale Weltbühne geworden ist, auf der es nicht die Vertreter der Völker und Nationen in den Gladiatoren, sondern die Völker

selbst aufeinander heßt. Und so wie damals das Volk dressirt war auf den . . . „schönen“ Tod oder auf die Heldenpose, mit welcher der getroffene Gladiator sterben mußte, so plärzt es auch heute noch seine idiotische Phrase vom ruhmreichen . . . Helden-tod.

Über Gladiatorenkämpfe allein, das wäre bald langweilig geworden, und das Volk liebt die Abwechslung. Man ist es müde, Blut fließen zu sehen aus Wunden, die nach allen Regeln der Kunst beigebracht werden. Man will mehr. Das entfesselte Volk will entfesselte, brüllende Wildheit, und so bevölkert man die Arena mit wilden Tieren. Von brennenden Fackeln und griechischem Feuer geheßt und geängstigt, mit langen spitzen Stangen bis zur Raserei gereizt und tagelang ausgehungert in den unterirdischen, dunklen Verliehen läßt man Tiger und Panter, Löwen und Bären, Stiere und Leoparden, wilde Affen, Riesenschlangen und Elefanten gegeneinander los. Um die menschliche Roheit und unbestialische Bestialität auf die Spitze treiben, bindet man die ungleichen Elemente, z. B. Löwen und Tiger, mit unzerreißbaren Stricken ansammeln und schürt die Wut ins Grenzenlose. Es heißt, daß einmal nicht weniger als elftausend — 11 000 — wilde Tiere zugleich in der Arena gegen einander wüteten. Und während es da unten brüllt und faucht, schreit, wimmert, stöhnt, trompetet, und das Blut wortwörtlich in Bächen und Strömen durch den Sand der Arena fließt, gebärdet sich das Publikum wie toll auf den Bänken. Das ganze Kolosseum wird zu einem einzigen wahn-sinnigen Getöse, zu einem fürchterlichen, atembeklemmenden Toben, das der Wind über ganz Rom bis weit in die Campagna hinein trägt. Durch die Jahrhunderte auf Krieg und Blutvergießen dressirt, war dieses Volk zu einem Schlächtervolk geworden, dessen Blutdurst unstillbar war. Unter dem schimmernden Vorwand nationaler Ehre fast ein Jahrtausend hindurch von seinen Geld-, Ehr- und Länder-gierigen Führern einzig auf den Krieg gedrillt und mit Kriegspraxen übersättigt, war diese irrsinnige und perverse Blutgier nichts anderes als die natürliche Folge dieser nationalen Kriegs-heße und -erziehung.

Über selbst damit ließ man's nicht bewenden. Alle Schranken waren niedergedrückt und alle Grenzen durchbrochen. Das Gehirn dieses verführten Volkes suchte brünstig nach immer neuen Ekstasen. Und nachdem man Mensch gegen Mensch und Tier gegen Tier im Kampfe miteinander gesehen hatte, bestieg man kurzentschlossen die nächste Stufe und forderte herrisch die neue Sensation: Mensch gegen Tier.

Und der Kaiser tat, wie man wollte; denn so unumschränkt er sonst auch herrschte, in punkto Spielen war er Sklave und mußte gehorchen, sofern ihm am Throne gelegen war.

Und das Bild in der Arena verwandelt sich: Pfähle werden eingerammt und Menschen daran gebunden, oder man schlägt sie ans Kreuz und richtet diese auf, — nicht zu hoch, denn das zuckende Fleisch muß erreichbar sein. Dann werden die Käfige geöffnet und zu dem Johlen einer vor Lust fast tobüchtigen Menge springen die

hungrigen Bestien die zuckenden Leiber an. Man rast vor Entzücken, wenn hier ein Tiger oder dort ein schwarzer Panther oder scheckiger Leopard mit fletschenden Zähnen seine Beute ankrüecht und ihr ein Glied vom Körper reißt, man gröhlt vor sadistischer Geilheit über die sich in den verzerrten Gesichtern der Gemarterten wiederpiegelnden Todesängsten und man juchzt, wenn das Schreien gepeinigter Menschen zusammenklingt mit dem Brüllen vor Hunger tollwütig gewordener Tiere.

Und was waren es für Menschen, die man zum Tode in der Arena verurteilte? Sehr einfach, — es waren alle die, welche der kapitalistischen Oberklasse und Staatsform irgendwie lästig und unbequem waren oder Verbrecher. Die letzteren wurde man so am besten los, denn die Todesart wirkte Wunder auf die, welche noch unausgenutzt den Verbrechertrieb in sich fühlten. Es gab Zeiten, wo selbst auf einfachen Diebstahl der Arenatod stand. Es hat wohl kaum eine Zeit gegeben, wo das Kapital einen sichereren Wall um sich herum gezogen hatte als damals.

Und was die andere Kategorie von Todeskandidaten betrifft, — nun, so hatte man auch hier ein unfehlbares Mittel an der Hand, sich aller „staatsgefährlichen“ Elemente zu entledigen. So wie heute in den zivilisierten Staaten jeder Revolutionär ins Zuchthaus wandert, wo es ihm frei steht, durch Hungerstreik zu enden — und das am besten möglich bald! — so wie heute im „freien“ Rußland Tausende in elenden Zellen langsam und jammervoll verrecken, weil sie es getragt haben, mit ihrer eigenen Meinung gegen die Despoten hervorzutreten oder wie man in dem gleichen Reich unter der ruhmvollen Hegide der Romanows die sibirischen Katorgas mit der geistigen und darum unbequemen Elite des Volkes füllte (ich erinnere nur an Dostojewski), — oder wie man gar in vielen Staaten zugleich Kriege vom Zaune brach (und noch brechen wird), um sich durch sie die staats- sprich: kapitalgefährlichen Elemente vom Halse zu schaffen, — genau so geschah es damals. Und als schließlich jener große, kommunistische Zersezungsprozeß einsetzte, da waren es in erster Linie natürlich die Christen, welche daran glauben mußten und welche man in Scharen den wilden Tieren zum Fraße gab. Gott ja, warum waren jene Leute auch so dumm, es mit der Lehre des Meisters ernst zu nehmen? Der Mensch wird eben immer erst durch Erfahrung klug. Und schließlich mußte ja doch auch immer eine gewisse Zeit darüber vergehen, bis man auf den glücklichen Dreh kam, sich Christ zu nennen und dabei ruhig seine eigene Heilslehre für ein utopisches Hirngespinnst zu erklären. Was hat man als Christ nötig, sich in Opposition zu Staat und Kapitel zu setzen, wo es ja doch so herrliche Konzessionen und scharfsinnige Raisonnements gibt, mit deren sich spielend leicht zwei Conträre vor den Wagen spannen lassen. Das Drolligste aber ist folgendes: Dieses doppelzüngige Christen-tum ist seit der letzten großen Christenverfolgung unter Diocletian um das Jahr 200 herum so zur großen Mode in Europa geworden, daß es zu den schwersten Verbrechen gehört, wenn einer sich entschließt,

diese unwañre Mode nicht mehr länger m'zumachen und das üblich geordnete Aushängeschild herunterzuziehen.

Und trotzdem: Ohne Kolosseum, ohne Nero und Diocletian stände heute nicht St. Peter da drüben, und — soll uns die Kühnheit der Gedanken zu Feiglingen machen? — ohne St. Peter kein Pantheon und keine neue Fleischwerdung des Wortes, unter welcher sich beugen werden alle Völker der Erde.

Das ist in großen Umrissen das alte Rom; den was wir sonst noch besuchten, so die Thermen des Caracalla, die Kaisersora, das Trajansforum mit seiner reliefumwundenen Säule, die erratiche Pyramide des Cestius und das wichtige Grabmal der Caecilia Metella draußen in der Campagna neben der via Appia, die Marc Aurel's und all die andern Säulen, — im großen und ganzen ist im Vorausgegangenen auch darüber alles gesagt, was zu sagen ist. Nur drei Dinge stehen noch aus: erstens das Pantheon, welches ich mir für den ihm zukommenden Moment vorbehalte, zweitens das Thermenmuseum, welches gleichfalls nicht in diesen Abschnitt gehört und drittens endlich die Villa Hadriani, welche, obgleich zur Antike zählend, doch mehr zu den landschaftlichen Schönheiten Roms zu rechnen ist.

Um nun den kulturgeschichtlichen Faden weiter zu spinnen, fahren wir hinaus, immer schnurstracks die von hohen Mauern besäumte, weißtaubende via Appia entlang bis zu den Katakomben.

Auf einem wohlgepflegten Wege, zwischen Wiese und Gemüseland, kommen wir dann zu einem Häuschen, vor dem unter uralten Bäumen ein paar steinerne Bänke stehn. Ein fremdlicher Franziskaner, ein Deutscher, aus Hildesheim gebürtig, empfängt uns und bittet uns, noch ein Weilchen zu warten. Wir setzen uns auf eine der spiegelglatt abgeessenen Bänke im Schatten eines Baumes und können nicht begreifen, daß hier der Eingang zu jener unterirdischen Stadt sein soll, welche die Christen anfänglich ihren Toten erbauten, um sie dann später als Zufluchtsort gegen die immer mehr um sich greifenden Verfolgungen zu benutzen.

In Betrachtung hierüber sowohl wie über die Entfernung, welche zwischen dieser Gräberstadt und Rom lag, gesellte sich zu uns ein Dominikanermönch, der bereits 23 Jahre als Fremdenführer hier lebte. Er beherrschte das Englische ebenso wie das Französische, deutsch ebenso wie italienisch und spanisch, nur im russischen, meinte er, sei er noch nicht ganz auf der Höhe, wengleich ihm auch in dieser Sprache die übliche Konversation keine sonderlichen Schwierigkeiten mehr mache. Und das kam alles so nebenbei heraus, so ohne jede Wesensmacherei, so schlicht, einfach und selbstverständlich, daß man unwillkürlich aufhorchen und sich sagen mußte: Ja, ist denn das alles auch nicht völlig gleichgültig? Was nützt eine so eminente, gottgewollte Begabung, wenn sie nicht in den Dienst gestellt wird einer Idee, für die zu leben es Wert und Bedeutung hat. Freilich, dieser Mönch steht mit seiner Begabung und seinem Können nicht allein, es gibt viele, — besonders im politischen Leben, — die es mit ihm aufnehmen können.

Ich bin aber überzeugt, daß die mit der Laterne zu suchen sind, welche mit solchen evidenten Fähigkeiten so in Armut und beschaulicher Zurückgezogenheit leben und „ihrer“ Wahrheit dienen, wie dieser Dominikaner. Er erzählte uns von seinem Leben, von den Menschen, die er alle kennen gelernt habe, von seinem Gartenland und seinen Blumen, und ich hätte gern noch so vieles, vieles von ihm erfahren, wenn wir nicht mit der inzwischen zusammengekommenen Gesellschaft hätten hinabsteigen müssen.

Jeder mit einem langen, dünnen Lichtlein bewaffnet, stiegen wir nun die Stufen hinunter, bis sich, unten angelangt, der Zug wie eine Prozession durch die dunklen Gänge und Höhlen bewegte, in deren Seitenwänden, zu zweien und dreien übereinander, sich die leeren Gräber der ersten Christen befinden. Ein wahres Labyrinth, das hier unten angelegt worden ist, und wenn man noch hinzunimmt, daß — sofern ich recht unterrichtet bin — die Gesamtlänge dieser Gänge etwa die Strecke von den Alpen bis Brindisi ausmachen würde, so bekommt man zunächst eine kleine Vorstellung von dem Gigantischen auch dieses Werkes, dessen Erbauer ja ebenfalls Römer waren. Außerdem aber ist daraus zu entnehmen, daß diese Katakomben einen hervorragenden Zufluchtsort gebildet haben müssen und daß die Römer oft vielleicht nicht mit Unrecht Verbrecher und ähnliche Skandaten auf die Bewohner der Katakomben zurückgeführt haben. Ja, ich möchte behaupten, daß, wenn es später bei jedem Anlaß zur ständigen Redensart wurde „Daran sind natürlich wieder die Christen in den Katakomben schuld“, diese Wendung auch eine gewisse Berechtigung hatte.

Denn einmal pflegen sich stets an eine revolutionäre Bewegung sehr bald Elemente anzuschließen, deren einzige Absicht ist, im trüben zu fischen. Durch solche Elemente ist noch jede revolutionäre Bewegung kompromittiert worden bis auf den heutigen Tag. Den damals Geschädigten nun kann man nicht verargen, wenn sie Christen und Verbrecher identifizieren; denn beide kamen sie ja aus den berüchtigten Katakomben. Ich bin nämlich sicher, daß sich auch reguläre heidnische Verbrecher in dieser unterirdischen Stadt versteckt haben, ja, daß diese streckenweise zu ausgeprochenen Verbrechervierteln geworden war. Seltsam, es ist eine merkwürdige Tücke des Schicksals, daß die auftretenden reinen Ideen und revolutionären Erscheinungen immer sofort die Hefe und den Mob anziehen müssen. Es erscheint fast, als lege sich die Entwicklung selbst jedesmal Steine in den Weg, um die Menschheit langsam zum Ziele zu führen. „Les extrêmes se touchent.“ — diese unumstößliche Erscheinung ist der Hemmschuh aller geistigen Bewegungen im Interesse des Massengeistes, welcher im Prestotempo nicht folgen kann.

Und schließlich noch eins, was ich aus den Katakomben mitbrachte: Die Geschichte der hl. Cäcilie und die Folgerungen, welche wir aus ihr im Hinblick auf die kulturgeschichtliche Entwicklung ziehen können.

In seinem nach oben mit einem Licht- und Luftschacht versehenen Raume dieser Katakomben nämlich befindet sich, wie es

heißt, das ursprüngliche Grab der hl. Caecilia, deren Passionsgeschichte uns unser führender Franziskaner in jenem üblichen leiernden Tonfall berichtete.

Die hl. Cäcilie, sagte er, sei die Tochter eines hohen römischen Staatsbeamten gewesen und entstamme einem altadligen Geschlecht. Gegen oder zum mindesten ohne den Willen der Eltern sei sie aus reinem Idealismus zum Christentume übergetreten und habe als solche auch ihren Bräutigam, ebenfalls einen aristokratischen jungen Mann, Valerius, bekehrt. Da der letztere sich bereits in angesehener Stellung befunden habe, in einer Stellung also, deretwegen sich für ihn der Anschluß an eine staatsfeindliche, revolutionäre Verbindung von selbst verbot, sei dieser Valerius stillschweigend und ohne Aufhebens getötet worden. Caecilia aber, welche als die eigentliche Ursache den Spitzen der Behörden bekannt war, habe man aus Achtung gegen ihre Eltern unbeachtet gelassen, wohl meinend, daß sie sich dieses Exempel werde als Warnung dienen lassen. Darin hatte man sich nun getäuscht, denn Caecilia ließ nicht ab, sondern trug das revolutionäre Feuer weiter, ja, sie ging sogar so weit, daß sie ihre Bekehrungstalente selbst an dem Neffen des damaligen Kaisers „Marc Aurel“ erprobte. Unser Franziskaner sagte übrigens ausdrücklich und wiederholt „Marc Aurel“ und nicht Alexander Severus, unter dessen Herrschaft die meisten Legendare das Leben dieser Frau annehmen, obwohl ausdrücklich berichtet wird, daß unter diesem von 222 — 235 regierenden Herrscher keine Christenverfolgungen stattgefunden haben. Da man nun aber allgemein annimmt, Caecilia sei im Jahre 230 als Märtyrerin gestorben, wogegen Marc Aurel bereits 50 Jahre vorher, also 180, wie es heißt, von seinem Sohne vergiftet worden ist, so bleibt nichts übrig, als Alexander Severus für diesen politischen Mord verantwortlich zu machen. Ich persönlich neige nun allerdings dazu, die Jahreszahl 230 zu bezweifeln und diesen gesamten Vorfall mit unserem Franziskaner der Regierung Marc Aurel zuzuschreiben, obgleich auch das wieder eine Ungereimtheit zu sein scheint deswegen, weil wir ja gerade diesen Kaiser als einen besonders hervorragenden, geistigen und philosophisch-toleranten Menschen kennen, dem man am allerwenigsten ein solches Verbrechen zutrauen möchte. Dieses Verbrechen bestand nun darin, daß man Caecilia von staatswegen ganz im geheimen aus ihrer elterlichen Wohnung holen und meuchlings ermorden ließ.

Wie reimt sich das alles nun zusammen oder wie war es möglich, daß ausgerechnet Marc Aurel diese Schandtath mit seinem Namen decken mußte, dieser selbe Marc Aurel, in dessen edlen Selbstbetrachtungen wir lesen: „Es gibt nur eine Sonnenlicht, ob es sich gleich millionenfach zerteilt, nur eine Seele, wenn sie sich gleich in zahllosen Willensänderungen bekundet, nur einen denkenden Geist, obgleich auch er unendlich zerteilt erscheint. Und in welchem Verhältnis steht nun Seele zu Seele und Mensch zu Mensch? — Wir alle sind für einander da, und ich selber weiß, daß ich in keiner Hinsicht zum Vorgesetzten der Menschen geboren bin.

Unsere vornehmste Pflicht darum ist, das Leben tätig zu leben in der Erkenntnis, daß jedes Begegnis im innigsten Bezuge zu Gott oder zum Menschen steht und daß es mithin nichts gibt, was als unerhörtes Verbrechen von uns Menschen schwer zu ahnden wäre.“

Hat es einen Monarchen gegeben, der edler und menschlicher gesprochen und gedacht hätte, als dieser Herrscher? Und gerade ihm wollen wir diese Schandtath an Caecilia zur Last legen? Wie kommt es, daß gerade unter diesem fast christlichen, zum mindesten stark von christlichen Elementen durchsetzten Cäsar Christenverfolgungen stattgefunden haben, wie einwandfrei feststeht?

Ich sagte vorher, daß dieser Fall aus kulturgeschichtlichen Gründen wichtig und wesentlich sei und muß nun noch kurz etwas über die politische Lage unter der Regierung Marc Aurels berichten, um die Sache verständlich zu machen. Wir befinden uns im Ausgange des 2. und dann im 3. Jahrhundert in der ausgesprochenen Zerfallszeit des weltbeherrschenden römischen Reiches.

Was schon längst sich anbahnte, schon unter den Kaisern des julischen und claudischen Hauses, das tritt jetzt für alle sichtbar in Erscheinung, nämlich die Bauälligkeit dieses Riesenreiches. Die damals lebenden Generationen hatten — ganz wie wir Heutigen — die wenig ehrenvolle Aufgabe, die faulen Früchte der faulen Saat ihrer Vordereu zu ernten. Und, als hätte alles auf diesen Moment nur gewartet, so brandet es jetzt von allen Seiten gegen dieses töneme Kolof, Hungersnot und Pest, Erdbeben und Ueberschwemmungen des Reiches unter der Herrschaft seines edelsten Monarchen Marc Aurel. „Gleich nach seinem Regierungsantritt“, so meldet der Chronist, „drohte in Britannien ein Aufstand auszubrechen, fielen die Ratten in das römische Germanien und Rhätien ein und brach ein Krieg mit den Parthern aus, die nach Vernichtung einer römischen Armee in Syrien eingedrungen waren. Zwar siegte Rom, aber dieser Sieg verwandelte sich in einen Pyrrhus-sieg, da die heimkehrenden Truppen die Pest mit in das Land gebracht hatten, welche in den Provinzen verheerend wüsthete. Dazu kam, daß die Donauvölker sich zum Kriege gegen die Römer zusammengeslossen hatten. Der sogenannte Markomannenkrieg brach aus, und Rom, dessen Finanzen an sich schon zerrüthet waren, entstanden neue, unerhörte Lasten. Die Lage war bereits so ernst, daß selbst des Kaisers Privatschatulle nicht verschont blieb, ja, daß er sogar gezwungen war, eine große Menge von Kostbarkeiten des Palastes zu versteigern. Aus dieser letzten Notiz übrigens geht klar ersichtlich hervor, daß trotz der jämmerlichen Finanzlage immer noch genug Leute vorhanden waren, welche solche Sachen kaufen konnten, oder mit anderen Worten, daß es noch immer eine Schicht gab, welche von dieser allgemeinen Not nicht betroffen wurde und es verstand, sich der scharfen Besteuerung zu entziehen. Ja, es ist sogar wahrscheinlich, daß diese Leute gerade in dieser Zeit die besten Geschäfte gemacht haben; denn die Kapitalisten verdienen nie mehr, als in Zeiten des Währungszerfalls und in Kriegezeiten. Es wird sich also auch damals vornehmlich um Bank- und ähnliche Kreise gehandelt haben, welche als die eigentlichen

Regisseure hinter den Kulissen standen und neben oder mit Hilfe einer militaristischen Schicht das römische Reich unterminiert haben.

Zu dieser von Außen und Innen kommenden Zersetzung trat nun als weiterer Faktor noch die im Christentume stetig an Ausdehnung gewinnende revolutionäre Strömung. Daß diese mit ihrer antikriegerischen Tendenz auch immer mehr und mehr das Heer zersetzte und die Disziplin untergrub, bedarf wohl kaum noch der Erwähnung. Vielleicht hat man sogar auch damals in jenen nationalistisch, kapitalistischen Kreisen, die nicht genug im trüben fischen konnten, über das Christentum genau die gleiche Dolchstoßlegende verbreitet wie es die gleichen Kreise in Deutschland nach dem verlorenen Kriege 1914/18 über die in direkter Linie das Christentum fortführenden sozialistischen etc. Kreise getan haben.

Was blieb also unter den gegebenen Verhältnissen Marc Aurel anders übrig, als dem Uebel an die Wurzel zu gehen, sofern ihm überhaupt an dem Fortbestand seines Reiches etwas gelegen war? Den kapitalistischen Blutsaugern war nicht nahe zu kommen; die hatten schon damals ihr eigenes ungeschriebenes Gesetz, — genau wie heute. Zudem ging ja gerade von ihnen die nationalistische Propaganda und Heze gegen jene staatsfeindlichen, christlichen Kreise aus. Die kleinste Maßnahme gegen diesen Vampyr hätte dem Kaiser sofort Thron und Leben gekostet. Denn die Leute, denen er auf Gnade und Ungnade ausgeliefert war, verstanden, was ihre egoistischen Interessen anlangte, keinen Spaß. Die aristokratische Republik war längst nicht mehr. Männer wie Coriolan, Brutus und Cassius, denen das Staatswohl über alles ging, waren mit dem Auskommen des Kaiserreiches mehr und mehr in den Hintergrund getreten, bis sie schließlich ganz von der Bühne verschwanden. An ihre Stelle waren Kriecher, Domestikennaturen und Speichellecker getreten, hündische Kreaturen, wie sie als typische Begleiterscheinungen jedes Gottesgnadentums auftreten.

„Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein,
Mit glatten Köpfen und die nachts gut schlafen,
Der Cassius dort hat einen hohlen Blick;
Er denkt zu viel, die Leute sind gefährlich.“

sagt bezeichnenderweise Shakespeares Caesar. Schon unter Caligula, Claudius und Nero, ja, schon unter Augustus waren es vornehmlich Freigelassene, also ehemalige Sklaven, welche dem Throne am nächsten standen und mit ihren Intriguen den Kaiser nach Außen hin gegen alle Aufrechten und Wohlgesinnten abschlossen. Alle Verfügungen etc. gingen zunächst einmal durch ihre Hände, ehe sie dem senilen Senat zur Beratung und Bewilligung unterbreitet wurden. So wird berichtet, daß der reichste und einflußreichste Mann Roms unter Caligula bereits einer dieser Freigelassenen gewesen sein soll. Und eben, aus diesen Leuten wurde allmählich ein neues Geschlecht. Eine Geldaristokratie trat an die Stelle des alten Adels, genau wie heute, und ebenso wie die mo-

derne, republikanische Staatsform, so war damals auch die Monarchie nur Schein und Aushängeschild für die, so die Fäden in der Hand hatten

Für diese Leute und ihre Machenschaften aber gibt es kein gefundeneres Tressen, als wenn der Schild, den sie vor sich halten, möglichst blank ist. Auf diese Weise bleiben nämlich ihre schmutzigen Umtriebe am sichersten vor Aufdeckung. Je edler der Mensch, den sie als Repräsentanten des Ganzen vorschieben können, um so ungestörter sind sie, denn die breite Masse sieht ja nur „ihn“.

Und eben einen solchen Menschen hatten sie damals in Marc Aurel; edel und gut, von den besten Absichten beseelt und von einer Aufopferungsfreudigkeit, daß er selbst sein Privateigentum versteigern ließ, um die Staatsfinanzen aufzubessern. Derartige Menschen hat es ja zu allen Zeiten gegeben. Es sind das die großen Blinden, die so voller Philosophie, Weisheit, Idealismus und Religiosität sind, daß sie die Menschheit solcher Gemeinheit und Niedertracht einfach nicht für fähig halten. Auch hierfür haben wir heute die besten Beispiele. Nichts kann einer polnischen Partei so die Wege ebnen, als wenn sie über eine prominente Persönlichkeit verfügt, deren Ruf untadlig ist. Durch sie und ihre Auslassungen bekommt die dahinterstehende Infamie der leichtgläubigen Masse gegenüber erst die rechte Weihe.

Aus dem Gesagten läßt sich nun ohne weiteres der Schluß ableiten für die Frage, warum ausgerechnet Marc Aurel zu den Christenverfolgern gehören mußte. Selbst zu 90 Prozent ein Christ, sollte gerade er gezwungen sein, die zu verfolgen, und zu töten, denen er geistig am nächsten stand. Wie widerwillig und gezwungenermaßen er seinen Namen dazu hergegeben haben mag, ergibt sich daraus, daß diese Todesvollstreckungen ganz in der Stille erfolgten. Vielleicht, ja wahrscheinlich sogar ist damals auch nach der Richtung hin mit dem Namen des Herrschers ebenso Schindluder getrieben worden, wie man es heute mit den noch von Idealen erfüllten politischen Persönlichkeiten tut.

Endlich noch eins, was sich aus dem Martyrium der hl. Caecilia ergibt: Daß nämlich schon damals, also um das Jahr 180 herum, das Christentum eine Macht gewesen sein muß, mit der man nicht mehr, wie unter Nero's Zeiten nach Gutdünken umspringen konnte. Die Zeiten, wo man glaubte, durch den Arenatod tausender die Bewegung ersticken zu können, waren vorbei. Man mußte nach einem anderen, heute ja wieder modern gewordenen Mittel greifen: Man brachte die Führer um die Ecke — still und heimlich — und glaubte dadurch die Seele der Bewegung zu töten. Idiotie! — Als ob er einer Idee, wenn sie Tat werden will, je die menschlichen Werkzeuge ausgehen können!

Das alte Rom lag im Sterben. Militarismus und Kapitalismus hatten es zur Strecke gebracht und gegen ihren Willen der neuen Idee, dem neuen Kulturkreise den Weg bereitet. Nirgendwo in der Geschichte zeigt sich so klar, wie an diesem Beispiel, daß auch diese beiden Machtfaktoren nur Werkzeuge sind für das große,

unendliche Geschehen, von dem wir nur da und dort einen Hauch verspüren.

Dieses sterbende Rom war das große Erlebnis in den Katakomben und als wir dann über die ausgefahrene via Appia wieder nach Rom zurückfuhren, da war es uns, als würden wir getragen von jener mächtigen Welle, die damals von Roms äußerster Peripherie kommend und gleich als erstes über das für die Ewigkeit gebaute Monument des Todes hinwegrollend, all die gewaltigen Strömungen — Völkerwanderungen, Vandalen und Goten, Byzanz, die Langobarden und Hohenstaufen — in sich aufnahm, bis sie schließlich — ihren Blick hoch gen Himmel werfend — in St. Peter ihren höchsten Triumph feierte.

Und wo wir diese ewige Stadt nun zum andern Male betrachten, da war für uns aus der antiken Roma das Rom der Päpste geworden.

Die Geschichte des päpstlichen Roms beginnt eigentlich genau so, wie die des alten; denn auch hier waren es eherne Gestalten, Männer voll ungeheurer Energie, eiserner Willenskraft und weitsehendem Geiste, welche die Wüste als Zentrale ihres Wirkens wählten. Römer waren es, echte alte Römer, diese ersten Bischöfe und Päpste, welche — ungeachtet aller Fährnisse und Stürme — mit zähester Entschlossenheit festhielten an dem einmal gefassten Plane. Und wenn die Wüste zunächst auch noch eine glänzende, alles bisher dagewesene in den Schatten stellende Metropole war, in der die Geldströme aus der ganzen Welt zusammenflossen, so lag doch unter dieser schimmernden Oberschicht für jedes schärfere, vom Kapital noch ungetrübte Auge der Sumpf, die Wüste, welche langsam aber sicher aus der Versenkung heraussteigen und allen Glanz verdecken mußte.

Wir haben gesehen, wie es anfing und wir haben auch einen Blick geworfen auf jene schauerliche Uebergangsepochc Marc Aurels und seiner Nachfolger, wo sich mit immer hörbarer werdendem Grollen das Verhängnis ankündigte. Zwar dauerte es noch an die zweihundert Jahre, ehe dieses Verhängnis über Rom selbst hereinbrach, zwar reihte sich — wenigstens in der ersten Hälfte dieser Zeitspanne — noch Erfolg an Erfolg, aber all das war ja nur Schein. Als Konstantin im Jahre 330 die kaiserliche Residenz nach Byzanz, den Schwerpunkt des Reiches also — wie es schon Marc Anton vorhatte — nach dem Orient verlegte, da hatte Rom seine Rolle ausgespielt. Unaufhaltsam wie der Zerfall des Reiches, so war auch der der Stadt, bis sie im Jahre 410 durch den Westgotenkönig Alarich erobert wurde.

Und nun folgten in diesem Kriege der Goten und Byzantiner eine Eroberung nach der anderen, und es währte nicht lange, da war aus der glänzenden Roma eine Provinzstadt geworden, die nichts mehr zu sagen, alles aber mit sich geschehen zu lassen hatte.

Diese Jahrhunderte des Niederganges und Zerfalls, diese — wenn ich so sagen darf — Epoche der steigenden Wüste ist die eigentliche Gründerzeit der päpstlichen Weltherrschaft, und es ist durchaus kein Zufall, daß gerade ein Konstantin nach Byzanz über-

siedelte, unter dessen und seines Sohnes Regierung das Christentum zur Staatsreligion erhoben wurde. Für zwei Fürsten war eben in Rom kein Platz, und da das Reich des einen sich im Aufstiege befand, mußte der Repräsentant des niedergehenden die Stelle räumen. Aus dem kaiserlichen Rom war das Rom der Päpste geworden, welche — schon unter Konstantin dem Großen — vom Lateran aus, jenem ehemaligen Palaste der Familie Laterani, Rom als die reichsten Besitzer der Stadt ihren Stempel aufdrückten.

Ja, das ist eine der unerschütterlichen, nicht abstreitbaren Tatsachen, daß die Christenverfolgungen im gleichen Verhältnis nachlassen wie das Christentum sich dem Kapital nähert, und daß es zur Staatsreligion erhoben wird just in dem Moment, wo es als kapitalfeindliche Macht nicht mehr in Frage kommt, weil sein oberster Vertreter selbst der reichste Mann Roms ist. Und ich stehe nicht an, zu behaupten, daß dieses Kapitel gewissermaßen die Achillesferse in der Geschichte des Christentums ist insofern, als die Nachfolger und Stellvertreter Christi auf Erden jener großen Versuchung des Satans anheimfielen, wie es im Evangelium Lucas heißt:

„Und der Teufel führte ihn auf einen hohen Berg, und wies ihm alle Reiche der ganzen Welt in einem Augenblick;

Und sprach zu ihm: Diese Macht will ich dir alle geben, und ihre Herrlichkeit; denn sie ist mir übergeben, und ich gebe sie wem ich will.

So du nun mich willst anbeten, so soll es alles dein sein.“

Wenn Christus dieser Versuchung mit den unzweideutigen Worten widerstand:

„Hebe dich weg von mir, Satan; es steht geschrieben: Du sollst Gott, deinen Herrn, anbeten und ihm allein dienen“.

So war damit eine glatte, unummundene Absage jenem Geiste gegenüber ausgesprochen, eine Absage, die in offenbarem Gegensatz steht zu jenem nicht weglängbaren Streben der Päpste nach weltlicher Macht und Ausdehnung.

Nun stehen freilich dieser schlackenreinen und konzeptionslosen Lehre Christi auf der einen Seite die ganz realen, auf die menschlichen Schwächen, Halbheiten und Leidenschaften gestellten Verhältnisse, auf der andern gleichsam der löckende Stachel, das letzte Testament Christi gegenüber, das er seinen Nachfolgern auf die Schultern legt: „Es wird eine Herde und ein Hirte sein.“

Wie aber ließ sich dieses ungeheure Problem anders lösen, als durch eine Konzession, die man dem Kapital einräumte? Gewiß, — heute ist es anders, denn seit dem Verschwinden des Kirchenstaats im Jahre 1871 hat die christliche Kirche den Weg zu ihrer eigentlichen Mission zurückgefunden, wenn auch hier wieder gesagt werden muß, daß ihr die Sympathie zum Kapital noch immer als Rudiment anhaftet. Gerade deshalb meine ich, daß es durchaus nicht außerhalb des Bereiches der Wahrscheinlichkeit liegt, daß sie auch dieses Rudiment noch einmal verlieren und damit zu ihrem wahren Ursprung zurückkehren kann.

Um nun die damalige, von diesem reinen Ursprung sich sichtlich abkehrende Epoche des päpstlichen Christentums zu verstehen, müssen wir uns historisch zurück versetzen in jene Zeit, wo die christliche Gemeinde — einzig beseelt und getragen von der Idee — darauf aus war, ihrem Glauben die dominierende Stellung unter den Religionen der Erde zu erringen. Mit brutaler Gewalt niedergehalten, geschmäht, verflucht, verfolgt, gemartert, hatte diese Gemeinde zwei Jahrhunderte fast hindurch nichts anderes zu tun gehabt, als sich kümmerlich am Leben zu erhalten. An einen Aufstieg war nicht zu denken, solange man der Macht, welche das Kapital in Händen hatte, keinen adaequaten Faktor entgegensetzen konnte.

Mit der reinen Idee wars nicht getan. Wenn sich schon in die zwölfte, welche jenen großen Verkünder umgaben, der Verräter einschlich, um wie viel mehr mußte dies der Fall sein bei einer Gemeinde, deren Kristallisationspunkt auch nur ein Mensch mit Schwächen und Fehlern war! Und — gesetzt auch den Fall, das Episkopat wäre nur in Händen Untadliger gewesen — welchen Verleumdungen und welcher Niedertracht, welchen Ränken und Bosheiten mögen auch diese ausgesetzt gewesen sein jenem unkontrollierbaren Haufen von Zuläufern gegenüber, welche die ganze Bewegung teils aus politischen, teils aus egoistischen Gründen benutzten.

Man sagt, — ob es wahr ist oder nicht, dies zu entscheiden ist hier nicht unsere Sache, — daß hinter der spartakistisch-kommunistischen Bewegung im Jahre 1918/19 die Hochfinanz vom Kurfürstendamms gesteckt und die rein ideell scheinende Bewegung geldlich genährt habe. Dieser Widerspruch löst sich sofort, wenn man in Erwägung zieht, daß einer idealen, also kapitalfeindlichen Bewegung sofort die Spitze abgebogen ist in dem Moment, wo das Kapital selbst in einigen Mitgliedern dieser Strömung vertreten wird.

Schon wir nun in der Geschichte der hl. Caecilia aus ideellen Beweggründen die christliche Bewegung gewissermaßen von unten nach oben streben, um auch die Führenden in ihren Bannkreis zu ziehen, so zeigt sich uns hier die umgekehrte Bewegung. Aus kluger Verarsicht und geschickt maskiertem Selbsterhaltungstrieb kommt das Kapital der Idee entgegen und — die unvermeidliche Vereinigung findet statt. Auf halbem Wege wird der Pakt geschlossen und mit Hilfe des paulinischen Rodex geht die Führerschaft aus den Händen reiner, gottesfüllter Toren in die kapitalistischen Intellektuellen über, d. h. mit anderen Worten: der große Strom, welcher so gefährlich erschien, ist abgeleitet in ein Bett mit hohen, zementierten Mauern, wo er nicht mehr Schaden kann.

Dieser neue Kurs der Kirche zeigt sich bereits in seinen unverkennbaren Folgen und Erscheinungen im Anfang des 4. Jahrhunderts unter dem Episkopat Sylvester I., dem vom Kaiser der Lateran geschenkt wird. Und nun beginnt ein Triumphzug der Päpste, wie er in dieser Rapidität einzig in der Geschichte dastehen dürfte. Denn schon im Jahre 800 ist die Macht und der weltpoliti-

ische Einfluß des Kirchenfürsten so groß, daß selbst der Alleinherrscher des neuen Europa, Karl der Große, die Kaiserkrone vom Papst in der Peterskirche empfängt.

Doch dieser Moment scheint mir gleichzeitig der Kulminationspunkt dieser Bewegung zu sein; denn was nach ihm folgt — und sei es äußerlich noch so blendend — ist bei Lichte besehen doch nur ein glänzender Abstieg, der zwar in der Renaissance noch einmal zu einer ungeheuren, allerdings mehr künstlerischen als religiös-politischen Willensbekundung kommt, der aber seiner inneren Konstitution wegen die Blutauffrischung und Erneuerung dringend bedurfte. Es ist schwer zu sagen, was geworden wäre, wenn nicht Thomas Münzer, Martin Luther und andere Erscheinungen den in voller Fahrt befindlichen Zug auf ein anderes Geleis gelenkt hätten.

Um diese Epoche nun, von etwa 300 bis zur Renaissance, handelt es sich für uns, wenn wir das andere Rom in Augenschein nehmen wollen, jenes Rom, das gewissermaßen nur den Besitzer wechselte. Denn während im alten Rom vornehmlich der Kaiser und die tonangebenden Familien in privaten und öffentlichen Gebäuden den unerhörtesten Luxus um sich herum aufstapelten, so wanderte dieser nun allmählich in die Hände des Papstes und seiner Umgebung. Marmor und alles erdenkliche Bestein, Säulen und was der Dinge mehr waren, kamen aus den Palästen, Tempeln und Theatern in die Kirchen, sofern man nicht der Einfachheit halber ganze Gebäude — die Basiliken — umfrisierte und übernahm.

Es wäre töricht von mir und würde der Anlage dieses Werkes auch völlig widersprechen, wollte ich nunmehr versuchen, unter Zugrundelegung all der Kirchen, die wir gesehen und betreten haben, eine Entwicklungsgeschichte der Architektur zu schreiben. Ich muß mich deshalb im wesentlichen auf die Feststellung beschränken, das mir persönlich die heidnisch-griechischen Kirchen ungleich mehr zu sagen hatten als die christlich-römischen. Mit diesen Begriffen sind natürlich die Stilarten gemeint, und wenn ich auch weiß, daß es bei Lichte besehen eigentlich ein Nonsens ist, von einer heidnischen (christlichen) Kirche zu sprechen, so bitte ich dafür nicht mich, sondern jene Zeit verantwortlich zu machen, welche aus der Not eine Tugend machte, denn, um das noch einmal zu wiederholen, die christliche Kirche ist im Grunde genommen die gotische oder zum mindesten die, bei welcher jenes Empordrängen des Geistes sich darstellt in einer Kuppel wie beim Petersdom.

Dies zusammengenommen und auf der anderen Seite der Tempelbau mit seiner flachen, kassettierten Decke und den tragenden Säulen zu beiden Seiten oder gar die herrliche Form der Basilika, das war das große Erlebnis auf diesem Gebiet. Was dazwischen lag, hat mich nicht tangiert, ja, ich muß gestehen, daß es mir heute noch ein gewisses Unbehagen bereitet, wenn ich an die vielen Fassaden (selbst die der Peterskirche nicht ausgenommen) zurückdenke.

Aber draußen neben dem Lateran steht das Baptisterium, ein achteckiges, schwer massives Gebäude, das im Innern so viel Größe und stille Einkehr, so viel Wucht und erdgebundene Kraft und doch auch wieder so viel schwebende Sehnsucht nach Aufwärts auslöst, daß man darüber „die Mutter und das Haupt aller Kirchen“ von nebenan, die prächtige S. Giovanni in Laterano oder gar jenes andere Gebäude gegenüber mit der polnisch anmutenden „heiligen Trepp“ im Sandumdrehen vergißt.

Und dann steigt aus der Fülle der Erinnerungen die strenge S. Maria Maggiore mit ihren ionischen Tempelsäulen zu beiden Seiten des Mittelschiffs, an dessen Enden man eher auf hohem Postament eine Athene oder Juno als eine in einen Hochaltar verwandelte antike Porphyrtanne erwartet, von der es heißt, daß sie den Leichnam des Apostels Matthias enthalte.

Unstreitig das tiefste Erlebnis jedoch und den nachhaltigsten Eindruck vermittelte mir das Innere von S. Paolo fuori le mura.

Wenn man von einem Haupt aller römischen Kirchen reden will, so kommt meinem Empfinden nach nur S. Paolo in Frage, die bei ihrer geradezu ungeheuerlichen Raumwirkung trotzdem den intimen, kirchlichen Charakter wahrt und somit der dem Christentume inherenten polaren Idee den congenialen Ausdruck gibt.

Ich fuhr in den frühesten Morgenstunden hinaus. Hinter milchig-weißen Glast stand die Sonne und aus dem Tiber herauf stieg der Nebel in dichten Schwaden und schob sich durch die Straßen und Plätze. An der Cestiuspyramide vorbei, die nur in erfüllbaren Konturen hinter dem weißen Schleier sich ankündigte, ging die Fahrt weiter, bis wir draußen auf freiem Felde vor der nach außen hin ebenso schlichten wie majestätischen Kirche hielten.

Das Hauptportal war geschlossen, und so kam ich durch einen Nebeneingang hinein, der in einen gewölbten, den Blick verengenden Raum führte. Um so überraschender und hinreißender war es, als ich durch die schweren Vorhänge die eigentliche Kirche betrat. So als ob das kleine, winzige Ich, das sich eben noch in dem kompakten Gewölbe als stoffliche Einheit gefühlt, nun plötzlich hinausgeschleudert wird in den unendlichen Raum, wo man dies Ich nur fühlen kann, wenn man gleichzeitig das All erfühlt, so erging es mir. Es war wie ein Traum, und gebannt von dem, was da in seiner majestätischen Größe auf mich eindrang, wagte ich nicht, einen Fuß vor den anderen zu setzen, aus Furcht, durch den Widerhall meiner Schritte die erhabene Ruhe zu stören.

Da kam es von irgendwoher, dumpf, schwer und in getragenerm Fluß, — lateinischer Gesang von Priestern. Und die monotonen Gesänge schoben sich gleich feierlichen Prozessionen über den spiegelblanken Fußboden wallten empor an den granitnen Säulen und hallten wieder zurück von der flachen, reich und kostbar kassettierten Decke. Aber, sowie der Gesang abbrach, trat eine Stille ein, als lauschte alles auf das Atmen des Gesteins ringsum.

An einer der mächtig tragenden Säulen gelehnt, gab ich mich dieser wehrhaft erhabenen Stimmung hin und beseelt von dem Wunsche, daß dieser Einklang von tiefster Religiosität und echter

Größe stets und ständig das Grundmotiv all meines Schaffens, Denkens und Fühlens sein möge, verband sich jenes mächtige, Gestalt gewordene Motiv mit meinem Blute.

Über wie, wenn ich geahnt hätte, daß das alles erst der Anfang, der Auftakt, die Quvertüre sein sollte, zu dem, was mir noch bevorstand.

Jaghaft und schüchtern im Angesicht all der elementaren Größe schob und wagte ich mich immer weiter dem Mittelpunkt zu.

Da geschah das Unerhörte.

Hinter einer der Säulen des von mir selbstverständlicher Weise als Längsschiff angesprochenen Mittelganges, in dem ich mich vorwärts tastete, hervortretend, riß plötzlich und über alles unerwartet der Raum links von mir auf, und — anstelle des hier erwarteten, kurzen Querschiffes — präsentierte sich nun erst in seiner ganzen Größe und Majestät das mächtige Längsschiff.

Ich kann mich eines ähnlichen, wahrhaft erschütternden und im tiefsten aufwühlenden Eindrucks auch nur annähernd nicht erinnern. Denn überall, wo ich eine Parallele ziehen möchte, sei es in Notre Dame de Paris oder auf einer der Grate und Spitzen der Montblanc-Gruppe, sei es im Stephansdom oder im nordischen Buchenwald, wenn sich urplötzlich der Horizont vor uns aufreißt und das Meer in seiner ganzen Weite vor unseren entzückten Augen liegt, — überall war doch so etwas wie eine zitternde Vorahnung, die uns mit süßem Schauer auf die Erfüllung zuschreiten ließ. Hier aber war nichts von alledem. Die Ueberraschung und das Plötzliche dieser Erscheinung war so ungeheuerlich, die Wucht und Größe dieses Eindrucks so überwältigend, daß es mich willenlos in die Kniee zwang.

Das war das große Unvergängliche, was ich in S. Paolo erlebte. Nichts architektonisches, Stoffliches, keine philosophische Reflexion oder künstlerische Empfängnis, — dafür aber etwas, was jenseits alles irdischen Denkens und Fühlens ist, was uns auf- und emporhebt aus dieser Welt der Schlacken und Vergänglichkeit und uns eine Verahnung gibt von dem endlichen Einssein unseres Wesens mit jenen ewigen Harmonien göttlicher Wahrheit.

Und dann bin ich wie ein Träumender, wie ein Nachtwandler wieder hinaus und wohl eine Stunde lang und mehr spazierengegangen in jenem herrlichen Kreuzgang, der sich an die Kirche anschließt und mit seinen hohen Gebäuden ringsum, seiner Abgeschlossenheit und Intimität, seiner klösterlich-friedlichen Natur inmitten, seinen Blumen und goldenen Fischen alles das scheinbar in Ruhe und Frieden noch einmal wiederholen, einprägen und festigen will, was eben über uns dahingeflutet ist. Und indem ich so vor mich hin schritt, fiel ein Gedanke in den Brunnen meiner Seele, ein Gedanke, um den ich wohl schon längst gewußt, den ich darum aber noch lange nicht mein Eigen zu nennen das Recht hatte, der Gedanke nämlich, daß jedes wahre Gebet erst dort beginnt, wo das Wort und der wägende Verstand aufhört.

Man mag über S. Paolo schreiben, was man will, es wird immer nur halb sein, wenn man ihr Wesen nicht erfasst, so wie es sich uns in dem Augenblick, wo wir für die Offenbarung empfänglich sind, also ganz subjektiv, darbietet. Darum sehe ich auch vor allem weiteren ab und schließe meine Schilderung mit dem wohlgemeinten Rat für jeden Komreisenden, die wiederholten Besuche, welche er dem Petersdome zukommen läßt, lieber S. Paolo fuori le mura zuteil werden zu lassen.

Und nun endlich zum Petersdom.

Ich habe schon angedeutet, was es mit dieser Zentralkirche der Christenheit speziell für mich für eine Bewandnis hat und es bleibt mir darum eigentlich nichts anderes mehr zu tun, als zu gestehen, daß weder der vielgerühmte Vorplatz mit den Kolonnaden Berninis, dem Obelisk Caligulas in der Mitte und den Springbrunnen zu beiden Seiten, weder die Fassade noch das Innere mich irgendwie erfasst und ergriffen hätte. Und damit man nicht meinen kann, daß diese meine Gefühlskälte vielleicht hauptsächlich daran gelegen hat, daß ich nicht disponiert gewesen bin, will ich gleich von vornherein hinzufügen, daß das Gegenteil der Fall war insofern, als ich diese Kirche geradezu umworben habe, daß ich zu allen Tageszeiten zu ihr gegangen, um sie gerungen und sie gleichsam angefleht habe, mir doch ihr Innerstes zu offenbaren. Ich habe vor dem Platz gefessen, — stundenlang —, ich habe mich hinfahren lassen per Wagen und Auto um der Plöchlichkeit wegen, ich bin zu Fuß durch die schmalen Straßen auf sie zu gegangen, ich habe die Fassade mit all ihren Einzelheiten mit meinen Augen abgetastet, habe mit dem Innern gerungen wie Jacob nicht inbrünstiger mit Gott hat ringen können, — nichts half. S. Peter ließ mich kühl und kalt bis an das Herz hinan und ich bin überzeugt, daß dieses Gebäude keine Seele hat. Gewiß, es ist groß, aber Großsein ist noch keine Größe. Wahre Größe beginnt erst da, wo das auszudrückende Gefühl wahrhaft groß ist. Um diesem Gefühl nun aber Form zu geben, sind keine großen Maßstäbe nötig, ja, mir scheint, als ob die Größe immer kleiner wird, je mehr man ihr naturalistisch näher zu kommen sucht. Ich kann mir sogar denken, daß ein riesenhaftes Gebäude, eben um seines Großseins willen wegen, ans Bizarre und Lächerliche, also an das Römische grenzt. Es wird zur Karikatur, weil es etwas unternimmt, was letzten Endes in einer Verzerrung enden muß.

Nun muß man ja allerdings sagen, daß dieses Gebäude von vornherein dazu ausersehen war, ungeheure Scharen von Gläubigen aus aller Welt Ländern bei gewissen Festen und Anlässen in sich aufzunehmen, daß es also mehr repräsentativen und zeremoniellen, als kirchlichen Zwecken zu dienen hat. Es sollte und soll ja noch ein Versammlungsraum sein, in welchem sich gelegentlich feierlicher Begebenheiten die Christenheit unter ihrem obersten Hirten zusammenfindet. Welcher Eindruck nun entsteht, wenn dieser riesige Raum Kopf an Kopf gefüllt ist, das zu beobachten hatte ich keine Gelegenheit. Ich kann mir aber vorstellen, daß — sofern man nicht absolut und restlos hingegriffen wird von dem feierlichen

Vorgang und der Gegenwart des Papstes — eher eine Art Angst und Bedrückungsgefühl, als das einer Befreiung und Erhebung entstehen muß.

Ja, ich muß offen gestehen, daß selbst die Kuppel, von innen gesehen, nicht herankam an das, was ich mir von ihr geträumt hatte. Gewiß, es ist etwas wunderbares, wenn man von unten, von der Krypta aus, seinen Blick hinauffliegen läßt in die sich verjüngenden Formen hinein. Aber schließlich ist man doch nicht überwältigt; denn man mag sagen, was man will, aber es bleibt nun einmal etwas, das an eine technische Virtuosität erinnert. Ich kann mich darum auch des Gedankens nicht erwehren, als ob bei dem Bau dieser Kuppel — von innen gesehen! — das technisch-Meisterhafte mehr war als Mittel zum Zweck, oder mit anderen Worten, daß das technische Moment stärker war, als die Idee. Dazu kommt, daß diese Kuppel, oder besser gesagt, ihre Rippen auf Pfeilern ruhen, welche maskiert werden von je zwei Säulen und daß eben diese Säulen viel zu schwach und darum unproportioniert dünn erscheinen. Sie tragen nicht, können ja auch garnicht tragen, und weil man andererseits geradezu physisch den ungeheuren Druck fühlt, welcher auf ihnen lasten müßte, wenn sie wirklich tragen würden, wirken sie gekünstelt und überflüssig. Nach außen hin werden diese, die Rippen tragenden Flächen gebildet durch eine einzige Säule, weshalb hier dieses gekünstelte Moment wegfällt, wie ja überhaupt die Kuppel so unbeschreiblich herrlich und unübertrefflich nur von Außen gesehen ist. Ich könnte sie mir sehr wohl massiv denken oder zum mindesten ihr Anschauen von innen durchaus entbehren. Denn es ist ja doch nicht die Größe, welche diese Kuppel zu dem macht, was sie ist, sondern ihre Form und ihre Linien, der Schwung ihrer Rippen und die Höhe ihres Ausdruckwillens. Hier ist alles Idee, deren schlackenloser Reinheit sich alles Stoffliche freiwillig und selbstverständlich unterordnet. Und wenn Michelagnolo nichts anderes geschaffen hätte, als diese Kuppel, er bliebe der große Meister, zu dem wir ausblicken müssen wie zu einer Fleischgewordenen Offenbarung.

Zwei Erscheinungen also sind es, die wir bei Betrachtung der Peterskirche sorglichst von einander zu trennen haben: Auf der einen Seite die äußere Form der Kuppel und auf der anderen alles übrige. Und wenn wir dem auf den Grund gehen und nach der Ursache dieser Wesensungleichheit forschen, so ergibt sich folgendes: In der Kuppel, ich sagte es ja bereits, offenbart sich die reine Idee des Christentums. Sie ist ihr Ausdruck, ihre architektonische Manifestation, ihre adäquate, congeniale Form. Diese Kuppel basiert auf der reinen Lehre und schwingt sich vor ihr aus empor. Sie ist in ihren Maßen empfangen vom heiligen Geist und jungfräulich geboren in des Wortes höchster Bedeutung.

Ihr gegenüber steht alles andere: Der elliptische Vorplatz, die Fassade, das Innere usw. Und wenn wir auch das alles in eine einzige Formel zusammenfassen und auf ein einziges Fundament stellen wollen, um die Ursache des Gegensatzes möglichst scharf und

unzweideutig herauszuarbeiten, so finden wir sie klar und unverhüllt ausgedrückt in jener zwei Meter hohen blauen Mosaikchrift auf dem goldenen Fries, welcher unterhalb des Kuppelansatzes um das Rund des unteren Kuppelraumes über dem Hochaltar der Christenheit herumläuft: „Tu es Petrus et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam et tibi dabo claves regni coelorum.“ In diesem Wort liegt alles enthalten, darum . . . wer Ohren hat zu hören, der höre. Ich habe alles gesagt, was zu sagen ist.

Und um nun in diesem Zusammenhange auch noch auf jenes andere zu kommen, so sei gesagt, daß mir auch hier eine gewisse Enttäuschung nicht erspart geblieben ist, weil das monarchische Zeremoniell so im Vordergrunde steht, daß es das Aufkommen jedes religiösen Grundempfindens von vornherein unterbindet.

Ich rede hier nicht von der Schweizer Wache, die wie ein Stückchen theatralisches Mittelalter, gewissermaßen von vornherein den Ton anschlägt, auf den wir uns einzustellen haben. Aber die endlosen Treppenaufgänge dann und Korridore, die Höfe und verschiedenen Beschäftigungen, denen man sich zu unterziehen hat, das Warten dann und das geschäftliche Hin und Her der Ordner in ihrer roten Livree mit Kniehosen, Strümpfen und Halbschuhen, die endlose Flucht fürstlicher Säle, das Hastige, Schablonenhafte, kurz, dieser ganze weltliche Apparat verstimmt so sehr, daß eigentlich alle Stimmung verflogen ist, bevor der eigentliche Empfang beginnt.

Und auch dieser ist nicht frei von einem gewissen Zwange und einer mehr äußerlichen Geste, die uns kühl läßt, wenngleich der Papst selbst in seinem schlichten, weißen Gewande einen unverlöschlichen Eindruck auf mich gemacht hat. Es liegt in diesem Antlitz etwas, was jenseits ist aller irdischen Freude und alles irdischen Leides, etwas, das man gütig nennen muß, weil es leidenschaftslos versteht. Man könnte meinen, dieser Mensch sei so fern alles irdischen Wesens, daß es ihm nicht mehr möglich ist, innigen Anteil zu nehmen. Im Augenblick jedoch, wo man diesen Gedanken ausspricht, muß man auch in gleichem Atemzuge jenen Zusatz machen, durch welchen der Bordersatz gedanklich erst abgeschlossen wird, jenen Zusatz nämlich, daß in einem Menschen, welcher in eine solche Sphäre hineingewachsen ist, alles, was an ihn herantritt und auf ihn eindringt, gleichsam erst einen Ewigkeitsfilter zu passieren hat, ehe es den Bereich seines Oberbewußtseins erreicht. Und wenn man dem wieder nachgeht, ergibt sich von selbst, daß unendlich vieles, ja das Meiste, was den Durchschnittsmenschen aufwühlt, was ihn erregt und bewegt, erschüttert und peinigt, was ihn quält und ängstet, ihn bedrückt und beschwert zu einem Nichts wird, wenn es durch diesen Filter gegangen ist.

Ich muß dabei an ein Erlebnis denken, was gerade das Borge sagte in sprechender Weise illustriert.

War da ein Mann in mittleren Jahren, dessen nervöses und erregtes Wesen mir schon vorher in dem großen Versammlungsraum aufgefallen war. Dieser Mensch war in der offenkundigen Ab-

sich hierher gekommen den Papst in einer Privataudienz sprechen zu können. Deswegen wandte er sich an die dienstthuenden Beamten und forderte in der dem Italiener eigentümlichen, lebhaft gestikulirenden Art, eben zu dieser Privataudienz zugelassen zu werden. Da er jedoch die hierzu erforderliche Legitimation nicht besaß, stieß er überall auf Widerstand. Das hinderte ihn jedoch keineswegs von seinem Vorhaben abzustehen und es immer wieder aufs neue bei jedem einzelnen dieser rotlivrierten Gestalten mit den seidnen Knieeschleifen und Bändern zu versuchen. Und so kam es, daß dieser Mensch überall auftauchte und — wo es geschah — eine gewisse Unruhe in die einzelnen Gruppen hereinbrachte. Bald beobachtete ich ihn im Wortwechsel mit dem Beamten, welcher einen ganzen Zug weißgekleideter Mädchen mit Myrthenkränzen und Lichtern zu dirigieren hatte, bald bei einem anderen, dessen Obhut ein Trupp brauner Gestalten in eigentümlicher Nationaltracht anvertraut war. Bald stritt er sich wieder mit einem anderen herum, der eine Gruppe von Frauen in tiefstem Schwarz zu führen hatte, bald mit jenem freundlich lächelnden silberhaarigen Alten, hinter welchem wohl zwanzig bis dreißig Franziskaner standen. Dann wieder wandte er sich an einen würdevoll aussehenden Dominikaner, der immer nur mit den Achseln zuckte, klagte einer hochstehenden, anscheinend diplomatischen Persönlichkeit mit vielen Orden sein Leid und bahnte sich schließlich immer wieder von neuem seinen Weg durch die dichtgedrängte bunte Menge, welche sich vor der Tür sammelte, die in jene für Privataudienzen vorgesehene Gemäcker führte. Aber der hier postierte Beamte blieb unerschütterlich.

Nun geschah es, daß eben dieser Mensch ganz durch Zufall bei der eigentlichen Audienz neben mir zu stehen kam. In einem großen, nach dem anstößenden Saale offenen Kreise aufgestellt, warteten wir der Dinge, die da kommen sollten.

Es waren wohl vier, fünf Säle, die alle in einer Flucht lagen und durch deren weit geöffnete Flügelthüren man hindurch sehen konnte. In jedem dieser Räume befanden sich etwa hundert Menschen, die ebenso wie wir von den Ordnern im Kreise aufgestellt waren.

Das Warten dauerte lange. Ab und an erschien ganz im Hintergrunde irgend eine zur Privataudienz zugelassene Persönlichkeit, Herren in Frack und Orden, tiefschwarzgekleidete vornehme Damen, Mönche aus den verschiedensten Orden in ihren teils unendlich schlichten, teils malerischen Trachten, hohe Geistliche, Gelehrte, — und alle paßierten sie die lange Flucht der Säle, wohl für viele die Ursache stillen Neides.

Endlich ertönte in allen Räumen eine elektrische Klingel. Die Ordner wurde unruhig, schritten ihren Frontabschnitt ab, holten hier einen weiter hervor und schoben dort einen weiter zurück, legten selbst ordnend Hand an an die schwarzen Kopfschleier des weiblichen Geschlechtes, die das Haar nicht ganz bedeckten, schlossen

noch hermetischer die schwarzen Hals-tücher oder -schleier und was der Dinge mehr waren, die der Vorschrift widersprechen konnten.

Als eine Weile vergangen war, ohne daß etwas geschah, lockerte sich die Ordnung wieder, bis dann die Klingel zum zweiten Male Ton gab. Das wiederholte sich so an die vier oder fünf Mal.

Endlich erschien der Papst, hinter ihm drei Kardinäle und schritt, nachdem er ein kurzes Gebet gesprochen, den Kreis ab.

Und eben da geschah das Unvergeßliche. Als der Papst nämlich meinen rechten Nebenmann, eben jenen ruhelosen Menschen, auf seinem langsamen Dahinschreiten erreichte, da brach es kataraktartig aus ihm heraus und alles das, was er auf dem Herzen hatte, das kam, sich überstürzend, über seine, im Fieber zitternden Rippen. Sein Gesicht glühte, in den flackernden Augen sowohl wie in der Stimme lag eine unnennbare Angst, nicht schnell genug fertig zu werden oder nicht alles sagen zu können, was er beabsichtigte, kurz, dieser ganze Mensch war eine einzige, wildauflodernde Flamme.

Leider habe ich nicht ein einziges Wort verstehen können, — aber war denn das auch nötig? Sprach nicht alles an diesem Menschen, ja, war es nicht viel besser, nichts zu wissen von dem eigentlichen Sachverhalt, weil dadurch der Phantasie ein größerer Spielraum erhalten blieb. Wer kann wissen, was auf diesem armseligen Opfer einer Leidenschaft oder äußeren Willkür lastete? War es ein Mörder vielleicht oder war es einer, der Gott gelästert, war es einer jener unglücklichen Verfolgten und vom Schicksal Geschlagenen oder einer, der sein eigenes Glück aus angeborener Unzufriedenheit mit sich und der Welt mit Füßen getreten? War es einer, der wie Stavrogin bereute, weil er in rasender Leidenschaft seinem erregten Blute gefolgt und ein Mädchen verdorben hatte, oder einer von den Stillen im Lande, die aus innerstem Herzensbedürfnis nur einmal den Papst sehen wollen? Sei's wie's sei, — ein kleiner, alltäglicher Mensch war es ganz gewiß nicht, denn wie hätte er sonst in dieser atmenden, feierlichen Stille den Mut zu diesem Ausbruch seines Gefühls finden können?

Und der Papst? — Ein gütiges, besänftigendes Nicken mit dem Kopfe, das war alles und schon war er an dem Menschen vorbei, der — wie mir schien — mit dem Augenblick, wo er dieses Nicken sah, ruhig und still in sich zusammen sank. Dieses Nicken hatte wie mit einem Zauberwort den Sturm gestillt, obgleich ich zu behaupten wage, daß diese Beruhigung jenseits aller teilnehmenden oder gar mitleidenden Gefühle war.

Und diese eine unvergeßliche Kopfbewegung des Papstes war für mich der Anlaß einer Erkenntnis, die man — meines Erachtens — anderswo nicht schöpfen kann, sofern man die abstrakte Verstellung, als gedankliches und darum ewig unsicheres und sehrankendes Gebilde aus der Welt der eigentlichen Erkenntnisse abstreicht.

Diese eine einzige Bewegung zeigte mir Christus in einem absolut neuen, bis dahin manchmal nur künstlich gemachten Lichte.

Alle jene Worte nämlich, die wir in den Evangelien lesen, wie: „Gehe hin, dir geschehe, wie du geglaubt hast“, oder „Folge du mir, und laß die Toten ihre Toten begraben“, oder jenes „Fahret hin“, als die Teufel in die Säue fuhren, oder das Wort zum Sichtbrüchigen zur Ehebrecherin oder gar das Wort beim letzten Abendmahl über Judas oder das zu seiner Mutter vom Kreuz, — ich bin überzeugt, daß ihr Tonfall überall so war wie dieses weltferne Nicken, wie diese Geste, die der Ausdruck war eines Menschen, für den alles irdische Sein nur Mittel zum Zweck.

Und um mich bildlich noch deutlicher zu machen: Nichts ist verkehrter und unwahrer, nichts der innersten Wesensart dieses Gottmenschen widersprechender und fremder als all das, was Fidus und anverwandte Schmieranten oder Skribenten aus ihm gemacht haben. Christus war ohne Pathos. Es gibt keinen Grad der Einfachheit und Schlichtheit, welcher höher wäre als der sich in jenem Leben offenbarende. Christus war, wenn ich so sagen darf, ein im höchsten und tiefsten Sinne „einfältiger“ Mensch. Und weil sein Wesen ohne jede Kompliziertheit, weil der Grund, auf dem er basierte, unwandelbar und unerschütterlich, weil sein Horizont nicht das Leben selbst, sondern die Unendlichkeit und seine Grundstimmung keine zeitlich begrenzte sondern eine ewige war, waren die Rundgebungen seines Wesens auch ohne jede Erregung. Bei ihm projizierte sich jeder Augenblick, jeder Eindruck auf die Ewigkeit, weshalb er auch berechtigt war, zu sagen: „Denn wie der Vater das Leben hat in ihm selbst: also hat er dem Sohne gegeben das Leben zu haben in ihm selbst“, oder an anderer Stelle: „Ich und der Vater sind eins.“ Und eben dieser Jesus war es auch, der da sagte: „So ich von mir selbst zeuge, so ist mein Zeugnis nicht wahr“. Was ist es aber anders, das jene Leute tun, als daß sie von sich zeugen, indem sie glauben machen wollen, sie seien des Geistes voll und Gott spräche durch sie aus ihren Werken. — So jemand von sich selbst zeuget, so ist sein Zeugnis nicht wahr; denn Gott ist es, der uns wirket beides, das Wollen und das Vollbringen.“

Und wenn wir in dieser Verfassung jene letzte, schier unermessliche Flucht von Sälen betreten, jene Säle, welche die vatikanischen Sammlungen enthalten, so ist es uns, als hätten wir aus dieser Audienz gerade die rechte Grundstimmung mitgebracht, um mit unwandelbarer Sicherheit zwischen dem, was von Gott und dem, was vom Menschen stammt, zu unterscheiden.

Raffoels Werk stürzt jäh in die Tiefe. Seine Teppiche und Stenzen, die beiden großen Cyklen seines Lebens, werden zu einem Häufchen Asche, und wir beschleunigen unsere Schritte, weil unsern Höhenluft-gewohnten Lungen diese Atmosphäre der Niederung widersteht. Was sich mir in Florenz ankündigte, das findet hier seine Bestätigung: Raffael ist der große Meister für Seelenlose. Seine Schildhebung wird immer in Zeiten kulturellen Niedergangs und materialistischer Verflachung fallen. Trotz seiner Madonnen- und biblischen Bilder bleibt er ein Heide, und zwar ein christlicher Heide, dem selbst die Angst und das Grauen vor dem blindweltenden Schicksal fehlt, jene Grundstimmung also, deret-

wegen gerade die Griechen — wie wir gesehen haben — der sinnlichen Schönheitsformel nachstrebten. Und wenn wir diesem Gedanken noch einmal nachgehen wollen, so zeigt sich, daß Raffael als Gipfel der Wiedergeburt „griechischen“ Geistes — nur insofern seine Berechtigung hat, als er genau wie der italienierte Goethe — einem Decadenceideal nachlief, einer aestischen Formel, die ihrer Seelenlosigkeit wegen die Bezeichnung „Ideal“ zu Unrecht trägt.

Und damit ist über dieser gesamten Hochflut malerischer Talente, welche sich rundweg „Renaissance“ nennt, der Stab gebrochen. Sie ist im wahrsten Sinne des Wortes nicht anderes als eine große Malerschule, welche die grundlegenden technischen Befehle ausgebildet hat. Jedes wahrhaft künstlerische Schaffen beginnt erst dort, wo Raffael aufhört.

Doch nun steigen wir klopfenden Herzens die gewundene Steintreppe hinunter und betreten — — die Sixtina.

Raffael und Michelagnolo, — welch alberner, überflüssiger Streit! Als ob es zwischen diesen beiden überhaupt noch eine Wahl gäbe! Aber wenn wir hinwieder die Menschen betrachten, wie sie sich ebenso vor den Raffaelischen Teppichen wie vor Michelagnolos „Jüngstem Gericht“ und der Decke zusammenballen und eins wie das andere kritiklos und stumpfsinnig anbeten, nur weil beide Maler weltbedeutende Namen haben, dann erfasst uns gleichzeitig mit einem namenlosen Jammer eine solche Erbitterung und Wut gegen diesen nachplärrenden Herdengeist, daß wir ob unserer aufblühenden Empörung gegen diese maßlose instinkthafte Dummheit fürs erste unfähig sind, die'e von allen Seiten auf uns eindringende Symphonie aufzunehmen. Vielmehr gelüftet es uns, diesen spitznasigen, gelehrten alten Jungfern und blasierten Becken, diesen geschäftstüchtigen jüdischen Christen und Halsabschneidern, diesen Raffikes u. Co. und was es noch alles an Typen gab, die Spiegel aus der Hand zu schlagen, mit deren Hilfe sie die Decke auf ihre Einzelheiten begafften. Und dieses Volk erfüllte Kopf an Kopf den ganzen Raum. Die drei vorangegangenen Tage nämlich war die Sixtina einer geistlichen Konferenz wegen geschlossen gewesen, weshalb sich die Besucher der drei Tage alle auf diesen einen Tag zuammendrängten, an dem wir zum ersten Male die Sixtina betraten. Da nun an eine Sammlung inmitten dieser schwachenden, flatternden, dummdreisten und albernen Menge nicht zu denken war, flüchteten wir uns auf zehn Minuten in die entlegendste Ecke, um wenigstens einen ungefähren Eindruck mitzunehmen und verließen den Raum mit jenem unangenehmen Nachgeschmack, der entsteht, wenn sich mit einem besonderen Ereignis ein Massenaufgebot von Menschen verbindet.

Bei unseren späteren Besuchen war die Sixtina nur mäßig besucht. Auch pflegten die Menschen nie lange zu bleiben, wohl weil ihnen das Hinauffchaun-müssen zu anstrengend für ihre Nacken- und Rückenmuskeln war. Umso besser! — Es geht doch nichts über die sezenreiche Einrichtung der körperlichen Beschwerde, der zuliebe die Mehrheit unbedenklich alles Geistige opfert.

Ich sagte bereits wiederholt, daß ich das Werk Michelagnolos in einem besonderen Abschnitt zusammengefaßt zu bringen beabsichtige. Und wenngleich mir hierzu die Sixtina eigentlich die denkbar beste Gelegenheit bietet, muß ich doch aus besonderen Gründen auf sie verzichten. Denn in S. Pietro in Vincoli harrete meiner noch der „Moses“, in S. Maria sopra Minerva der „Christus“, im Petersdome die „Pieta“ und auch in Florenz noch eine ganze Reihe von Werken, die wir gelegentlich unseres ersten Besuches übergegangen hatten und die wir darum beim zweiten Besuch mitzunehmen gedachten. Da ich außerdem bis zum letzten Tage, bis zum Besuch der Sammlung von Handzeichnungen in der casa Buonarrotti zu Florenz noch fühlbare Lücken im Gesamtbilde dieses gewaltigen Verkünders verspürte, will ich den Abschnitt „Michelagnolo“ erst dort einschieben, wo sich mir dieses Problem von selbst löste.

Deshalb wandern wir nun wieder durch die endlosen fürstlichen Korridore und die prunkhaften Säle zurück nach der Antikensammlung. Was sich uns hier bot, war im großen und ganzen nur eine Rekapitulation dessen, was das Neapeler Nationalmuseum mir zu sagen gehabt hatte. Immerhin, wichtig und bedeutend genug allein von dem Gesichtspunkte, nach einer Ueberfülle mannigfachster Eindrücke, die sich dazwischen gehoben hatten, nunmehr bestätigt zu finden, was ich als Wesen echtgriechischen Geistes erkannt hatte. Trotzdem mußte ich erneut an mir selbst erfahren, — hier sowoh! wie in dem noch bedeutenderen Thermenmuseum, — welche immense innere Geschlossenheit und Größe erforderlich ist, um diesem bachantischen Schönheitsstaumel nicht zu verfallen. Ein Apoll vom Belvedere oder gar der herrliche Apoxyomenos, eine Daokoongruppe oder der bekannte Hermaphrodit Apollo Sauroktonos, eine Barberinische Juno oder knidische Aphrodite, der Zeus von Otricoli, eine schlafende Ariadne, deren Vater Buonarrotti sein könnte, der herrliche Torso des Belvedere schließlich, nebst so vielem, vielem andern versetzt uns nur allzu leicht in einen Zustand, aus dem — (sofern wir uns ihm hingeben) — eine ungeheure Gefahr für unsere geistige und künstlerische Einstellung entspringt. Diese Gefahr erscheint mir jedoch weniger groß als die, welche in dem Begriff Raffael liegt, und zwar deshalb weil aus allen diesen Meisterwerken, und seien sie noch so meisterhaft und vollendet, ein gigantisches Ringen um die Schönheit spricht. Bei Raffael ist aus diesem Ringen ein Spiel geworden und der dunkle dämonische Hintergrund der griechischen Seele hat sich bei ihm in einen leeren Raum verwandelt.

In den vollen Genuß griechischer Kunst kommt man eigentlich erst dann, wenn man sich ihr bedingungslos hingeben kann, ohne fürchten zu müssen, dabei die Originalität zu verlieren. So erging es uns im Thermenmuseum. Von dem entzückenden Gärtchen mit den uralten, noch aus der Zeit Michelagnolos stammenden Zypressen, von diesem Gärtchen innerhalb des Kreuzganges aus stießen wir in die einzelnen Abteilungen vor, sahen, nahmen, kehrten mit wollen Händen immer wieder in den Garten zurück und saßen un-

ter den lichtblauen Glyzinien, welche an den dunklen Zypressen in langen schweren Dolden hingen.

Die Venus Lybica vor allem! — Sei's, wie's sei, ich verzichte gern auf die durch Goethe berühmt gewordene Juno Ludowisi zugunsten dieses unvergleichlich schönen, klingenden Frauenkörpers. Die Juno läßt kalt. Diese Regelmäßigkeit der Züge, die Homogenität beider Gesichtshälften und das Seelenlose im Ausdruck erinnert mehr an eine Maske als an ein menschliches Antlitz, wogegen in der Venus Lybica ein Rhythmus und eine Grazie schwingt, wie sie nur das reflektionslose Weib und die harmonische Seele des Leibes auszulösen vermag. Hier ist nichts von gewaltsamer Verzerrung der Glieder und Gesichtsmuskeln, wie wir sie nicht weit von hier in der großen internationalen Kunstausstellung durch die Modernen vertreten fanden.

Mit einer Eindringlichkeit ohne gleichen präsentierten sich uns eines Tages diese beiden conträren Welten, als wir aus dem Thermenmuseum kommend am Nachmittag die moderne Gemäldeausstellung in Augenschein nahmen. Diese hart aufeinander prallenden Gegensätze lassen sich vielleicht am besten auf folgende Formel bringen:

Gleichzeitig mit der Geburt des Christentums ward eine andere Seele geboren. Die griechische Seele des Leibes, Psyche, wurde verdrängt durch jenes mehwohle, inbrünstig nach Oben verlangte Ding, welches wir heute Seele nennen. Ueber dieser neuen christlichen Seele hat nun die Menschheit die ursprüngliche Seele des Leibes fast ganz vergessen. Schön und herrlich war diese neue Seele, solange der Glaube lebendig war und die Hoffnung darauf, daß die neue Lehre die Welt von aller Ungerechtigkeit erlösen werde. Derrin jedoch ward sie bitter enttäuscht. Und so stürzte sie aus ihren gotischen Höhen wieder herunter und lebt seitdem unter rasendem Schmerz sich krümmend wie ein Wurm, sich selbst verzerrend und verunstaltend wie eine Karikatur. Schon sucht der Mensch in seiner Verzweiflung wieder nach der verloren gegangenen Seele des Leibes. Man tanzt, Jugendbewegungen setzen sich ein für Körperkultur, der Prophet R. Steiner macht in Eurythmie, der Sport dominiert, — als ob man mit dem allen die christliche Seele zum Schweigen bringen könnte! Gewiß, — der Leibesseele wird man wieder mehr auf die Spur kommen, — solange die neue Seele jedoch sich in schmerzhaften Krämpfen windet, wird es nie wieder zu einer Harmonie kommen. Der Mensch wird ein Zwitterding bleiben bis zu jenem Moment, wo die neue Lehre des kommenden Messias beide Seelen vereinigen wird.

Doch nun ein wenig es noch über das moderne Rom, dessen zwieipaltige Seele sich ganz offen kundtut in den feindlichen Brüdern: dem Vatikan und dem Quirinal. Ehedem überließ, wie wir sahen, aus seinem Instinkt heraus der Kaiser das Feld und die Souveränität dem Papste. Heute hat Rom zwei Herrscher, zwei Pole, von denen der eine allerdings herrlich wenig zu sagen hat. Seit Mussolini die politischen Geschäfte führt, hat sich der Quirinal seiner letzten Verfügungsrechte entäußern müssen. Die Monarchie

ist ein Scheingebilde in Händen des Kapitals als dessen momentaner Vertreter der Emporkömmling Mussolini mit seiner nationalistischen Gefolgschaft auftritt. Terrorismus übelster Sorte ist an der Tagesordnung und das unter einer Maske, die einem Janushaupte gleicht, hüben Nationalismus und drüben Sozialismus, und in der Mitte steckt ein Ding, dessen oberster Grundsatz jenes „divide et impera“ ist, jenes „teile, wenn du herrschen willst.“

Und wie geschieht das? — Man predigt den Zusammenschluß aller aufbauenden Kräfte und schürt die Gegensätze, man tritt für Geschlossenheit ein und sorgt dafür, daß ein Zusammenschluß gleichgerichteter Verbände und Parteien hintertrieben wird, man verkündet die nationale Einheit und befördert gleichzeitig die Zersplitterung, man redet von Volk und hetzt die Klassen gegeneinander, man spricht von Monarchie und meint Kapital, man gebärdet sich sozial mit der linken und sticht mit der rechten den Uebertölpelten den Dolch in den Rücken, kurz, man schwört gleichzeitig zwei Eide, von denen der eine die exakte Umkehrung des anderen ist. Miteins: Das politische Gepräge des modernen Italiens ist genau das gleiche wie sonst allenthalben in der Welt. Nur daß das Decor jeweils verschieden ist.

Und dementsprechend spielt sich auch das gesellschaftliche und geschäftliche Leben und Treiben ab. Die Gegensätze zwischen Arm und Reich sind ebenso groß wie wo anders. Was der eine verdient, wird dem andern am Notwendigsten entzogen. Hauptprinzip bleibt die Sklavenhalterei, will sagen, daß man den Menschen gerade soviel zum Leben gibt, daß er nicht an Unterernährung zugrunde geht.

Und die Sklaven? — Nun, die einen gehen in die Kirchen und lassen sich mit himmlischem Entgelt verträsten, die anderen suchen im Kino für eine paar Stunden ihr trauriges Los zu vergessen. Für die Unbemittelten sorgen die toskanischen Weinstuben, in welchen sich ganze Familien zusammensinden, um zu Haus an Licht zu sparen, für die besser situierten die Bars und internationalen Weinlokale.

Das alles zusammengenommen ist die große Flut, die Sintflut, die Wüste, welche über die Erde heraufkommt und die nicht eher haltmachen wird, als bis sie alles bedeckt hat.

Au einem wunderschönen Morgen lißt es uns nicht länger in diesem Irrsinn. Wir fahren mit der Elektrischen bis zum Vorortbahnhof und von hier aus mit einem altertümlichen Bähnle durch die Campagna auf die Berge zu.

Dede ist das Land. Weißer Pulverstaub bedeckt die Gräser und Sträucher rechts und links der Straße, und wenn eine Böe daherkommt, segt sie ganze Staubmassen durch die klapprigen Fenster und Türen unseres Abteils herein. Es geht fast dauernd an der breiten Straße entlang, deren weißer, steiniger Untergrund diese durchdringenden Staubmassen erzeugt, welche uns mit der Zeit ganz und gar bedecken und der Haut etwas unangenehm kreidiges geben. Die Besiedlung des Landes ist äußerst dünn. Nur ab und an fahren wir an einem einsamen, ärmlichen Gehöft oder an einem

fast ängstlich dreinschauenden, wie verlorenem Hause vorbei. Nur an Straßenkreuzen drängen sich ein paar mehr Häuser zusammen, meist Osterien, in denen sich verwegenes Volk zusammenfindet. Unwillkürlich muß man bei diesem Anblick an die Jugendgeschichten der Kindheit denken, an Prärien und Trapper, an den köstlichen Karl May und was der Dinge mehr sind. Töricht von uns, daß wir so hinausfahren! Was für Erlebnisse würden wohl unser warten, wenn wir zu Fuß diese Gegend durchwandern und — sei's, wie's sei, — in diesen von der Zivilisation noch völlig unbesleckten alberghis nächtigen würden.

Und während das alles an mir vorbeizieht, spinnt sich in mir eine ganze lange Geschichte a la E. Th. Hoffmann ab. Meine Frau — in Männerkleidung — und ich, und dann ein Abend unter diesem Volk, Tanz, Musik, Wein, verwegene Gesellen, die die Freiheit über alles lieben, Nachkommen des Romulus, junge Weiber, denen keusche Wildheit aus dunklen Augen blitzt, Krakel, Lärm, Leben, Liebe, Haß, und wenn der junge Morgen heraufzieht, dann hat jeder, der dabei war, eine ganze Welt erlebt.

Auf der Haltestelle Villa Adriani steigen wir aus. Eine herrliche Zypressenallee führt uns in die Trimmerstadt, welche sich Hadrian aus lauter Uebermut hier errichten ließ. Ueber 70 Hektar groß ist die Fläche, welche diese fabelhafte Palaстанlage bedeckte und aufs neue stehen wir staunend vor diesem immensen Kraft- und Herrenbewußtsein des römischen Gewaltmenschen. Für ihn existierte einfach nichts, das nicht erreichbar gewesen wäre. Jede Laune, jede Kaprice, jeder Wunsch und jedes Begehren ward Erfüllung schon im Moment, wo der Gedanke der Zunge Wort verlieh. Um diese Menschen herum muß es zu allen Tages- und Nachtzeiten tausende von Ohren gegeben haben, deren einzige Aufgabe war, nur das aufzufangen, was im Traum oder Wachen über die Lippen des Imperators kam. Wenn man bedenkt, daß dieser Palastbau so ziemlich alle damaligen Kulturen in sich vereinigt, daß Hadrian kürzlich in einem Tuffhügel ein Tal anlegen ließ, nur um das Tal von Kanopus nachzubilden und ägyptische Feste nach altem Brauche feiern zu können, daß er Thermen und Bibliotheken, unterirdische Lusträume und versenkte Gärten, Theater, Stadien, kleine Seen mit Inseln, Säulenhallen und Tempel und was weiß ich noch alles lediglich zum eigenen Amusement erbauen ließ, dann bekommt man einen leisen Begriff von der Maßlosigkeit dieser Menschen. Das Schloß Herrenhemsee bekommt geradezu ein kleinbürgerliches Air neben diesem Regentenpalais. Und doch hat man den in seiner Art genialen Wittelsbacher seiner Verschwendungssucht wegen für verrückt erklärt. Wenn diese Erklärung mit dieser Begründung richtig ist, dann gehören die römischen Kaiser samt und sonders bis auf verschwindende Ausnahmen ins Irrenhaus.

Heute nun ist diese ganze Anlage ein wahres Eldorado für Maler und Photographen. Wo man geht und steht, überall Würwürfe in Hülle und Fülle. Hier eine einzelne Säule inmitten malerischer Ruinen, dort eine Gruppe uralter Zypressen mit einem

verschlenen Opferaltar in der Mitte, dann wieder ephreuberankte, riesige Mauern, weite Durchblicke durch moosbedeckte Triumpfbögen, das intime Speisezimmer des Monarchen mit dem von Gyzinien umwucherten Balkon und dem entzückenden Blick auf Tivoli und die blaue Gebirgskette, das Stadion mit der einzelstehenden, majestätischen Pinie, neben der weit im Hintergrunde sich in feinen Umrissen die Peterskuppel ankündigt und über dem allen die unendliche, lichtblaue Himmelskuppel, in der die strahlende Sonne singt.

Wir lagern uns im tiefblauen Schatten hundertjähriger Zypressen und durch die rauschenden Harmonien glutenden Lebens schwingt — wohlthuend — ein Motiv, das der Tod uns singt.

Und dann fahren wir weiter, immer näher den Bergen zu, bis es in großen Serpentinien — ähnlich wie in Fiesole — nach Tivoli hinaufgeht.

Auf einem kleinen Marktflecken steigen wir aus, feilschen mit den Rosselenkern erst eine Weile um den Preis und fahren dann quer durch das Städtchen hindurch auf die Bergstraße hinaus, welche sich in halber Höhe der vom Monte Cennaro nach Süden zu abfallenden Kalkkette um das tief eingeschnittene Tal herumzieht, in das der Anio mit seinen berühmten Wasserfällen hinabstürzt.

Während wir so in aller Gemächlichkeit dahintrotten und uns der herrlichen Aussicht freuen, kommt uns ein Gefährt entgegen. Ein Blick! — und unwillkürlich entschlüpft mir der bekannte Ausspruch jenes Staatsanwalts, der, weil er von dem Grundsatz ausging, man müsse im Interesse der Verhandlung jeden Verbrecher individuell behandeln, bei einer Schwurgerichtssitzung einen des Totschlags angeklagten, sonst aber einfältigen und naiven Menschen mit den Worten empfing: „Ei, ei, wer kommt denn da? Wer wird gleich mit Messer decken?“ Den zweiten Teil dieses klassischen Ausspruchs verschluckte ich, denn schon waren die beiden Gefährte auf gleicher Höhe und wir grüßten hinüber, wobei wir unsere Nackmuskeln mit aller Gewalt im Zaume halten mußten.

Wer aber war es, der da im Wagen saß? Nun, — es war niemand anders als unser guter Bekannter von unserer Bahnfahrt über den Brenner mit seiner jungen Frau, jener Jurist oder höhere Kommunalbeamte, der — um dem Selbsterhaltungstrieb seiner Männlichkeit zu genügen — seiner jungen Gattin die Faszisten als italienische „Ca-ra-bi-ni-eee . . . ri“ vorgestellt hatte.

Das Verhältnis zwischen den beiden war offenbar inzwischen merklich abgekühlt. Sie sahen sichtlich gelangweilt aus und schienen jetzt nach Gesellschaft ebenso hungrig zu sein wie damals nach Alleinsein. Ja, ja, — die Zeiten ändern sich und man setzt sich in vorgeschritteneren Alter nicht ungestraft unter den Liebesbaum.

Doch auch dieser Rakenjammer wird überstanden, sofern das junge Weib Einsicht und Genügsamkeit genug besitzt, um mit freundlichem Lächeln entbehren und verzichten zu können dort, wo sie fordern könnte.

Nur eins tat mir leid, daß nämlich die deutschnationale Volkspartei durch die verspätete Hochzeitsreise dieses würdigen Beamtenpaares zwei ganze Stimmen verlor. Just für diesen Tag nämlich war dem deutschen Volke gnädigst die Erlaubnis erteilt worden, sich eine neue Vertretung seiner Interessen im sogenannten Reichstag wählen zu dürfen mit der stillschweigenden Vorbedingung allerdings, nach der Wahl lammfromm wieder alles über sich ergehen zu lassen, was jener Reichstag beschließen werde. Man wählte heute im Deutschen Reich, weil man es für eine — „Ehrenpflicht“ hielt und . . . weil man endlich auch wieder einmal für 'nen Moment in der gehobenen Stimmung, bürgerliche Rechte zu besitzen, schwelgen wollte. Denn im allgemeinen sind es ja nur Pflichten, die der einzelne dem Staate gegenüber hat: die Pflicht, Steuern zu zahlen, bis man schwarz wird, die Pflicht, den Mund zu halten, bis man stumm wird und schließlich noch die angenehmste Pflicht, in den Krieg zu ziehen, um sich noch wollends stumm machen zu lassen.

Um diese Pflichten alle gewissenhaft erfüllen zu können, um eine Behörde zu besitzen, welche die vorerwähnten Pflichten in Gesetzesformeln kleidet, wählt sich also das Volk sein Parlament. Diese Wahl ist der einzige Moment, wo es aus seinem Hörigen- und Sklavenverhältnis heraustritt, — doch selbst das scheint nur so; denn in facto bleibt es ja doch einerlei, wie die Wahl ausfällt, diemeil die letzte und endgültige Entscheidung über Krieg und Frieden sowohl wie über alle anderen außen- und innenpolitischen Maßnahmen in Händen jener Gewalt bleibt, die hinter dem Parlament steht. Der Reichstag ist ja nur eine Maske, eine Kulisse, ein wesenloses Gebilde, das den Blick der Masse von dem eigentlichen Regisseur ablenken soll. Durch das Parlament läßt sich bequem alle Schuld auf das Volk selbst übertragen, — auf ein Volk, dem man andererseits eben durch dieses Parlament jede freie Willensbetätigung entzogen hat. Nichts in der Welt ist raffinierter ausgebaut als dieses parlamentarische System, mit dem das Kapital sich mit einem unbezwinglichem Wall umgeben hat. Die freie Selbstbestimmung eines „freien“ Volkes vortäuschend, ist es knetbares Wachs und leicht spielbares Instrument in der Hand derer, die die eigentliche Herrschaft in Händen haben.

Und doch sind Millionen und Abermillionen noch immer von der Wichtigkeit des Wahltages durchdrungen. Gewiß, — denn was ist schmerzlicher als wissen zu müssen, daß man eine Null ist? Man muß schon einmal als Zuschauer und Beobachter vom Ausland die eigene Parlamentswahl betrachtet haben, um ihre Wesenlosigkeit beurteilen zu können.

Weiß Gott, von dieser Via delle Cascatelle aus, auf der wir nach S. Antonio fuhren, entrollten sich uns Perspektiven von einer Klarheit und Weite, wie sie sich nur selten bieten. Denn der Fernblick als solcher oder seine Beziehung zur Umwelt bleibt ja doch wesenlos, wenn ihm der geistige Hintergrund fehlt oder das Medium, mittelst dem sich alle Erscheinungen auf das Symbolische übertragen lassen.

Unbeschreiblich schön war der Blick von S. Antonio hinüber nach Tivoli. Durch den Gregorianischen Stollen stürzt der Anio über hundert Meter in die Tiefe und erfüllt die Luft mit Myriaden funkelnder Tropfen, die sich da und dort zu wehenden Nebeln verdichten. Ein wahrhaft paradiesisches Stückchen Erde, das sich die Großen des römischen Reiches für ihre Landvillen annektiert hatten. Hier lag das Tusculum eines Quintilius Varo, jenes römischen Generals, der mit seiner Armee in den sumpfigen Wäldern Germaniens ein so unrühmliches Ende fand, daß seinem Brotherrn Augustus bei der Nachricht vor lauter Schreck ein Stück Pfau im Halse stecken blieb. Hier lebte Caius Cassius in seinem luxuriösen Landheim und Horaz dichtete hier in der pompösen Sommervilla seines kunstfördernden Freundes Mäcen:

„Tibur Urgeo positum colono
Sic meae sedes utinam senectae, . . .“

Ja, ja, wer der Sorgen dieser Welt enthoben, keine Rücksicht zu nehmen braucht auf die jammervolle Misere, welche den Schaffenden täglich von seiner wahren Bestimmung ablenkt, wer dichten und malen kann, ohne an das Morgen denken zu müssen, wer nicht zu malen braucht, um durchaus verkaufen zu müssen, weil er sonst verhungert, wer dichten darf, ohne daß ihm in eifriger Dachkammer die Finger erfrieren, weil er keinen Pfennig besitzt, um sich eine Semmel, geschweige denn Kohlen kaufen zu können, wer malen, ohne dem breiten Geschmack fröhnen und wer dichten darf, ohne nebenher noch eine Zeitung redigieren zu müssen, der darf wohl auch mal in seiner überquellenden Freude seinem Wohltäter gegenüber sich hinweisen lassen zu Worten wie:

„Maecenas, atavis edite regibus,
O et praesidium, et dulce decus meum!“

Was dieses Tivoli an natürlichen Wasserfällen und -Künsten bietet, ist wahrhaft einzig in seiner Art; denn während der Anio selbst in der grande cascata sich seine eigenen Künste und Grotten schuf, ist das flüssige Element in dem malerischen Park der Villa d' Este — eingefangen und gebändigt — zu allen nur erdenklichen Virtuosenstückchen verwandt worden: Springbrunnen unter riesigen Zypressen, Wasserfälle aus künstlichen Grotten, die sich in Teiche ergießen, auf denen die Seerose blüht und um die ringsherum sich ein mannshoher Zaun von gelben und roten Kletterrosen zieht. Dieser terrassenförmig bis zum Casino aufsteigende Garten gehört zu den raffiniertesten Anlagen einer hyperaesthetischen Zeitepoche. Und wenn vielleicht in hundert und mehr Jahren all der Kitsch noch verschwunden sein wird, der heute unser Auge beleidigt, diese Schiffchen und Delphine, Muscheln und Frösche, diese Grotten und Plätzchen mit ihrer gewollten Lieblichkeit, dann wird dieser Garten erst in den vollen Besitz seines Wertes gelangen.

Als wir am Abend zurück nach Rom kamen, war mir als hätte sich diese Stadt inzwischen zum dritten Male verwandelt. Das alte Roma und das Rom der Päpste lag — als in sich geschlossene Ab-

schnitte — hinter mir. Denn wenn wir auch noch eine Zeit lang blieben, um dies oder jenes nachzuholen und unsern Eindruck zu vervollkommen, so gab es doch eigentlich nichts wesentlich neues mehr. Freilich, — jenen unvergleichlichen Abendspaziergang auf der Passaggiata Margherita möchte ich in meinen Erinnerungen nicht missen, auch nicht das unvergleichliche Farbenspiel beim Sonnenuntergang, als wir auf der Ponte Garibaldi, über das Brückengeländer gelehnt, das Idyll auf der Tiberinsel auf uns einwirken ließen, nicht missen möchte ich die purpurne Abendstunde oben auf der allerhöchsten Sitzreihe des Colosseums, auch nicht den zweiten farbandurchtränkten Abend, welchen wir auf der Terrasse des Ristorante di Cesare auf dem Aventin erlebten. Ja, man könnte versucht sein, Rom die Stadt der Sonnenuntergänge zu nennen. Wenn das Blütenmeer auf der Spanischen Treppe noch ein letztes Mal aufflammt oder die mächtigen Springbrunnen auf dem edlen Piazza Navona ihre smaragdnen und rubinroten Tropfen gegen das dunkelnde Himmelsgewölbe emportreiben, wenn es auf dem Trajansforum zu geistern beginnt und die purpurblauen Schatten um die einsame Säule schweben, denn feiert dieses Rom gleichsam Auferstehung und zieht uns in einen Zauber ein, daß wir wie im Traume dahin wandeln und unser eigenes winziges Sein inmitten dieser unendlichen Fülle von Gestalten, die aus den Gräbern steigen, wie einen Wassertropfen verspüren, der da mit dem Strome einer Cascada versprüht.

Und nun zum Schluß, ehe wir Abschied nehmen, noch zu jenem herrlichen Bauwerk inmitten der Stadt, zum Pantheon.

Ich weiß nicht, wie oft dieses Gebäude im Petersdome Platz hätte. Und doch, — wenn man die beiden miteinander vergleicht, dann verschwindet von vornherein jeder Zweifel darüber, welches von beiden das wahrhaft größere ist. Von außen und innen, — gleichviel! — das Pantheon läßt die riesige Kirche der Christenheit weit hinter sich. Ja, selbst Michelagnolos herrliche Kuppel verblaßt: denn hier spannt sich über der Oeffnung des Gewölbes der freie Himmel als Kuppel darüber.

Das Innere dieses einzigen vollständig erhaltenen antiken Gebäudes ist von wahrhaft hinreißender Größe und Wirkung. Zwar hat man nach Entfernung der antiken Götterbilder noch immer keine richtige Verwendung für diesen Rundbau gefunden. Zum Theil nämlich sind die Nischen, in denen einst Jupiter oder Juno, Mars oder Apoll gestanden, in Altäre umgewandelt worden, die mit ihrer pomphaften Draperie in dieser ruhigen Würde geradezu unmöglich sind, — ebenso unmöglich, wie die pathetischen Grabmäler Victor Emanuels II. und Humberts I., die mit Kränzen und schreienden Bändern geschmückt sind. Eine weitere Nische wird von der Statue des Cardinals Cosalvi — von Thorwaldson — gefüllt und die letzte endlich bildet die Grabstätte Raffaels. Ein Durcheinander also, das man erst einmal auswischen muß, ehe man sich dem Gebäude selbst nähert.

Und so gehen wir denn wieder hinaus, um zum zweiten Male, nun aber unbehelligt durch die Stillwidrigkeiten im Innern diesen unvergleichlich herrlichen Rundtempel zu betreten.

Schon die Fassade und die mächtige Vorhalle mit ihren sechs-zehn korinthischen Granitsäulen schiebt jede Renaissancearchitektur mit majestätischer Gebärde beiseite. Vor dieser organisch gewachsenen Geschlossenheit und Monumentalität vergessen wir gern und willig alle Fassaden dieser Kirchenstadt. Trotzdem Urban VIII. (Barberini) die erzenen Balken aus dem Dachstuhl reißen ließ, um daraus die gedrechselten Säulen für den Petersaltar und . . . Kanonen! gießen zu lassen, wirkt dieser Dachstuhl in seinen edlen Formen und Massen noch heute unverändert. Wer in diese Vorhalle eintritt, um sich herum die gigantischen Säulen, welche ernst und würdevoll die dreieckige Stirn da oben mit dem kolossalen Gehirn dahinter tragen, den umwittert sofort jener Geist, wie er sich kundtut im Tempel zu Paestum. Hier ist die Säule kein spielender Zierrat, um Flächen zu unterbrechen oder zu schmücken, wie wir es allenthalben bei den Renaissancebauten finden, hier ist sie tragendes Element und als solches in ihrer eigentlichsten Bedeutung verwendet. Diese Vorhalle ist dem Innern durchaus congenial. Sie verspricht nichts, was das Innere nicht auch halten könnte.

Und dieses Innere mit seiner offenen Decke, mit seinen kannelierten Säulen aus buntem Marmor, welche die herrliche kassettierte Wölbung tragen, ist von so hinreißender Wirkung, daß wir nichts anderes wünschen, als daß mitten unter der Oeffnung wie einst der Altar stünde, von dem aus der Rauch des Opfers hinauf in den Himmel steigt.

Was mir bei der Peterskuppel von Innen gesehen fehlte, oder was mir bei ihr — vielleicht noch unklar — als eine Art von spärlichem Ersatz erschien, das fand ich hier in unübertrefflich natürlicher Weise gelöst. Diese geöffnete Wölbung, durch die der Blick immer wieder hinauf in den Himmel sich schwingt, ist im tiefsten und wahrhaften Sinne gotisch. Und so vereinigt dieses Gebäude, indem es die gesamte Renaissancekunst gleichsam überspringt, in seinem geschlossenen, absoluten und kompakt aus der Erde wachsenden, in der Erde wurzelnden Unterbau und der sich ins Grenzenlose spannenden Himmelswölbung die beiden Stilarten, welche man als die beiden einzigen, fundamentalen bezeichnen kann: die antike und die gotische.

Es liegt auf der Hand, daß man mit einem solchen genialen Gebäude nichts anzufangen weiß, wenn nicht die ihm adaequaten, geistigen und kulturellen Vorbedingungen für seine Verwendung vorhanden sind. Daher dieses Durcheinander seiner augenblicklichen Ausstattung. Aber ich sagte es ja bereits, daß ich glaube und hoffe, einst wird die Zeit kommen, wo Rom zum dritten Male aus der Wüste entsteigen wird. Das wird dann die Zeit sein, wo nicht der Petersdom mehr, sondern das Pantheon, als der hochheilige Tempel aller Götter nicht allein für die Christenheit, sondern für alle Völker der Erde zum Wallfahrtsort geworden sein wird.

Wer weiß, wo unsere Asche dann sein wird!

„Der große Cäsar, tot und — Lehm geworden,
Verstopft ein Loch wohl vor dem rauhen Norden.
O daß die Erde, der die Welt gebebt,
Vor Wind und Wetter eine Wand verklebt!“

Mag's sein! Was soll das bißchen Staub und Asche, das wir, wenn's hoch kommt achzig Jahre, als sogenannten Körper mit uns herumschleppen? Ehe noch der winzigste Bruchteil einer Sekunde der Ewigkeit vergangen ist, ist er dahin. Und nicht nur er, — denn in fast gleicher Eile folgt Geschlecht auf Geschlecht, Völker vergehen und werden, steigen auf und stürzen und das bißchen Herrlichkeit, darin sich die einzelnen so gerne wiegen, verweht wie Spreu.

Eins aber bleibt: — das ist der Geist, aus dem und in dem wir sind, und darinnen sein werden die, so das Siegel des lebendigen Gottes auf der Stirne tragen.

Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt.

Michelagnolo Buonarrotti

Ich gebe dem folgenden Abschnitt diese Ueberschrift, trotzdem ich weiß, daß er manches enthalten wird, was nicht hineinpast. Aber als wir Rom in Richtung Florenz verließen, war es ja doch lediglich Michelagnolo, der uns zu einem zweiten Aufenthalt in Florenz bestimmte. Darum gebe ich ihm, wie mir scheint, auch nicht zu Unrecht die oben stehende Ueberschrift, auch wenn ich nicht sofort mit beiden Beinen mitten ins eigentliche Thema hineinspringe.

Wir fuhrten diesmal über Assisi und im Angesicht dieser malerisch gelegenen Bergstadt fielen mir jene Tagebuchblätter aus Goethes italienischer Reise ein, an denen ich aus mir unbekanntem Gründen jedesmal hängen geblieben war, sooft ich diese ebenso nüchternen wie stillen Memoiren gelesen hatte.

Man muß schon von Jacob Böhme oder vom Meister Eckehart, von Swedenborg, aus Strindbergs „Inferno“ oder gar von Edgar Allan Poë herkommen, um die tieferen Zusammenhänge und seltsamen Erscheinungen begreifen zu können, welche eine so bemerkenswerte Rolle spielten bei dem kurzen Abstecher, den Goethe s. Z. dieser einsamen Bergstadt machte. Man muß schon ein wenig von jenem mystischen Geiste durchdrungen sein, wie er sich bei Shakespeare zeigt, wenn er die stoffliche Verbundenheit der Außen- und Innenwelt die Beziehungen zwischen den dämonischen Kräften des Innen und Außen darstellt, um zu erkennen, welche sonderbare Bewandnis es mit jenem flüchtigen Besuche auf sich hatte, den der Dichter der „Wahlverwandtschaften“ der Geburtsstadt des großen Reformators, Franz v. Assisi, abstattete. Und man muß endlich selbst feinnervig genug sein, um aus eigenstem Erleben zu wissen, daß alles, was geschieht und was wir mit unseren Sinnen wahrnehmen in ganz bestimmten Beziehungen steht nicht nur zu unserer momentanen, geistigen und seelischen Beschaffenheit, sondern auch zu jenen geistigen, dämonischen und göttlichen, warnenden oder mahnenden Strömungen, die zwar der Realismus und Rationalismus unserer Tage so gern ablängnen möchte, die sich aber für jeden, nur halbwegs mit sich und der Welt der Erscheinungen ehrlichen Menschen nicht ablängnen lassen, eben weil sie unbestreitbar vorhanden, wenn auch nicht experimentell nachweisbar sind.

„Ich verließ“ so schreibt Goethe „meinen Vetturin, der seinen Weg nach Foligno verfolgte, und stieg unter einem starken Wind nach Assisi hinauf. Die ungeheuren Substruktionen der babylonisch übereinander getürmten Kirchen, wo der heilige Franz ruht, ließ ich links, mit Abneigung; denn ich dachte mir, daß darin die Köpfe so wie mein Hauptmannskopf gestempelt würden.“

Sein einziges Verlangen war der kleine Tempel der Minerva, über den er dann lang und eingehend berichtet: „an der Fassade konnte ich mich nicht satt sehen, wie genialisch konsequent hier der Künstler gehandelt“ usw. „Ungern riß ich mich von dem Anblick los, und nahm mir vor, alle Architekten auf dieses Gebäude aufmerksam zu machen“ usw.

Und weiterhin fährt er fort:

„Ich ging am schönsten Abend die Römische Straße Bergab, im Gemüt zum schönsten beruhigt, als ich hinter mir rauhe, heftige Stimmen vernahm, die unter einander stritten. Ich vermutete, daß es die Sbirren sein möchten, die ich schon in der Stadt bemerkt hatte. Ich ging gelassen vor mich hin, und horchte hinterwärts. Da konnte ich nun gar bald bemerken, daß es auf mich gemünzt sei. Vier solcher Menschen, zwei davon mit Flinten bewaffnet, in unerfreulicher Gestalt, gingen vor mir vorbei, brummten, kehrten nach einigen Schritten zurück, und umgaben mich. Sie fragten, wer ich wäre und was ich hier täte? Ich erwiderte, ich sei ein Fremder, der seinen Weg über Affisi zu Fuße mache, indessen der Betturin nach Fologno fahre. Dies kam ihnen nicht wahrscheinlich vor, daß jemand einen Wagen bezahle und zu Fuß gehe. Sie fragten, ob ich im Gran Convento gewesen sei? Ich verneinte dies, und versicherte ihnen, ich kenne das Gebäude von alten Zeiten her. Da ich aber ein Baumeister sei, habe ich diesmal nur die Maria della Minerva in Augenschein genommen, welches, wie sie wußten, ein musterhaftes Gebäude sei. Das läugneten sie nicht, nahmen aber sehr übel, daß ich dem Heiligen meine Aufwartung nicht gemacht, und gaben ihren Verdacht zu erkennen, daß wohl mein Handwerk sein möchte, Kontrebande einzuschwärzen. Ich zeigte ihnen das Lächerliche, daß einer, der allein auf der Straße gehe, ohne Ranzen, mit leeren Taschen, für einen Kontrebandisten gehalten werden solle. Darauf erbot ich mich, mit ihnen nach der Stadt zurück und zum Podesta zu gehen, ihm meine Papiere vorzulegen, da er mich denn als einen ehrenvollen Fremden anerkennen werde. Sie brummten hierauf und meinten, es sei nicht nötig, und als ich mich immerfort mit entschiedenem Ernst betrug, entfernten sie sich endlich wieder nach der Stadt. Ich sah ihnen nach, Da gingen nun diese rohen Kerle im Vordergrunde, und hinter ihnen her blickte mich die liebliche Minerva noch einmal sehr freundlich und tröstend an; dann schaute ich links auf den trüsten Dom des heiligen Franziskus.

Es ist merkwürdig, mit welcher Voreingenommenheit der 37jährige Goethe durch Italien gezogen ist, und wenn man nicht wüßte, daß dieses Tagebuch von ihm stammte und gerade deshalb einiges Interesse erweckt, wäre es schon längst in der Versenkung verschwunden.

Goethe sah in Italien nichts als die Antike, und auch von dieser nur jene Nachblüte, die — wie wir gesehen haben, als typisches Zeichen der Decadence nur noch der Statuierung einer seelenlosen, absoluten Schönheitsformel nachging. In dem gleichen Sinne bewertete er die Renaissance, d. h. jene Kunstrichtung, die im Mittel-

alter das griechische Ideal zu erneuern sich vermaß. Es erging Goethe ähnlich wie Friedrich dem Großen, der über der französischen Literatur die ungleich größere deutsche völlig übersah.

War dieser starke Wind, dem er entgegen strebte, wirklich nichts anderes als eine zufällige Naturerscheinung?

Aber er hört nicht auf die mahnende Stimme. Seine Gedanken kreisen einzig um das antike Minervatempelchen, von dem er irgendwo einmal gelesen hat.

Und als er Assisi dann wieder verläßt, da tritt es noch einmal an ihn heran, diesmal deutlicher noch und bestimmter:

„Sind Sie im Gran Convento gewesen?“

Und als er verneint, nehmen sie es ihm sehr übel, daß er dem Heiligen seine Aufwartung nicht gemacht habe.

Könnte ihm sein Versäumnis noch eindringlicher nahe gelegt werden, jetzt, wo gerade noch Zeit war, es nachzuholen? Aber Goethe bleibt blind und taub, er hört nicht die Stimmen, die den verlorenen Sohn zurückrufen, er ist wie Macbeth, der die Verheißungen der Schicksalschwesteren nur nach sich und seinen Wünschen deutet.

Und so geht er achtlos an der größten Erscheinung des Mittelalters, an Giotto, vorüber. Die Gotik ist ihm eine überwundene Episode — ihm, dem Gotiker! — und mit Haut und Haar verschreibt er sich Mephisto, der in diesem Falle im Gewande Raffaele erscheint. Aus der groß angelegten Originalität wird ein Epigone, weil er sich am Scheidewege von jener lieblichen Gestalt hat verleiten und verlocken lassen, die ihm die Schönheit in abstrakto versprach.

Von Assisi kommend führen wir diesmal an der anderen Seite des Trasimenischen Sees entlang, aufs neue hingerissen: von dem überwältigenden Panorama, das uns schon einmal über die Maßen entzückt hatte.

Als wir in Florenz eintrafen, lag die Dämmerung schon über der Stadt, nur das oberste Stockwerk des Campanille leuchtete noch unter dem nachgelassenen Glanz sinkender Sonne.

Es dauerte nicht lange, da saßen wir wieder in unserem Zimmer bei unserer Madame Stricchi und genossen die Sicht über das rote Dächermeer von Florenz bis hinüber zu dem Höhenrand, auf dem zwischen Pinien und Zypressen die separaten Villen lagen.

Und während die volle Scheibe des Mondes über der Kuppel von S. Lorenzo heraufkam, zog an unsern Augen kaleidoskopartig die Fülle von Bildern und Eindrücken vorbei, die wir in uns aufgenommen, seitdem wir dieses Zimmer verlassen hatten. Neapel, Sorrent, Pompeji, Capri, Rom und bei jedem einzelnen dieser Namen wieder eine solche Vielheit von Gestalten und Formen, Stimmungen und Erkenntnissen, daß uns das Ganze wie ein Traum erschien. Wie? — hatten wir das wirklich alles erlebt? War es nicht gestern erst oder vorgestern, als wir dieses Zimmer verließen? Wo war die Zeit hin und was war aus uns geworden, seitdem wir von Florenz aus nach Süden gezogen waren?

Spät am Abend machten wir uns noch einmal auf den Weg und durchwanderten in aller Gemächlichkeit die bekannten Straßen und Plätze, bis wir zum Dom kamen. In dem Capriblauen Nachthimmel hinein ragte der Campanille — nie haben wir ihn so gesehen, wie in dieser Nacht, — und vor dem Becchiopalaste stand groß und gewaltig der David.

Michelagnolo! — Giotto!

In diesen beiden Worten lag alles, was die italienische Renaissance uns auf dieser Reise gegeben hatte. Eine Hochflut war es gewesen, die — kaum daß wir diesen Boden betreten hatten — auf uns eingestürmt war. Aber nachdem sie sich verlaufen, waren zwei Edelsteine zurückgeblieben, die wir getrost als echt zu uns stecken und mit nach Hause nehmen durften.

Am nächsten Morgen wohnten wir zunächst einem Hochamt im Dom bei. Und eben da war es, daß mir wieder jene merkwürdige Gedankenverbindung aufstieß, die mich während meines ersten Aufenthalts in dieser Stadt nicht verlassen hatte, ich meine die Verknüpfung dieses Stadtnamens mit jener überragenden Künstlererscheinung des östlichen Europas: Dostojewski.

Denn während der Erzbischof vor der Enthüllung des Allerheiligsten den Hochaltar rings herum gegen die bösen Geister mit einer Weihrauchwolke sicherte, während er das rauchende Becken unter- und oberhalb, ja selbst an den Seitenwänden und der Rückwand entlang schwenkte, fiel mir aus dem Gesamtwerk des gigantischen Russen jene immer wiederkehrende Stelle ein, wo die tragende Figur mit einer Eindringlichkeit ohne gleichen die abgrundtiefe Frage stellt: „Glaubst du an einen Teufel? — An einen richtigen, meine ich, an einen echten, rechten Teufel, wie er dem Ivan in den Karamasoffs erscheint?“

Ich muß gestehen, daß ich diese Frage bei Dostojewski nie recht begriffen habe. Aber nun sah ich, daß die Kirche ja auch an ihn glaubt, ja daß sie von seiner Macht so überzeugt ist, daß sie meint, selbst das Allerheiligste gegen ihn durch Rauch schützen zu müssen. Also Gott selbst kann sich gegen den Versucher nicht wehren? Ist denn der Mensch notwendig, um das Allerheiligste vor den Mächenschaften des obersten Versuchers zu schützen?

In einer Wolke von Rauch stand nun der Hohepriester und hielt den Kelch wie in der Gralszene mit erhobenen Händen.

Das war es! — Eben das und nur das allein hatte ich hier unten in Italien gesucht und — wie ich glaube — gefunden. Der Versucher war um mich gewesen in tausend lockenden und verführerischen Gestalten, hatte Einlaß begehrt, hatte mich von einem zum andern geschleppt, hatte mich umzaukelt mit den lieblichsten Gestalten, hatte mir Wunder über Wunder gezeigt, nur um mich selbst von mir untreu zu machen.

Und nachdem ich nun alles hinter mir hatte, sollte ich gewahr werden, daß jene Stimme, die mich da ununterbrochen auf Dostojewski verwiesen und die ich anfangs nicht hatte verstehen können, ihre ungeheure Bedeutung besaß. Und mir scheint deshalb, daß ich einem Italienreisenden nichts dringender ans Herz legen kann, als eine solche Reise auf diesem Fundament zu machen. Der Teufel ist in Italien allerorten, sehe jeder zu, daß er nicht falle.

Vom Dom aus gingen wir dann ins Bargello, das Michelagnolos Brutus, Simson und der Philister, den Apollo, das Rundrelief, die Martyr di Sant Andrea und den Bacchus enthält, um schließlich noch am nächsten und übernächsten Tage seine Handzeichnungen in der casa Buonarotti und — sein Grab in S. Croce zu besuchen.

Und somit komme ich nun endlich zum eigentlichen Thema dieses Abschnittes.

Wenn man mit all den vorgefaßten Meinungen, welche die verschiedenen Biographien und kunstgeschichtlichen Werke erzeugen, an Michelagnolo herantritt, so kommen wir von vornherein in ein schiefes Verhältnis zu ihm, und zwar deshalb, weil dieses Gestaltungsgenie in jenen vorgenannten Werken überall in engster Verbindung mit der Renaissance auftritt. In ihm und in Raffael bewundert man die beiden höchsten Gipfel dieser Kunst-epoche.

Ich habe bereits mehrfach ausgeführt, inwiefern das Vezzjagte auf Raffael zutrifft. Auf Michelagnolo angewendet jedoch hat es keine Bedeutung, da er wesentlich mit der Renaissance nichts gemein hat. Gewiß fällt sein Wirken und Schaffen in den Ausgang dieser Epoche, wie es ebenso gewiß ist, daß er von ihrem Zeitgeist genährt und beeinflusst worden ist. Trotzdem aber kann man die Renaissance weder als seinen Vater noch als seine Mutter ansprechen.

Michelagnolo ist vielmehr — das muß gleich eingangs mit aller Schärfe hervorgehoben werden — eine jener — in größeren oder kleineren Intervallen — durch die Jahrtausende hindurch immer wiederkehrenden Fleischwerdungen des Geistes, der sich theils in Religionsstiftern theils in gottbegnadeten Künstlern ewig aufs neue den Menschen offenbart. Wenn wir diese prominenten Erscheinungen mit den Zwischenräumen, in welchen sie auftreten, ins Auge fassen, könnte man meinen, daß diese Pausen und Gestalten Zeichen und Ausdruck sind für den lebendigen Atem Gottes oder für den ewigen und allgegenwärtigen Geist, welcher seinerseits wiederum Ananke untertan ist, jedem obersten Zwang, durch den der Geist getrieben wird, sich immer aus neue zu äußern und in immer neuen Formen Gestalt zu werden.

Man sagt daß etwa alle hundert Jahre ein Genie entstände. Das ist natürlich barer Unsinn, da für den abstrakten Geist oder für Gott kein zeitlicher Bezirck existiert. Und wenn ich eben vom lebendigen Odem Gottes gesprochen habe, vom Ausatmen, das die geniale Gestalt und vom Einatmen, das die Pause bedingt, von einem Bilde also, das eine gewisse Regelmäßigkeit im Geschehen

voraussetzt, so geschah das doch nur, um mich auf konkrete Weise verständlich zu machen. Wollte ich dieses Bild voll ausmalen, dann müßte ich auch den ewigen, also zeitlosen Moment darstellen können, jenen Moment, bei welchem die Succession des Ein- und Ausatmens zur absoluten Einheit wird.

Doch das sind philosophische Spitzfindigkeiten, die — als Verstandestraining — ab und an wohl ganz heilsam und nützlich, als Elixire jedoch völlig unbrauchbar sind.

Außerdem hat ja jeder seine besonderen Heiligen, aus welchem Grunde allein schon jenes Schlagwort von der 100jährigen Wiederkehr des Genies im Interesse der Allgemeinheit zu verwerfen ist. „Was dem einen sien Uhl, ist dem andern sien Nachtigall,“ d. h. der eine sagt Goethe, der andere Schiller, der dritte Kleist usm. und wer ließe sich überzeugen, daß sein Prophet nicht der größte sei? Wo aber soll nun bei einer solchen individuellen Verschiedenheit der Ansichten über das Genie, welches alle hundert Jahre wiederkehren soll, das Zählen einsetzen?

Rein, — die Offenbarungen des Geistes in ihrer reinsten Form sind an menschliche Zeitgesetze nicht gebunden. Sie treten zeitlich ebenso unvermittelt auf, wie innerhalb ihrer eigenen Geschlechterfolge. Die Eltern Jacob Böhmes waren ebenso wenig hervorragend wie die Vorfahren Rembrandts oder Shakespeares, und es gibt keine Epoche, welche dem Werden eines Genies im besonderen Maße förderlich oder nachtheilig sein könnte. Vielmehr hat jeder Zeitabschnitt seine spezifischen Erscheinungen, durch die er — theils positiv, theils negativ — befruchtend auf das Genie einwirkt.

Jede Zeit geht schwanger, es handelt sich nur darum, die Probleme zu sehen und an künstlerischen Vorwürfen all das aufzuheben, was um uns herum verstreut liegt. Jede Zeit hat ihre Künstler, aber immer nur ganz wenige, bei denen sich das künstlerische Empfängnis mit dem ewigen Ursein verbindet.

Daß der Künstler immer gewisse Realitäten braucht, um schaffen zu können, versteht sich von selbst. Die Umwelt und die menschlichen Verhältnisse liefern ihm das Material mit dem und aus dem er seine Gestalten formt, — und selbst diese Gestalten sind ihm nur Mittel zum Zweck. Der Zweck aber, sofern man überhaupt von einem solchen reden darf, dieneil er für den wahrhaft Großen nicht existiert — der Zweck liegt unausgesprochen zwischen den Gestalten und dem Geschehen. Ob wir den „Macbeth“ uns als Exempel nehmen oder „die Dämonen,“ — ganz gleich! Bei beiden sind die Gestalten an sich sowohl wie das durch sie bedingte Geschehen nur der sichtbare Ausdruck jener dahinter stehenden und nach Gestaltung drängenden, um sie ringenden Idee, welche ihrerseits wiederum ein Atomchen jenes mächtigen Stromes ist, der von Ewigkeit zu Ewigkeit die Schöpfung durchrauscht.

Nicht also um die Gestalten handelt es sich oder um die politischen oder sonstigen Verhältnisse (die sind immer im großen und ganzen dieselben), sondern um jene göttliche Wesenheit in der Brust der Berufenen und Begnadeten, welche befähigt ist, das reale Geschehen symbolisch zu deuten. Da gibt es Leute, welche

behaupten, nicht produktiv sein zu können, weil — die Zeit ohne Pathos sei, ohne den Typus „Held“, an dem sich ihre dichtende Seele entzünden könne. Wie töricht! — als ob es nicht Helden genug gäbe, wenn man nur Augen hat, sie zu sehen. Wer nach heldischen Zügen sucht, der sehe sich nur einmal die Bettelkinder auf den Straßen genauer an. Freilich, — man muß umlernen, d. h. man muß den Helden auch wirklich im Helden und nicht bloß im uniformierten Draufgänger suchen. Und wieder andere gibts, welche ihr künstlerisches Unvermögen der Sterilität in religiösen Dingen zur Last legen. Gewiß, — wer die Frömmigkeit sucht, wo sie offen zur Schau tritt, der wird von Enttäuschungen herbster Art nicht verschont bleiben. Man muß eben den Frommen auch wirklich im Frommen und nicht bloß im eingetragenen Vereinsbruder suchen usw. — usw. Übrigens war das von jeher so. Schon der alte Diogenes suchte seine „Menschen“ mit der Laterne.

Und was die vielen andern nebst ihren großen und kleinen Taten betrifft, so brauchen wir uns über nichts sonderlich zu erregen. Es gibt nichts und es wird niemals etwas geben, was nicht mindestens in einer Form schon einmal dagewesen wäre.

Aus diesem gegenwärtigen und vergangenen, sich ewig gleich bleibenden Sein zu schöpfen und in dieses Geschöpfte jenen Tropfen des Geistes fallen zu lassen, auf daß es sich sondert und wir — wie im Reagensglase — das In- und Aufeinanderwirken der Bestandteile erkennen können, um schließlich aus dem Durcheinander wieder jenen großen Rückschluß auf das Walten einer ewig gütigen Gottheit zu ziehen, — das ist Kunst.

Einer so gearteten Kunst aber wird jede Zeitepoche, jede Kulturbewegung, jede Kunstströmung dienstbar sein. Ich entwickelte bereits, daß ein solcher Kunstwillen völlig unabhängig von dem vorangegangenen technischen Entwicklungsgrade ist. Und eben das alles trifft bis auf die letzte Konsequenz auch auf Michelagnolo zu.

Michelagnolo gehört zu jenen Schöpfern, welchen alles Sein zum Symbol wird und die — indem es sich selbst unter ihren Händen vollkommen darstellt — mit ihren Werken zugleich auf das übrige deuten, auf alles übrige bis auf den heutigen Tag.

Zweihundert Jahre vorher hatte sich der Geist in jenem hehren Doppelgestirn „Giotto-Dante“ offenbart. Von hier aus wölbte sich in mächtigem Bogen die Brücke über den Zwischenpfeiler Masaccio hinweg bis zu Michelagnolo. Alle diese Namen haben mit der eigentlichen Renaissance nichts zu tun. Die durch sie bestimmte Linie verläuft außerhalb, oberhalb dieser Kunstbewegung und ist ein Abschnitt jener, welche als weitere Bestimmungspunkte die Namen Homer, Shakespeare, Bach und Dostojewski aufweist. Ja, ich behaupte, daß es für Michelagnolo keinen größeren Feind gegeben hat als diesen Renaissancegeist, den es zunächst einmal niederzuringen galt, bevor er zu sich selbst kommen konnte.

Und so sehen wir denn, gleichsam am Anfang dieses ungeheuren Lebens, jene herrliche Jünglingsgestalt jenen „Apoll“ im Bargello zu Florenz, welcher uns Michelagnolo bereits auf der Höhe alles Renaissance-Könnens zeigt. Es heißt, er habe dieses

Werk als eine antike Ausgrabung in den Handel gebracht, und es ist in der That frappierend, wie wesensverwandt diese Statue dem griechischen Geiste ist. Der 20jähr. stellt sich uns also in dieser Figur bereits als Fertiger und Vollender vor, als ein Künstler, dem die höchsten und letzten Entwicklungsmöglichkeiten im Blute lagen. Wohin seine Zeit strebte und wo sie auslief — Raffael, — das war für Michelagnolo der Anfang. Zwar blieb dem jungen Gestalter die Konzession an den schönheitslüsternen Massegeist nicht erspart; aber diese Konzession ward bei ihm Mittel zum Zweck. Indem er den Beweis seiner „künstlerischen“ Sendung erbrachte und das schuf, was die Mitwelt wollte, noch dazu in überragender Form, trat er mit seinem ersten Schritt mitten in die Bewegung hinein und sicherte so seine Anerkennung. Das will viel sagen in einer Zeit, wo es von Talenten mannigfachster Art wimmelte, ja wo es bereits notwendig geworden war, zu den ezequisitesten und raffiniertesten Mitteln zu greifen, um sich durchzusetzen. Schon hatte Pisano seine Bronzetüren, schon hatten die Robbias ihre Tonreliefs modelliert, Donatello war da und Verrocchio, in Mailand rechte sich Lionardo, Fra Angelicos Engel verkündeten schon längst große Freude, Ghirlandajo und Signorelli, der Gotiker = Epigone Gozzoli, der barocke Brausekopf Filippino und wie sie alle heißen, waren wie eine Sturmflut über die Menschen gekommen und hatten sie mit ihren Gaben überschüttet. Man muß sich schon in jene überreiche Zeit versetzen können, um zu begreifen, wie unendlich schwer es für einen neuen aufstrebenden Künstler gewesen sein muß, sich durchzusetzen.

Michelagnolo tat es ohne Raffinement. Unter Zuhülfenahme einer Täuschung, durch welche er es verstand, den griechischen Decadencegeist leibhaftig herauszubeschwören und somit den Kernpunkt der ganzen Renaissancebewegung zu erfassen, stand er mit einem Male als anerkannter Meister mitten unter dieser Unzahl schaffender Künstler und aller Augen richteten sich auf ihm in Erwartung dessen, was nun werden sollte.

Aber siehe da, bei dieser einen Konzession blieb es auch. Denn was von nun an folgte, das war ein einziges schweres Ringen mit diesem Geiste, den er in seinem Apoll scheinbar angebetet hatte.

Furchtbar ist dieses Ringen, dieses gewaltsame Sich-lösen und Sich-befreien aus den Ketten und Banden eines Geistes, der ihn umstrickte und zu erwürgen drohte. Und wenn seine Torosos chronologisch auch in eine spätere Epoche dieses wild bewegten Lebens fallen, so sind und bleiben sie doch Ausdruck eben dieses ersten gigantischen Kampfes, welchen der junge Michelagnolo mit dem Renaissancegeiste führte. So wie — noch halb im dämmernden Urzustand — diese für das Grabmal Julius II bestimmten Giganten aus dem Marmor herauswachsen, wie sie — teilweise kaum erst reliefartig sich ankündigend — aus dem massigen Gestein sich mühsam und schwer, halb noch von Schlaf umfangen, herausstemmen, wie sie — unbewußt zwar noch, aber gerade deshalb voll unbrochener Kraft — sich der Materie entringen, so befreite sich Michel-

agnolos Seele von dem, was um ihn war. Diese Torjos sind Gestalt-gewordene Reminiszenzen an seine Sturm- und Drangperiode, an seine künstlerischen Pubertätsjahre, und wie nichts im Leben Zufall ist, so sind gerade auch diese Werke nicht zufällig im Torsoartigen stecken geblieben. Als Ausdruck eines gigantischen, wenn auch noch unbewußten Willens, welcher sich in einer Art von Uebergangsstadium befand, konnte nur ein Torso dieser inneren Verfassung congenial sein. Insofern sind diese Werke in ihrer Art durchaus vollendet, da sie in ihrer torsohaften Form das ausdrücken, was sie ausdrücken sollen. Und es ist wesentlich, daß sie aus der Zeit der Reife stammen, aus einer Zeit also, wo die Distanz zu den Dingen und die Objektivität des Schaffenden eine größere Garantie für die Echtheit des Dargestellten bietet, als eine Zeit subjektiver Gebundenheit, welche nur zu leicht in ein ungesundes Pathos gerät und alles schmerzvolle Ringen mit einem sentimental-nimbus umgibt. Diese herrlichen Torjos legen das beredteste Zeugnis ab von dem gigantischen Befreiungswillen dieser Schöpferkraft aus den ehernen Banden der Konvention und des Pathos. Ja, man könnte sie als Symbol jener längst verunkelten Epoche ansprechen, wo sich der griechische Geist aus der Starre des ägyptischen löste.

Und nun folgt wieder ein Werk unmittelbar aus der Zeit: „Der David.“

Ich sagte bereits, daß ich lange gebraucht habe, um zu diesem Werk in ein persönliches Verhältnis zu gelangen. Mir erschien diese Figur im Vergleich zu dem, was sie aussprechen sollte, zu groß. Dieser jugendliche David stand in seinen körperlichen Dimensionen für mein Empfinden in keinem rechten Verhältnis zum Geistigen, sodaß ich nicht umhin konnte, Scheffler und seiner Bemerkung vom „fleischlichen Naturalismus“ zuzustimmen.

Diese Einstellung jedoch änderte sich wie mit einem Schlage in dem Moment, als sich mir das Rätsel „Michelagnolo“ löste, d. h. als mir das Einzelwerk nicht mehr Einzelwerk, sondern Bestandteil des Ganzen, Rädchen des gesamten Gehäuses geworden war.

In diesem Augenblick wurde „der Gigant“ oder „der David“ für mich plötzlich lebendig und mir ward bewußt, daß diese Figur ja garnicht groß genug sein konnte. Nur in diesen riesenhaften Maßen drückt sie ihr Wesen aus, und dieses Wesen heißt mit einem Wort: Revolution.

Der Riese Michelagnolo war aus dem Dämmerzustande seiner Gigantentorsos erwacht. Frei und ungebunden stand er nun in der Blüte seiner jungmännischen Kraft gleich einem David mit der Schleuder dem Goliath gegenüber. Kampf war die Lösung, Kampf auf Leben und Tod mit einer Weltanschauung, mit einer Kunsttradition, mit einer Gesinnung und einem Kulturbegriff, der als innerlich morsches Gebilde zertrümmert werden mußte. Aus diesem David spricht die ganze revolutionäre Grundstimmung, jener herrliche, prometheische Trotz und glühende Idealismus, jene selbstsichere Gewißheit an die eigene Kraft und an das Gelingen-müssen

der erhabenen Vormürfe und Ziele, wie sie jeder wahrhaft lebendigen Jugend eigen ist. Diese Gestalt ist nichts anderes als der leibhaftige Ausdruck dessen, was Jules Michelet zu Beginn seines großen Werkes über die französische Revolution in jene begeisterten Worte zusammenfaßt:

„Geist der Revolution!“

In ihm ist das Geheimnis aller Zeiten. Wenn Schwäche uns besällt, wenn wir uns selbst zu vergessen scheinen, immer müssen wir uns in ihm suchen, in ihm uns wiederfinden. In ihm bewahrt sich für uns allezeit das tiefste Geheimnis des Lebens, der unverlöschliche Funke.

Die Revolution ist in uns, in unseren Herzen; draußen hat sie kein Denkmal.“

Michelet hat an den „David“ nicht gedacht, das Marsfeld lag ihm näher.

„Das Marsfeld“ so schreibt er „ist das einzige Denkmal, das die Revolution hinterlassen hat. Das Kaiserreich hat seine Säule und außerdem fast für sich allein den Triumphbogen; das Königtum hat seinen Laure und den Invalidendom; die feudale Kirche vom Jahre 1200 thront noch in der Notre-Dame; sogar die Römer haben ihre Thermen des Cäsar. Und die Revolution hat zum Denkmal — — die Leere.

Ihr Denkmal ist dieser Sand, so eben wie der Arabiens. Ein steinerner Grabhügel rechts und ein steinerner Grabhügel links, wie man sie in Gallien errichtete, dunkle und zweifelhafte Zeugen des Gedächtnisses der Helden.

Wie! — Ist nicht der „der“ Held, der den Pont d' Jena baute?

Nein, hier ist einer, der größer, mächtiger, lebendiger ist als jener, — er erfüllt diese unendliche Fläche.

Hier wohnt ein Gott!

Ein heiliger Hauch weht über diese Stätte hin, eine Seele, ein allmächtiger Geist! Und wenn diese Fläche auch trocken ist, wenn dies Gras auch verwelkt ist, eines Tages wird es wieder grünen.

Denn in der Revolution ist die ganze Macht der Idee und als solche nicht zu ertönen.

Niemals kann und wird die Revolution Gewalt gebrauchen, ohne herausgefordert zu sein, sie, die in ihrem Wesen nur der Triumph des Rechtes, die Auferstehung der Gerechtigkeit, den langsamen Gegendruck der Idee gegen die brutale Stärke bedeutet.

Dieser im tiefsten friedliche, wohlwollende Charakter der Revolution erscheint heute paradox. So wenig kennt man ihre Ursprünge, so mißverstanden ist ihre Natur, so sehr ist nach so kurzer Zeit ihre Tradition verdunkelt!“

Aber der wahre Geist der Revolution läßt sich ja nicht verdunkeln! So sehr man ihn auch verzerrt und entstellt, bewußt oder unbewußt, so sehr man ihn auch bekämpft oder unter seinem Namen Mißbrauch treibt, — er wird sein bis an der Welt Ende, weil er der andere Pol des Lebens ist.

Und eben dieser Geist ist im „David“ Gestalt geworden, dieser Geist, ohne den keine Jugend, keine Kultur, keine Religion, kein

Glauben auf Erden wäre. Das ist der Geist, der den „Göz“ und „die Räuber“ durchblutet, der in den Formen und Farben von Rembrandts Selbstbildnis aus dem Jahre 1629 schwingt, der in den „Dämonen“ sich mächtig emporreckt, im „Zarathustra“ aufglimmt und im „Michael Kohlhaas“ mit drohender Gebärde — gleich dem Rembrandtschen „Sinson“ — an die Tore der Verstockten donnert. Wo wäre er nicht, dieser Geist? In allen Großen ist er, die über diese Erde gegangen sind, in allen, die ernsthaft gerungen und gelitten, in allen Don Quixotes und Judas Ischariots, in allen, so noch ein Ziel haben, das jenseits der Sterne ist. Wo dieser Geist nicht ist, da ist der Quell des lebendigen Lebens versiegt, da ist Stillstand und Rückgang und muffig bürgerliche Behaglichkeit.

„Die Zeit ist aus den Fugen; Schmach und Gram,
Daß ich zur Welt, sie einzurenken kam!“

So schreit Shakespeare, der größte und glühendste Revolutionär in die Welt. Und wer da wissen will, wie diese Kraft beschaffen war, welche daran ging, die verrenkte Welt wieder einzurenken, der lese jene unzweideutigen Verse im „Macbeth“ nach, jene Verse, die wie nichts anderes von dieser Flammenseele zeugen:

„Einzieh ich die Entschlossenheit, beginne
Den Doppelsinn des bösen Feinds zu merken,
Der Lüge spricht wie Wahrheit.

Ha! — Ich will fechten,
Bis mir das Fleisch gehackt ist von den Knochen.
Gebt meine Rüstung mir!“

Das ist der „David“.

Also nichts von „fleischlichem Naturalismus“, sondern Urkraft, Element, Idee, konzentrierter Wille, Hochspannung, Trotz, Empörung. Miteins: Der „David“ ist die große Kriegserklärung des Einzelnen, Einzigen gegen den Massengeist der „Renaissance“, er ist die Kriegserklärung gegen seinen Lehrer Ghirlandajo, den er schon als 15jähriger korrigierte, gegen Lionardo und all die andern, welche mit ihrem Ruf jene Zeit erfüllten. Der „David“ ist die große Ich-erklärung des Genies. Wie die Posaune des Engels im „Jüngsten Gericht“, so rief diese Tat alle Geister auf den Plan.

Die aber liefen zusammen und scharten sich, ganz wie auf jenem großen Karton, welchen Michelangelo in St. Onofrio malte.

Vasari schreibt darüber: „In diesem Bilde stellte er eine Menge nackter Gestalten dar, die, sich zur Kühlung im Arno badend, plötzlich infolge eines feindlichen Überfalls den Schlachtruf im Lager ertönen hören.“

Der Schlachtruf aber kam von ihm, von Michelagnolo, und die da badeten, das waren all die großen und kleinen Jünger der Renaissance.

„Und während die Soldaten aus dem Wasser springen, um sich anzukleiden, sieht man sie durch Michelagnolos göttliche Kunst dargestellt, wie sie sich in Eile rüsten, um ihren Gefährten zu Hilfe zu kommen, andere, die sich den Kürass anlegen, andere, die ihre Waffen ergreifen, und eine Menge, die zu Pferde kämpfend die Schlacht beginnen. Unter andern Gestalten war da ein Alter, der einen Eiseukranz auf dem Kopfe trug, um sich Schatten zu geben, an der Erde saß und sich bemühte, die Strümpfe anzuziehen, der es jedoch, weil seine Beine vom Wasser naß waren, nicht zustande brachte, und bei dem Waffenlärm, dem Schreien der Krieger und Wirbeln der Trommeln mit großer Hast und Gewalt einen Strumpf anzog. Alle Muskeln und Nerven des Körpers waren angespannt und der Mund in einer Weise verzerrt, daß er damit deutlich ausdrückte, wie er litt und sich bis zur Fußspitze anstrengte. Man sah Trommler und Soldaten, die mit zusammengerafften Kleidern nackt dem Kampfe zueilten.“

Ja, das ist das Zusammenlaufen der Viel-zu-Vielen, das Sich-zusammenballen der Fliegen des Marktes, wenn es gilt, den Großen zu Fall zu bringen.

Aber der Kampf ist kurz, denn schon im „Genius des Sieges“ kniet derselbe David auf dem Rücken des bezwungenen Feindes. Die reine, keusche Nacktheit triumphiert über die halbverhüllten, unkeuschen Nuditäten der Renaissance, d. h. mit andern Worten, die gottnahe Kunst, die Kunst als unbeflecktes, reines Element hat abgeseigt über den Geist der Lüge, über die Kunst der Inferioren.

Doch Michelangelo hat keine Zeit. Er ruht sich auf den Vorbeern nicht aus. So wie der Sieger dieser Gruppe nicht auf den Bezwungenen, sondern schon wieder ins Weite, aufs nächste blickt, so bezeichnend ist es, daß dieses Werk unvollendet blieb. Und wie alle Muskeln und Sehnen dieses Jünglings gestrafft sind, wie er zur Wendung und zum Sprung bereit — drauf und dran ist, wie ein Pfeil gleichsam aufs nächste loszuschießen, so folgt bei Michelagnolo nunmehr ein Triumph dem andern, ganz wie Shakespeare, nachdem er sich selbst und seinen Zeitgeist überwunden, ein Werk neben das andere setzt, ohne daß man sagen könnte, eins wäre schwächer als das andere.

Und was von nun an aus des großen Meisters Hand kommt, das hat nichts mehr zu tun mit dem, was hier unten die Gemüter bewegt. Die Geschichte und ihre Gestalten sind ihm Mittel geworden, um das auszudrücken, was an Ideen in ihm nach Form und Wesenhaftigkeit drängt:

„Es kann ein größter Künstler nichts ersinnen,
Was unter seiner Fläche nicht ein Marmor
In sich enthielt, doch nur die Hand, die ganz
Dem Geist gehorcht, erreicht das Bild im Steine.“ *)

*) Die angeführten Verse sind den von Henry Thode in deutscher Übersetzung herausgegebenen Gedichten Michelagnolos entnommen.

Der Tag und die Nacht, der Morgen und der Abend, Mann und Weib, — in eins: Die Polarität der Schöpfung in S. Lorenzos neuer Sakristei über den Grabmälern der Medici.

Der „Christus“ in S. Maria sopra Minerva. — Welcher Rhythmus, welche Seele, welches Leben aus diesem Körper klingt, den eine blöde Prüderie mit dem goldenen Schurz um die Lenden mehr verunstaltete als mit der bronzenen Sandale, welche man ihm gegen die Kniee der Gläubigen anzog. Michelagnolo jedenfalls stellte ihn nackt dar, nackt wie den Christus des „Jüngsten Gerichts“ in der Sixtina.

Der Sieg des Todes und zugleich der Triumph des Lebens über ihn in der unendlich erhabenen „Pieta“ im Petersdome. Kein verzerrender Schmerz stört das jungfräulich-mütterliche Antlitz der Madonna, weiß sie doch, daß der, welcher jetzt tot auf ihren Knien liegt, nur vollendet hat um des ewigen Lebens willen.

Und dann Gott Vater selbst drüben in S. Pietro in Vincoli! — Man sagt, es sei der Prophet „Moses“, auch Michelagnolo hat ihn so genannt. Aber wie denn! Hätte er sagen sollen, sagen können, daß er Gott Vater schaffe? „Du sollst dir kein Bildnis noch Gleichnis schaffen“ . . . folglich — mußte er schweigen und die Deutungen überlassen, welche Augen haben zu sehen, — auch auf die Gefahr hin, von Kunstbananen und ähnlichen Hohlköpfen mißdeutet zu werden.

Und was da alles für Unsinn geredet und geschrieben wird! „Ein Mensch wie ein wütender Auerochse (!) sitzt da, dessen bloßer Anblick erzittern macht; in dessen Gestalt aber auch ein gewisser „fleischlicher Naturalismus“ (?) und eine ganz unantike (?) , ganz „renaisanceliche Indiskretion“ (?) ist; es wirkt dieses stürmische (!), technisch allzu wohlgeglättete (?) Bildwerk entschieden wie eine Art von monumentalisiertem Selbstbildnis (!)“

In diesem Satze z. B. ist fast jedes einzelne Wort eine Phrase. Und wenn es an sich auch völlig gleichgültig ist, ob der glückliche Vater eines solchen Gebildes sich bei seiner Geburt etwas denkt oder nicht, im Interesse der Allgemeinheit erscheint es jedoch notwendig, gegen solchen ästhetisierenden Unfug zu protestieren; denn einmal gibt es tatsächlich noch Menschen, die sich den Kopf über diese „gelehrt“ klingenden Wendungen zerbrechen, und das ist schade, und 2. richten sie so viel Verwirrung unter den Laien an, daß ein ernsthaft Ringender Mühe hat, durch diesen kitschigen Wust zur Wesenhaftigkeit des Meisters durchzudringen.

Wenn man durchaus von einem „monumentalisierten Selbstbildnis“ Michelagnolos reden will, so kommt lediglich der „David“ in Frage. Der Moses aber ist Gott Vater selbst. Gewiß, man kann in ihm genau so einen „wütenden Auerochsen“ wie im Bear des 4. und 5. Akts den kindisch und schwachsinzig gewordenen Tapergreis sehn. Warum nicht? Schließlich läßt sich ja auch aus dem „Idioten“ mit Leichtigkeit ein hysterischer Epileptiker formulieren.

Ja ja! — wozu die Kunst nicht alles herhalten muß! Der eine sagt „Moses“, der andere „Ochse“ und der dritte „Gott Vater“ und — jeder glaubt Recht zu haben!

Ich habe einen ganzen Nachmittag vor diesem Bildwerk zugebracht, obgleich ich es bereits bis in alle Einzelheiten kannte. Aber je länger man vor dem Originale sitzt, umso fester werden die Bande und umso stärker die magische Kraft, mit welcher es uns in seine Sphäre zieht. Und diese Sphäre wiederum, in der wir uns hier befinden, gleicht aufs Haar jener eigentümlichen Grundstimmung, die uns beherrscht, wenn wir mit brennenden Fibern z. B. das unerbittlich waltende Schicksal im „Richard III.“ verfolgen, oder wenn Bankos Geist dem Macbeth erscheint. Es ist, als ob Michelagnolo just den Moment erfaßt habe, wo diese Gestalt im Begriff steht, aus der innerlich bewegtesten und angespanntesten Ruhestellung heraus in jene majestätisch-ruhende Bewegtheit überzugehen, wie sie uns in der Sixtina bei der Schaffung Adams in Gott Vater vor Augen tritt.

„Bergönnt bisweilen, Herr, mir Deine Gnade,
 Daß jener Eifer, der mit Trost und Mut
 Die Seele stärkt, das Herz in Blut versetze,
 Da ich aus eig'ner Kraft ja nichts vermag, —
 Das wär' die Stunde himmelwärts zu eilen,
 Denn langes Leben schwächt den guten Willen.“

Hat Michelagnolo allein durch diese Werke bereits alles ausgesprochen, was auszusprechen ist, so bleibt er uns die Antwort auch auf untergeordnete Fragen nicht schuldig. Denn fragen wir ihn z. B. nach der Politik, nach der Staatsform und ihrer — seiner Meinung nach — besten Lösung, so antwortet er kurz und bündig: „Brutus.“

Fragen wir ihn nach der bürgerlichen Gesellschaft und deren Wert oder Unwert, so verweist er uns auf seinen „Simson und der Philister.“

Fragen wir ihn nach dem Wesen der sogenannten „Aesthetik“, so deutet er lächelnd auf sein „Faun“.

Das ist Michelagnolo, der Bildhauer, von dem es heißt, er sei „vor allem Maler“ gewesen.

Ja, ja: —

„Wer will was Lebendigs erkennen und beschreiben,
 Sucht erst den Geist herauszutreiben,
 Dann hat er die Teile in seiner Hand,
 Fehlt, leider! nur das geistige Band.
 Im Ganzen — haltet euch an Worte!
 Dann geht ihr durch die sichere Pforte
 Zum Tempel der Gewißheit ein.“

Dieser Gelehrtenstreit, ob Michelangelo vor allem Maler oder Bildhauer gewesen sei, ist ebenso töricht und unsinnig, als wenn ich die Frage aufwerfen würde, was von beiden wichtiger sei, das „Ja“ oder das „Nein,“. Michelagnolo war beides, mußte beides sein, um sich restlos äußern zu können, er mußte den Meißel ebenso führen

können wie den Pinsel, mußte ebenso Herr sein des Steins wie der Farbe. Denn Michelagnolo war — genau wie Shakespeare als Lyriker und Dramatiker — der Mensch der Polarität. Das konservative und revolutionäre Element, die Antike und die Gotik, naiver Glauben und dämonischer Unglauben, Mystik und Realismus, Ruhe und Bewegung waren zur Einheit in ihm verschmolzen. Michelagnolo gehört zu jenen wenigen Meistern, deren Leben und Wirken — ganz wie in der Vollendung bei Christus — das Paradox ist.

„Als Leitstern des Berufs, der mir bestimmt
Ward mir verliehn bei der Geburt die Schönheit,
Für beide Künste Leuchte mir und Spiegel.
Wer anders glaubt, ergibt sich falscher Meinung,
Es trägt nur sie das Aug' zu jenen Höhen,
Nach denen malend ich und meißelnd strebe.“

Welches Motiv, oder besser gesagt, welcher innere Zwang veranlaßte ihn nun dazu, die Decke der Sixtina und ihre Altarwand mit jener farbigen Symphonie zu beschreiben? Aus welchem Grunde vertauschte er den Meißel mit dem Pinsel? Was machte den Bildhauer zum Maler?

Man pflegt zu sagen, Michelagnolo sei ein zu bewegter Geist gewesen, ihm habe die Geduld, zu beendigen, gefehlt und — „in der Rastlosigkeit des immer wieder neu sich abwandelnden (?) Gefühls (?)“ suchte er „die höhere Ruhe zu finden“.

Natürlich war er ein bewegter Geist, nebst Shakespeare vielleicht der bewegteste, sofern man in dieser Sphäre überhaupt derartige Unterschiede machen darf und kann. Aber daß ihm dabei die Geduld, zu beendigen, gefehlt habe, istbarer Unsinn. Denn ob das Juliusgrab fertig geworden ist oder nicht, ist ja doch gänzlich gleichgültig, ebenso gleichgültig, ob eine Arbeit mehr oder weniger als Torso zurückblieb. Ja, ich habe bereits gezeigt, wie wesentlich und — im Sinne dieses Gesamtlebens — geradezu notwendig es war, daß einige seiner Werke Torfos blieben. Es ist mir unbegreiflich, wie man überhaupt auf eine solche Erklärung verfallen kann bei einem Menschen, der doch wahrlich — wie kaum ein anderer — eine fast übermenschliche Probe seiner Geduld und Fähigkeit abgelegt hat. Oder gehört da keine Geduld und Ausdauer zu, zehn ganze Jahre seines Lebens auf einem Brettergerüst zu verbringen und über sich — mit erhobenen Armen also und rückwärts geneigtem Kopf — eine riesige Fläche zu bemalen? Und wem das noch nicht genügt, der besuche das Atelier dieses Meisters und durchblättere seine Studien- und Skizzensammlungen.

In der Sixtinischen Kapelle .

„Schon hat mir einen Kropf gemacht die Mühljal,
Wie ihn das Wasser macht lombard'schen Razen,
Gewaltsam nähert sich dem Kinn der Bauch.
Gen Himmel hebt der Bart sich, auf dem Rücken

Fühl ich den Schädel, zieh' harpyenartig
 Die Brust herein, und auf dem Antlitz tropfend
 Malt mir ein buntes Paviment der Pinsel.
 Die Lenden sind bis in den Leib gedrängt,
 Dem Kreuz hält das Gefäß das Gleichgewicht,
 Auf's Ungefähr, den Fuß nicht sehend, schreit ich.
 Verlängert sich die Haut mir vorn am Leibe,
 Zusammenschrumpft vor Biegen sie mir hinten:
 So bin gespannt ich wie ein syr'scher Bogen."

Was aber ist das erst für ein Unsinn (ganz zu schweigen übrigens von dem: „sich abwandelnden Gefühl“, das im günstigsten Falle ein Kaffeeliterat begreift!), wenn da von der Suche nach einer . . . „höheren Ruhe“ gesprochen wird. Notabene entlarvt ein einziges solches Wort die ganze Schimmerlosigkeit von der europäischen Künstlerseele. Trotzdem aber wagt man, über Kunst und Kultur Werturteile zu fällen!

Im Gegenteil! — was Michelagnolo elementar zur Malerei trieb, das war — im Gegensatz zum Wesen der Plastik — die Bewegung. Ich sagte bereits, daß er in seiner Person gewissermaßen eine Polarität darstellt, eine Einheit, welche zwei entgegengesetzte, in Wechselbeziehung zueinander stehende Kräfte besitzt. Jeder Mensch ist mehr oder weniger eine Polarität. Bei Michelagnolo tritt diese Eigenschaft fast in der höchsten Potenz auf, weswegen das Ringen in ihm auch so permanent und elementar ist.

Zeigt sich nun diese Polarität bereits in seiner Plastik, indem auf der einen Seite — wir denken an den Apoll, auch der David gehört dazu — ausgesprochen antikalische, auf der andern — wir denken an die „Beweinung Christi“ — ganz gotische Werte entstanden sind, so tritt sie am sichtbarsten in seiner Zweiteilung zwischen Malerei und Plastik in Erscheinung.

Gleichwie allenthalben bei Shakespeare Szenen der Liebe, Gnade und Versöhnung unmittelbar auf Szenen wildmütigsten Hasses, grausamster Rache und Teufelei stoßen oder wie Dostojewski in jenem unerhört erhabenen Abschnitt der „Dämonen“ Geburt und Tod, Leben und Sterben in Eins faßt, weil es ihn trieb, beiden Ausdruck zu geben, eben weil die Sehnsucht nach beiden in ihm war, so drängt es Michelagnolo abwechselnd zur Plastik und Malerei.

Es ist etwas Unerhörtes, diese Sixtina, — man möchte sie am liebsten zu einem der sieben Weltwunder zählen, obgleich, wenn man vor die Frage gestellt wird, was es nun eigentlich ist, das uns so hinreißt, man die Antwort schuldig bleiben muß. Denn ganz im Gegensatz zu all den Werken der plastischen Kunst, welche — wenn wir die Augen schließen — einen deutlichen, in sich geschlossenen und scharf unrrissenen, einheitlichen, man könnte sagen abstrakter Eindruck hinterlassen haben, ist es hier eigentlich lediglich „die“ Bewegung und nichts weiter. Jenes „panta rhei“ über dem delphischen Tempel könnte man als Motto auch über den Eingang zur Sixtinischen Kapelle setzen.

Michelagnolo befindet sich eben — das steht als wesentlicher Eindruck sofort im Vordergrunde — der Malerei, als Kunstproblem, gegenüber in einem ganz und gar eigenen, ungewöhnlichen Verhältnis. Was von Lessings „Laokoon“ an über den „fruchtbaren, transitorischen Augenblick“ geschrieben und philosophiert worden ist, das hat Michelagnolo aufs gründlichste widerlegt. Hier gibt es keinen fixierten Augenblick, denn hier ist alles Bewegung, Sukzession, Folge. Was hier an Decke und Altarwand steht, das läßt sich durch nichts konformer ausdrücken als durch das Paradox: Farbige Musik. Musik und Malerei berühren, ja durchdringen sich hier aufs innigste, oder anders ausgedrückt: Das musikalische Element tut sich hier durch die Farbe kund.

Gewiß, — die ganze Decke ist eingeteilt und jeder Teil wieder ein Bild für sich, also ein „fixierter, fruchtbarer Augenblick“: Die Schaffung Adams, der Sündenfall, Noahs Dankopfer, die Sintflut und all die Einzelgestalten von Propheten und Sibyllen, welche die Zwischenräume füllen. Aber alle diese Einzelheiten sind doch nur Glieder einer Kette, Töne, die zusammengenommen erst das Ganze machen. So wie sich, sagen wir aus dem dritten Konzert von Beethoven, nicht ein paar beliebige Takte herausnehmen und gesondert betrachten lassen, so geht es auch nicht an, diese Decke in ihre Einzelheiten zu zergliedern. Sie ist vielmehr ein Ganzes und kann nur als solches in rechter Weise empföhlt werden.

Trotzdem ich kurzzeitig bin und meinen Klemmer gleich eingangs unserer Reise auf die Erde hatte fallen und in Atome zersplittern lassen, habe ich diesen Mangel in der Sixtina nicht einen Moment bedauert. Ja, ich muß gestehen, daß es mir wie im Theater erging, wo ich meine Kurzsichtigkeit stets als eine Art Wohlthat empfinde. Aber da gibt es Menschen, die mit Opernguckern hinausschauen, andere mit Spiegeln, die man sich in der Garderobe leihen kann. Ich begreife das nicht.

Und was für die Decke gilt, das gilt in vielleicht noch ausgeprägterem Maße für die Altarwand; denn hier tritt das Motiv: „Bewegung“ noch weit plastischer in Erscheinung. Immer und immer wieder von neuem setzt unser Auge links unten an, hebt Steine weg von des Grabes Tür und reckt sich schlafumfängen aufwärts mit allen den Leibern, welche die Posaunen des Jüngsten Tages wecken. Wie im Traum ist es uns. Schon sinkt die Erde unter uns und im Strom gehts empor — höher und höher.

Und dann der Christus!

Mein Gott, was gibt es herrlicheres in der Kunst als diese Gestalt! Unsere Augen feuchten sich und in uns ist ein Hochgefühl, das uns fast den Atem benimmt und unsere Schläfe hörbar klopfen macht.

„Nur du bist Samen frommer, keuscher Werke,
Die, ausgestreut von dir nur, sich entfalten;
Aus eigener Kraft dir folgen, wer vermöcht' es,
Wenn du ihm deinen heiligen Weg nicht weist.“

Und wie es auf der andern Seite dann hinunterstürzt, wie die Weiber der Verfluchten kopfüber in die Tiefe fallen, — — —

und schon steigen sie wieder hinauf, immer und immer wieder im Kreise hinauf und hinunter.

Allerdings, — leider Gottes sei es geklagt — in einer Beziehung steht der Eindruck dieser Altarwand doch wesentlich hinter dem der Decke zurück, und zwar deswegen, weil dieses Werk des großen Meisters in geradezu unverantwortlicher Weise verpfuscht worden ist. Der Brüderie der Päpste und Kardinäle nämlich und einem unkeuschen Schamgefühl haben wir es zu verdanken, daß all die Hauptgestalten (Christus, Maria, Eva etc.) von Stuben- und Dekorationsmalern in der unanständigsten Weise . . . „angezogen“ worden sind. — Weiß der Himmel, daß es auch in den Gefilden der Seligen Kleiderschränke und Konsektionshäuser geben muß!

Diese grünen und roten, blauen und gelben Gewänder vernichten die Harmonie des ganzen Bildes. Es sind durch sie Farbenkomplexe hineingekommen, welche im Hinblick auf das Ganze wie falsche Accorde wirken. Außerdem kann ich mich des Eindrucks nicht verschließen, daß der ganze Himmel, also der Hintergrund des Bildes, späterhin, vielleicht von denselben Pfüschern, übermalt worden ist. Diese tiefdunkle, geschlossene, licht und luftlose Fläche riecht nach Anstrich. Sie könnte von jedem beliebigen Stubenmaler angepinselt worden sein. So kommt es, daß bei aller Größe und Erhabenheit dieses Werkes (dort, wo es original ist) der Gesamteindruck gestört wird, und das am meisten, wenn unser Blick zwischen der Decke und dem Altargemälde hin- und hergleitet. Denn während unser Auge ohne irgendwelchen Anstoß entzückt über die Decke streicht, zuckt es jedesmal unwillkürlich zusammen, wenn es dann wieder auf das „Jüngste Gericht“ fällt. Hier ist weniger vom Weihrauch, umso mehr aber von Menschen gesündigt worden.

Und nun noch eins, ehe wir die Sixtine verlassen:

Neun Bilder weist die Decke auf, vier nach der einen, vier nach der andern Seite und eins in der Mitte, und — dieses Mittelbild stellt die Schöpfung des Weibes dar.

Was soll das? Warum gerade die Schöpfung des Weibes? Warum nicht Adams? Ist das Weib die Krone? — Denn daß es sich hier nicht um einen Zufall oder um bloße Willkür handeln kann, dürfte jedermann klar sein.

Die Antwort liegt auf der Hand, wir brauchen nur an jene große Parallele, an Shakespeares Werk zu denken. Cordelia, Portzia, Miranda und wie sie alle heißen, — auch hier steht das Weib als die Krone der Schöpfung überall im Mittelpunkt. Sie ist der Ausdruck der Gnade und Liebe, der Keuschheit und Reinheit, Wahrheit und — Schönheit.

Schönheit, — ja! — die Geburt der Schönheit, die Geburt der Venus im Mittelpunkt der Sixtinischen Decke!

Was aber ist ihm die e Schönheit, dieser Beariff, der für die Meisten nur existiert zur Befriedigung eines rein egoistischen Trie-

bes? Was war ihm Schönheit, — Schönheit schlechtthin, nach welcher dunkel und verworren alle Welt irgendwie strebt?

Wir müssen uns — im allgemeinen gesprochen — völlig umschalten, müssen alle angeborenen und anerzogenen Begriffe der Art aus uns entfernen, wenn wir begreifen wollen, was die Größten der Großen unter Schönheit verstanden.

Kunst und Schönheit, — man hat sich daran gewöhnt, diese beiden Begriffe fast zu identifizieren. „Die Kunst soll das Schöne darstellen,“ heißt es, damit unser Lustgefühl erregt wird, — also: — Egoismus reinsten Sorte. Jeder Aesthet ist ein Egoist, und — je ästhetischer, umso krasser. Schönheit in diesem Sinne ist nichts anderes als geistige Erotik und jede diesbezügliche Kunst eine — Prostituierte, welche in ihrer vollendetsten und verführerischsten Gestalt auftritt in jener Schönheitsformel der griechischen Dekadence. In dieses Schubfach gehört jede anverwandte Kunstbetätigung bis auf den heutigen Tag. Und es nützt alles nichts, ob wir wollen oder nicht, — sofern wir uns allgemein verständlich machen wollen, müssen wir die Begriffe so gebrauchen, wie sie allgemein angewandt werden. Kunst in diesem Sinne ist aufs innigste verbunden mit Lieblichkeit, Anmut, Sentimentalität, Grazie, Rhythmus, Sauberkeit, Pathos, Effekt, Virtuosität, Zartgefühl, Stimmung, Träumerei usw. Und was im allgemeinen als „schön“ gelten will, das muß in irgend einer Weise den wesentlich sexuellen Forderungen vorgenannter Begriffe gerecht werden.

Zwischen diesem Schönheitsbegriff und jenem andern, welcher der eigentliche ist, liegen ganze Welten und unüberbrückbare Räume.

Diese andere, wahre Schönheit nämlich und die nach ihr strebende Kunst tritt in einer wesentlich anderen Gemeinschaft auf. So untrennbar die Afterkunst gebunden ist an das — im weitesten Sinne natürlich — egoistisch-sexuelle, so ist diese nicht gesondert zu denken vom altruistisch-religiösen. Schönheit in diesem Sinne kann durchaus jene allgemeinen Schönheitsgesetze auf gröblichste verletzen, und sie tut es auch, trotzdem aber bleibt sie sich stets selbst getreu. Und die Kunst, welche dieser obersten Schönheit dient, ist Gottesdienst, ist Hingabe, Reinheit, Größe, Hilfsbereitschaft, Glauben und — Tat.

Kurz also: Schönheit und Schönheit ist zweierlei, insofern der irdisch-erotischen die transzendent-religiöse diametral gegenübersteht.

Diese Wesensverschiedenheit zeigt sich am offenbarsten in der Kunst. Ich will nur auf zwei Momente hinweisen:

Armut und Elend, Hunger und Not kommen für die Kunst der irdisch-erotischer Schönheit nur insoweit in Frage, als das alles zusammengenommen das egoistisch-ästhetische Sicherheitsgefühl nicht verletzt. Man sieht sich gewiß ganz gern einmal einen Bettler an, aber bitte — nur bühnenmäßig. Man muß das Gefühl haben, daß jene Lumpen und Flicken auf dem Anzuge gleichsam nur Maskerade sind. Wirkliche Armut, Not und Verzweiflung ist bei dieser Schönheitsbestimmung verpöht, weil sie — im Fall einer Grenz-

überchreitung — das egoistisch-ästhetische Wohl- und Behaglichkeitsgefühl aus seiner Ruhelage aufstört.

Für die transzendent-religiöse Schönheit existiert eine solche Grenze nicht nur nicht, sondern sie lockt und sucht, um gerade jene Ausgewiesenen, Ausgeschlossenen, jene „Erniedrigten und Beleidigten“, jene Armen und Ärmsten, Zöllner und Sünder an sich heranzuziehen.

Das andere Moment ist das der Häßlichkeit und alles damit Verwandte.

In beschränktem Maße ist dem Häßlichen der Zutritt auch gestattet in die Gefilde der irdisch-erotischen Schönheit, jedoch nur in der Gestalt der Karikatur und ähnlichem, wenn es die Lachmuskeln reizt. Denn durch das Lachen wird der Ernst der Häßlichkeit, welche wiederum das egoistisch-ästhetische Wohlbehagen stört, überwunden.

Die transzendent-religiöse Schönheit dagegen sucht gerade auch im Häßlichen die — Wahrheit und — jenen göttlichen Funken, der auch noch im Verworfensten lebendig ist. Ich verweise nur auf Dostojewskis „Aus einem Totenhaus“.

Beide — wenn ich so sagen darf — Schönheitskomplexe nun nahmen „das Weib“ für sich als Symbol in Anspruch, ein Faktum, welches wie kein anderes befähigt ist, die Begriffe zu verwirren.

Aber Weib und Weib ist eben auch zweierlei: Eine „Rebecka West“ ist noch lange keine „Hermione Perdita“ und eine „Nora“ noch lange keine „Soffa“. Zwischen Strindbergs „Alice“ und Kleists „Natalie“ ist der Abstand weiter als zwischen Himmel und Hölle.

Es erübrigt sich m. E., das eben Gesagte noch einmal speziell auf unsern Fall, auf Michelagnolo zu projizieren. Nur auf eins will ich noch hinweisen, auf die tiefe Bedeutung nämlich, welche darin liegt, daß im Mittelpunkt der Decke die Schöpfung Evas und im Mittelpunkt jenes gewaltigen Altargemäldes Christus steht. Kunst, Schönheit und Religion, — das ist der große, erhabene Dreiklang, welcher die Sixtina durchflutet und welcher uns diese Bilderschrift zur Offenbarung macht.

„Steht mit dem Schöpfer voll das Werk in Einklang,
Wie kann Gerechtigkeit der Schuld mich zeihn,
Wenn, lieberglüht, ich jedes edle Wesen
Verehr' als Abbild göttlicher Idee?“

Und nun fliegen unsere Gedanken wieder nach Florenz und wir treten ein in jenes Haus, das — nun in ein Museum verwandelt — einst diesem Geistesgewaltigen Herberge und Heim war.

In Michelagnolos Haus unter dem Bilde eines Skelettes.

„Euch sag ich, die der Welt ihr preisgegeben,
Zugleich den Leib, die Seele und den Geist: —
Nur dieser dunkle Sarg ist euer Teil.“

Und noch einmal zieht das Riesenwerk dieses Giganten an uns vorbei: Eine große Menge von Skizzen, Zeichnungen und raschen Entwürfen deutet auf das Gewordene und führt uns an ihren Ursprung. Hier formte sich zum ersten Male in seinen Umrissen die „Pietà“, dort tritt aus dem weißen Nebel des Papiers eine jener „Sibyllen“ oder „Propheten“ der Sixtinischen Decke hervor. Blätter sind da mit Händen in allen nur möglichen Haltungen und Verkürzungen, Augen und Nasen in den mannigfachsten Formen, anatomische Zeichnungen, Skelettstudien an Mensch und Tier, Enthäutete, deren Muskulatur bis ins Einzelne aufgezeichnet ist usw. usw.

Aber nicht nur das: Besonders in einem der Zimmer könnte man meinen, in der Wohnung eines Technikers, Mathematikers oder Baumeisters zu sein. Da hängen lange Reihen von Blättern, auf welche Gebälke mit Lineal und Zirkel konstruiert sind. Hier wird der Druck einer Säule auf das Fundament, dort der senkrechte und wagerechte Druck einer Wölbung auf ihre tragenden Wände berechnet. Flächen werden aufgelöst und theoretisch auf ihre Tragfähigkeit geprüft usw. usw., bis dann schließlich am Ende einer besonderen Reihe die Peterskuppel aus einem Gewirr von Linien, Kreisen und Kurven entsteigt.

Und dem gegenüber, — Michelagnolo der — Festungsbaumeister und Ballistiker! Ganze forifikatorische Anlagen mit Schußfeldgrenzen, mit toten und bestrichenen Räumen, mit Gräben und Wällen, Lünetten und Bastionen und was der Dinge mehr sind. Das Erstaunlichste aber ist, mit welchem Eifer auch diese Studien betrieben worden sind. Sie erwecken in der That ganz den Eindruck, als seien sie aus der Hand eines Spezialisten hervorgegangen.

Man spricht so gerne von der immensen Vielseitigkeit Goethes, der nichts Adäquates an die Seite zu stellen sei. Mir kommt dieser Ausspruch immer so wie eine Art von erweitertem Lokalpatriotismus vor, welcher gerade vor dem Hintergrunde Michelagnolo in all seiner Einseitigkeit deutlich zutage tritt.

Und dann sind wir endlich nach der gotischen S. Croce gegangen.

Gleich hinter dem ersten Altar im rechten Seitenschiff erhebt sich Michel Agnolo's Grabmal, nicht weit von dem Macchiavellis. Ich weiß eigentlich nicht, warum man ihn noch heute dort liegen läßt. Die dritte Fläche der Medici-Kapelle ist ja doch noch frei, sogar seine Madonna steht schon da. Sollte dieser Platz für den größten Sohn Italiens nicht würdiger sein?

Doch ich will die Betrachtung dieses Geistesfürsten nicht mit einer Kritik beschließen. Einen Kranz von Immortellen will ich an seinem Grabe niederlegen, in den ich meinen Dank hineinsplechte für das, was er mir war und sein wird. Und sollte auch die Stunde kommen, wo ich mich von ihm lösen muß, — ich weiß es nicht, aber wer kann wissen, welche Götter er noch alle entthronen muß? — dann will ich doch stets mit Achtung und Ehrfurcht seiner gedenken als eines Menschen, den wir mit Stolz den unsern nennen können.

Venedig

Diesmal zeigte sich jener unvergleichliche paradiesische Landstrich zwischen Florenz und Pistoia, welchen wir auf unserer Fahrt im ersten duffigen Morgenlicht durchfuhren, in strahlender Sonne. Diese ganze Gegend mit ihren malerischen Ortschaften, ihren farbigen Häusern inmitten uralter Koniferen, mit ihren Weinbergen und Obstanlagen, ihren geschwungenen Cypressenalleen und alten Schlössern scheint mir der Inbegriff jener uralten Sehnsucht zu sein, welche den Nordländer nach Italien treibt. Dieses Land, ich sagte es wohl bereits, ist wie ein Traum so schön, und wenn ich einem Italienreisenden, der Zeit hat, einen wohlgemeinten Rat geben darf, dann ist es der, in Pistoia den Zug zu verlassen und die Strecke bis Florenz zu durchwandern.

Die Durchquerung des Apennin nun zwischen Pistoria und Bologna ist ein Meisterwerk der Technik, auf das jeder mitreisende Italiener mit Stolz hinweist. Fast 2 Stunden lang fährt man ununterbrochen durch Tunnels. Der italienische Steinarbeiter und Unterminierer hat sich beinahe hier selbst noch übertrumpft. Das Gebirge selbst ist massiv, ich möchte sagen knotig und erweckt den Eindruck eines Walles, der das toskanische Land nach Osten zu schützt.

Nach Überwindung der Passhöhe geht es bis Bologna immer am Ufer der reißenden Reno entlang, dessen unverhältnismäßig breites Bett auf die launischen Tücken dieses echten Bergstromes hindeutet.

Von Bologna an veränderte sich der Charakter des Landes zum dritten Male. Weite ebene Flächen weisen darauf hin, daß hier die eigentliche Kornkammer Italiens liegt. In dieser fruchtbaren, einst den Meeresboden bildenden Tiefebene wächst der Reis, und die langen parzellierten Streifen zeugen von dem Wert jedes Quadratmeters. Wenn nicht die Pinie und Cypresse, der Maulbeerbaum und das italienische Haus wären, könnte man meinen, durch das üppige Friesland zu fahren.

Ferrara kommt dann, die Stadt der Geste, und Erinnerungen tauchen auf an Lucrezia Borgia, die schöne Schlange, an Ariost, Tizian und Torquato Tasso, an jenes Dreigestirn unter Alfons I. und II.

Der Haupteindruck dieser Reise aber war ein kleines, an sich völlig unbedeutendes Erlebnis, welches mir jedoch um vieles wertvoller, als manches andere, weshalb man im allgemeinen nach Ital.

fährt. Ja, ich gestehe offen, daß ich diesen Eindruck ohne weiteres jedem andern, ja selbst dem größten, an Wert gleichstelle, auch auf die Gefahr hin, mich dadurch bei dem ein oder andern Leser in ein merkwürdiges Licht zu setzen. Denn schließlich ist es ja auch durchaus verständlich, wenn man den Kopf schüttelt über einen Menschen, der etwas gänzlich Gleichgültiges, etwas, das die Meisten vielleicht übersehen, oder mindestens umgehend vergessen hätten, mit solcher Wichtigkeit behandelt. Aber ich bin nun einmal der Meinung, daß das wahrhaft Bedeutende im äußerlich Unbedeutenden zu suchen ist und daß das Wunder uns dort entgegentritt, wo es von der Menge übersehen wird. Ein Wunder aber geschieht immer dann, wenn sich uns plötzlich in einem Menschen der göttliche Funken offenbart. Bei Menschen in besonderen Stellungen, bei „hohen Tieren“, wie man zu sagen pflegt und bei allen denen, welche so im Geschäftsleben stehen, daß ihre Seele sich in eine Art von Rechenmaschine verwandelte, muß man mindestens Methusalems Alter erreichen, ehe man auf eine solche Offenbarung stößt. Diese Menschen sind wandelnde Leichen, Tiere, in deren Augen statt des lebendigen Feuers nur noch die Bier flackert nach des Nächsten Haus und Hof, Hab und Gut und Weib. Es sind die Ausgestoßenen und Verdammten, denen das Zeichen Gottes auf der Stirn langsam verschwand. Ihre Zahl aber ist wie der Sand am Meer.

Torheit nun wäre es, dort zu suchen, wo das Nichts ist, wo wir von vornherein wissen, daß wir nichts finden können, eben weil nichts da ist. Ueberhaupt bin ich der Meinung, daß das bewußte Suchen wenig Zweck hat, da jedes Wunder im Verborgenen geschieht. Wer blind geworden ist, (und das sind, Gott sei's geklagt, die Meisten), der wird es nie finden, so sehr er auch sucht und wenn es auch vor seinen Augen geschieht.

Doch nun zur Sache! — Ich muß vorausschicken, daß alle Plätze unseres Abteils von Florenz an besetzt waren. Außer uns befand sich noch ein deutsches Ehepaar im Abteil. Die andern Mitreisenden waren Italiener. Dieses deutsche Ehepaar, welches uns gegenüber saß, machte einen durchaus angenehmen und sympathischen Eindruck. Seltsamerweise stimmten die beiden auch im Alter, in der Größe und im allgemeinen Gebahren mit uns überein, so daß wir uns von vornherein zu ihnen, wie zu Gleichgesinnten, hingezogen fühlten. Trotzdem kam eine Annäherung zwischen uns nicht zustande. Abgesehen von wesenlosen Formalitäten hielten sich beide Teile reserviert, obgleich ich überzeugt bin, daß auch drüben — genau wie bei uns — der Wunsch zur Anknüpfung menschlicher Beziehungen vorhanden war. Denn schließlich, — ist es nicht eigentlich skandalös, daß man Wälle errichtet, wo man weiß, daß man dieselbe Muttersprache spricht, — noch dazu im Ausland? Aber eben das Mißtrauen und all die unseligen Erfahrungen, die uns tagaus, tagein lehren, in jedem andern, sei's mer's sei, zunächst einmal den Feind zu sehen so lange, bis er das Gegenteil von sich bewiesen hat! Rede mir keiner von Solidaritätsgefühl unter Stammesbrüdern! Es gibt keine nationale Solidarität. Es gibt nur

eine Solidarität der Gesellschaftsklassen und — ein Solidaritätsgefühl unter . . . Menschen! Bei beiden tritt die sogenannte Nationalitätenfrage nicht im geringsten in Erscheinung. Die Stammesgemeinschaft, also das nationale Element hatte ja auch die Kluft zwischen uns nicht zu überbrücken vermocht. Wir saßen uns fremd gegenüber, weil wir uns nicht verständigen wollten, fremd wie den Italienern, mit denen wir uns nicht verständigen konnten. Der Abstand zwischen Mensch und Mensch war hier wie da derselbe.

In Padua nun wurde der Platz neben der Frau des Deutschen frei. Er wurde jedoch sofort wieder belegt von einer jungen Frau aus einfachen, wenig bemittelten Verhältnissen. Sie war denkbar einfach gekleidet und machte den Eindruck, als wenn sie von früh auf an harte Arbeit gewöhnt war. Ich mußte mir unwillkürlich ihre Wohnung vorstellen mit ihrer, für solche Naturen typisch spartanischen, auf das Zweckmäßige zugeschnittene, darum aber schönen Einrichtung. Die Hauptsache in dieser Wohnung aber war die Sauberkeit, Ordnung und Liebe, mit der jeder Gegenstand behandelt wurde; denn Unordnung und Schmutz konnten sie sich nicht leisten. Zum Ergänzen fehlten vorläufig noch die Mittel, darum mußte zusammengehalten und geschont werden was da war. Ihr Mann war vielleicht ein kleiner Beamter, — vielleicht war er auch so etwas wie Vorarbeiter, der mit seinem Verdienst in dieser Sklavenhalterzeit gerade zur Not seine Familie über Wasser halten konnte. Daß seine Frau so zusammenhielt, was sie sich bei der Hochzeit angeschafft hatten, erleichterte seine Aufgabe erheblich. Ihr Gesicht hatte bei aller Entschiedenheit und Klarheit etwas ausgesprochen Weiches, Mütterliches, ja ich möchte fast sagen Kindliches. Ich konnte mir sie ebenso gut vorstellen als eine Kriegswitwe mit einem Häuflein Kinder, die — ganz auf sich gestellt — mit unbeugsamer Energie sich durchringt, wie auch als junge Frau, die — in kindlichem Vertrauen auf ihren Mann — alle brutalen Realitäten dieses mörderlichen Daseins von sich schiebt und mit ganzer Hingabe und absolutem Glauben sich dem Schutz und der Führung ihres Mannes überläßt.

Diese Frau trug ein etwa 1½ bis 2jähriges Kind im Arm, ein Mädchen, das in Tücher gehüllt war. Die Kleine schlief. Ihr Köpfchen mit den heißgeschlafenen, roten Backchen ruhte schwer auf dem Arm der Mutter, während das dralle rechte Nermchen frei herunterhing und willenlos bei jedem Schritt der Mutter hin und her pendelte. Ich bin überzeugt, daß die meisten diesen neuen Zuwachs unseres Abteils mit geteilten Gefühlen begrüßten, denn das Leben eines Kindes besteht ja doch nicht allein aus Schlafen. Ob und an nämlich pflegt die kleine Gesellschaft auch wach zu werden und dann soll es vorkommen, besonders in der Eisenbahn und bei ähnlichen Gelegenheiten, daß für die Anwesenden nicht gerade beschauliche Momente entstehen. Auch in lautes Weinen und Schreien soll so ein Kind mitunter ausbrechen können und . . . dadurch die — hohen Gedankenflüge der Erwachsenen stören. Jedenfalls empfinden die Meisten das Rindergeschrei störend und schlagen daher das Kind, trotzdem es noch lange nicht erwiesen ist, ob nicht ein solcher

Ausbruch der Leides oder Schmerzes tiefer und reiner, gewichtiger und größer ist als all die wunderwollen Gedankenflüge und Weisheiten, auf welche der Erwachsene so maßlos eitel ist.

In aller Demut und Bescheidenheit setzte sich diese Frau also auf den freigewordenen Platz, ängstlich darauf bedacht, daß die Kleine nicht erwache. Sie nahm das Vermögen hoch, steckte es behutsam unter das Einschlagetuch, strich der Kleinen die — übrigens hellblonden — Locken aus der runden Kinderstirn und wuschte ihr vorsichtig mit einem weißen Tuch über das wie im Traume leise lächelnde Gesichtchen. Dann schob sie die linke wieder unter die untere Hälfte dieser kleinen Mumie und verharrte in dieser Stellung mit einer Geduld und Aufopferung, wie man sie in der Tat nur bei solchen Frauen antrifft.

Gleichmütig und voller Ergebenheit, dabei aber auch gleichzeitig voll inneren Glücksgefühls und edlem Stolz saß sie da wie gemeißelt. Nur ab und an sah sie mit einem innigen Lächeln auf ihr schlafendes Kind herunter.

Und die Kleine schlief und schlief. Langsam und gleichmäßig hob und senkte sich die kleine Brust unter der braunen Hülle und immer mehr sank das Köpfchen unter dem Rattern des Zuges über den Arm der Mutter hinaus nach rückwärts. Aber nichts störte sie, auch nicht, wenn infolge eines stärkeren Ratterns oder Schaukelns das Köpfchen unsanft verschoben wurde.

Als die Mutter diese unbequeme Lage bemerkte, rückte sie behutsam das Kind wieder zurecht und saß dann wieder wie zuvor.

Das geschah so mehrere Male. Auch die Tücher verschoben sich und machten ein erneutes Einwickeln erforderlich, wobei die Kleine unbedingt aus ihrer Lage gebracht werden mußte. Aber selbst das störte sie nicht. Trotzdem die Mutter sie bald auf die rechte, bald auf die linke Seite legte und die Tücher wieder in Ordnung brachte, schlief sie wie ein kleiner Engel unentwegt weiter.

Nun geschah es, daß dieses Tragen doch über die Kräfte dieser Frau ging. Sie legte den Körper des Kindes auf ihren Schoß und indem sie den rechten Arm durch den linken ablöste, streckte sie den freigewordenen nach vorn wie einer, der das Blut in einem, wie man sagt, eingeschlafenen Gliede wieder kreisen machen will.

Diese eine kleine Bewegung gewahrten sofort die anwesenden beiden Frauen, und jede bewarb sich darum, dieser Mutter ihr Kind abzunehmen.

Die aber wollte nicht. Je mehr man in sie drang, umso entschiedener weigerte sich. Später stellte sich heraus, daß bereits die dritte Windel naß geworden war, weil die Mutter das Kind nicht hatten wecken wollen. Deshalb also mochte sie die Kleine nicht in andere Arme geben.

Da nun wir sowohl wie das andere Ehepaar nur unvollkommen das Italienische beherrschten, war es schwer, sich mit dieser Frau zu verständigen, umso mehr, als es sich hier um Spezialausdrücke und -wörter handelte, auf die wir nicht geeicht waren. Endlich aber hatten wir doch so weit begriffen, um was es sich handelte und obgleich die Frau des Deutschen sich trotzdem immer noch die

erdenklichste Mühe gab, das Kind zu bekommen, blieb die Mutter stricke bei ihrer Weigerung.

Als nun die Frau des Deutschen sah, daß dieser Mutter mit solchem Angebot nicht zu helfen war, drängte sie, kurz entschlossen, ihren Mann in die äußerste Ecke und schaffte so einen freien, wenn auch kleinen Platz zwischen sich und jener Frau. Dann nahm sie ihr das Kind ab und legte es auf die Polsterung so zwar, daß das Köpfchen der Kleinen auf ihrem Schoße lag.

Die Mutter atmete auf. In ihrem Blick lag eine unendliche Dankbarkeit, und mit einem stillen Lächeln auf ihr schlafendes Kind lehnte sie sich müde in das Polster zurück.

Dieser kleine, unbedeutende Vorfall aber hatte wie mit einem Schlage alle Grenzen und Wälle niedergerissen. Ein Kind hatte all die lästigen Zäune und unwürdigen Reserviertheiten überwunden, es hatte ein Band geschlungen um alle Menschen, ganz gleich welcher Nation, es hatte die Zungen gelöst und die Ohren geöffnet, so daß das lebendige, das menschliche Wort ungehindert von einem zum andern konnte.

Das Seltsamste aber geschah doch erst, als wir in Mestre einliefen.

Kurz vorher nämlich fing die Italienerin auf einmal, wie einer plötzlichen Eingebung folgend, an, in ihrer Tasche zu suchen, in welche sie die Bindeln und manches andere gepackt hatte. Sie suchte und wühlte, kehrte das unterste zu oberst, bis sie endlich gefunden hatte, was sie wollte. Es war ein kleines Paketchen in weißem Papier, das sorgfältig verschnürt war. Mit einer hastigen Bewegung entfernte sie das Band, riß das Papier herunter und reichte der Frau des Deutschen eine kleine bronzene Figur hin.

„Madonna da Bologna“ sagte sie mit bittender Stimme und neigte dabei ihren Kopf, als wollte sie die Figur noch einmal küssen. „Nehmen Sie — bitte, nehmen Sie!“

Es lag eine solche feierliche, inständige, ja ich möchte fast sagen dringende Bitte in dieser Stimme, daß jeder Widerstand von vornherein in sich zusammenbrechen mußte.

Mit zitternden, erschrockenen Händen ergriff die Frau des Deutschen die Figur, welche eine bronzene Nachbildung der heiligen Madonna aus Bologna darstellte, — es war ein Moment, wo man den Atem Gottes spürte.

„Madonna da Bologna . . . Madonna da Bologna“ sagte die Frau noch ein paar Mal, während sie ihr Bündel zusammenpackte. Und dann hielt der Zug in Mestre.

Ein noch junger Mann erwartete Frau und Kind auf dem Bahnsteig, und im Trubel der Menschen, die nach dem Ausgange zu strebten, verschwand auch diese Frau, welche ihre Madonna verschenkt hatte für — eine Tat ganz selbstverständlicher Hilfsbereitschaft.

Ich aber sann ihr nach, schüttelte den Kopf und sagte mir in Gedanken immer wieder: „Großer Gott, eine Madonna für solch eine Kleinigkeit!“

Indessen war es Nacht geworden, und das sollte so sein, denn von meinem ersten Besuche dieser eigenartigen Stadt her mußte ich, daß man unbedingt bei Nacht ankommen muß, wenn der erste Eindruck unsere hoch gespannten Erwartungen befriedigen soll. Und wenn ich auch selbst für derartige Zinesen nicht mehr in Frage kam, ja wenn es mir persönlich vielleicht auch lieber gewesen wäre, der Abwechslung halber nun auch mal bei Tage in Venedig einzutreffen, so hatte ich doch die angenehme Aufgabe, meiner Frau diese Stadt zum ersten Male zeigen zu können, eine Aufgabe also, hinter welcher nur gar zu gern alle selbstischen Wünsche zurücktraten. Außerdem kam mir ja so wie so der Vorteil zugute, den Eindruck Venedigs diesmal gewissermassen doppelt beobachten zu können, nämlich bei einem Menschen, welcher das erste und bei einem andern, welcher bereits zum zweiten Male diese Inselstadt besucht.

Und mir scheint, als liege gerade darin das Hauptmoment. Denn daß ich's nur gleich offen und unumwunden eingestehe: Ein egoistischer Globetrotter (und welcher Globetrotter wäre kein Egoist?) sollte Venedig nur ein Mal besuchen. Beim zweiten Male verliert es; der eigenartige Klang, welcher in dieses Wort gewoben ist, verliert seinen romantischen Reiz und das Bild, welches wir noch von unserem ersten Besuche in uns tragen, bekommt störende Härten. Und um das bei der Gelegenheit auch noch gleich mit zu sagen: Was uns bei einem zweiten Besuch gleich eingangs am meisten ernüchtert, das ist das Theater, was dem Fremden hier dauernd vorgemacht wird. Vor lauter Kulissen und Draperien kommt man nur schwer zum Echten, und selbst das ist nicht frei von der Pose.

Venedig ist die Stadt für Hochzeitspäirchen und Romantiker. Man darf noch nicht gar zu viel vom Leben kennen, man muß noch Augen haben, welche sich vom Schein gefangen nehmen lassen, um ungestört den ganzen Zauber dieser Stadt in sich aufnehmen zu können. Für Hochzeitspäirchen ist sie geradezu „das“ Ideal, weil ihr ganzes Wesen darauf gestellt ist, das schlimmste aller Schreckgespenste für Liebende, das der Ernüchterung, zu bannen. Venedig hat Vorkehrungen über Vorkehrungen getroffen, um jede Abkühlung der Gefühle sofort in Bahnen neuer Erregung hinüberzuleiten. Man trinkt hier eigentlich nie ganz aus, d. h. man befindet sich dauernd in jenem eigenartigen Uebergangszustande, wo der Wein in unserem Blute zu prickeln beginnt.

Es gibt ein Bild, welches man als Symbol dieser städtischen Wesensart ansprechen könnte, ich meine Giorgione-Tizians: „Venus.“ Diese duftigen, halb wachen, halb geträumten, im Rhythmus der flutenden und verebbenden Gefühle schwingenden Bilder und Vorstellungen des sich selbst liebenden Weibes, dieses . . . „Nie-ganz-heran“ und „Immer-wieder-gleiten“, das Sich-selbst-gefallen schließlich und die lächelnde Lust an der eigenen Schönheit, — das ist das moderne Venedig.

Über die Stadt hat noch ein zweites Gesicht, das Gesicht ihrer

Vergangenheit, das freilich nicht so offen für jeden daliegt wie Giorgiones „Venus,“ ich meine Verrocchios „Colleone.“

In diesen beiden Kunstwerken steckt ganz Venedig, das gegenwärtige und das vergangene, und ich muß es meinem geneigten Leser schon überlassen, sich bei der folgenden Schilderung der Einzelheiten für eins der beiden Symbole zu entscheiden und die Erscheinungen in die richtige Rubrik einzuordnen. —

Wenn wir nicht eben erst auf der endlos langen, mehr als 3½ Kilometer zählenden Brücke über die Lagunen gefahren wären, würden wir eher annehmen, in Mailand, Brüssel oder meinethalben auch in Warschau als in Venedig auszusteigen. Dieser Bahnhof hat durchaus dasselbe Air wie jeder andere. Wenn man will, kann man sich ebenso einbilden im Bahnhof Zoo, wie im gare du Nord zu sein. Das ist zunächst die erste Enttäuschung.

Die zweite besteht darin, daß die Menschen hier ganz genau so aussehen wie wo anders: Gepäckträger, Reisende, Hoteldiener, einige Vereinzelte aus dem ersten, eine weit erheblichere Portion aus dem zweiten, die große Menge aber aus dem . . . troisième état. Auf Arbeiter, und noch dazu in solchen Massen hat man hier natürlich am allerwenigsten gerechnet. Als wir dem Ausgange zustrebten, hörte ich hinter mir einen leise vor sich hin singen. Wie! — war das nicht . . .? Ich blieb einen Moment stehen und ließ den Menschen an mir vorbeigehen. Richtig, — es war, wie ich verstanden hatte: Ganz leise, trotzdem aber für diesen faszierten Staat noch lange nicht vorsichtig genug, sang dieser Mann:

. . . „Aux armes, citoyens! Formez vos bataillons!
Marchons, marchons!
Qu'un sang impur abreuve nos sillons! . . .“

Es war mir also bestimmt, diesmal unter den Klängen der Marsellaise in die dynastische Republik Venedig einzuziehen, ein Zeichen also dafür, daß sich mir diese Stadt wesentlich anders diesmal zeigen würde als bei meinem ersten Besuch, wo ich mich kritiklos von ihr hatte einsparen lassen.

Aber das muß man diesem eigenartigen Stadtgebilde doch lassen: Der erste Eindruck, wenn man aus der Bahnhofshalle heraus tritt, bleibt überraschend und bezaubernd. Der breite von langen Gondeln belebte Kanal, das Rufen der Gondoliere und das dumpfe Aufschlagen der Gondeln auf die dunkle Fläche, die Häuser gradüber mit ihren Portalen ans Wasser gebaut und die zitternden Lichter, welche aus den Fenstern auf die lebendige Straße fallen, die kein Fuß betritt, — das alles wirkt geradezu märchenhaft und bezaubernd. Man muß unwillkürlich an jene üppigen, glut- und wundererfüllten Erzählungen Schahrazads aus den „Tausend und ein Nacht“ denken, und ein monnevolleres abenteuerfüchtiges Gefühl überkommt uns, weil wir der festen Meinung sind, nun unbedingt etwas Außergewöhnliches erleben zu müssen.

Und dann sitzen wir, lang in die schwellenden Polster der Gondel gelehnt und gleiten über die Fläche. „Chike Sache!“ ruft

neben uns jemand; es ist der Deutsche aus unserem Abteil mit seiner Frau. „Das mache ich morgen stundenlang“, — und die Schnäbel unserer Gondeln mit ihren messingnen Abzeichen berühren sich wie zum Kuß. Doch das währt nur einen Augenblick. Der Gondoliere versteht sein Handwerk wie der Berliner Chauffeur das seine. Haarscharf gleiten die Gondeln aneinander vorbei und schon trennt uns wieder die dunkle Fläche. Es ist wie im Leben, auf dessen ewig bewegter Fläche jeder seine Straße dahingleitet, jeder für sich, wie eine Gondel, die nur ab und an im Vorbeiziehen flüchtig eine andere streift. Und . . .

„Meine Seele, ein Saitenspiel,
Sang sich, unsichtbar berührt,
Heimlich ein Gondellied dazu,
Zitternd vor hunder Seligkeit.
— Hörte Jemand ihr zu? . . .“

Durch schmale Kanäle gehts jetzt, an hohen Mauern vorbei, über die üppige Gewächse wuchern und in graziösen Ranken herunterfallen, an malerischen Häusern, deren Wände geheimnisvoll das Wasser bespült, an alten Portalen mit ihren bemalten Pfählen, daran die befestigte Privatgondel sich im Schläse wiegt, unter gewölbten Brücken hindurch und so immer weiter, daß man bald jede Richtung verliert und glaubt im Labyrinth des Minos zu sein. Das Wunderbarste aber ist, daß wir darüber alles andere restlos vergessen. Wir erleben den Augenblick wie einen unbeschreiblich schönen Traum; und haben nur den einen Wunsch, nicht geweckt zu werden. Eine solche nächtliche Fahrt durch Venedig gleicht bis zum Jota subscriptum dem Leben derer, die sich — immer mehr instinktiv und gefühlsmäßig, als bewußt — treiben lassen und die doch ihr Ziel ebenso erreichen wie die andern. Vornehmlich aber sind es alle intuitiven Künstlernaturen, welche so leben und die nur schaffen können aus diesem unbewußten, gerade darum aber so eminent klaren Dämmerzustande heraus.

Vor 12 Jahren war ich um dieselbe Zeit dieselbe Strecke durchfahren. Wie! . . . vor 12 Jahren? War es nicht gestern erst, oder vorgestern? Doch nein, es ist ja doch wohl schon sehr sehr lange her, . . . vielleicht gar 50, vielleicht auch schon 100 Jahre . . . wer weiß:

„Hundert Jahre sind wenig,
Hundert Jahre sind viel,
Leben und Sterben
Ist einzig der Menschen viel . . .“

Und ich dachte der seelischen Schwingungen von damals, dachte an das Mailänder deutsche Konsulat mit seinem echtpreußischen Bureaukraten, der mich zwei ganze Tage lang hungern ließ, obgleich ihm meine Legitimationen hätte genügen müssen, bis ich dann kurzerhand ohne einen Heller mich im feudalsten Hotel einquartierte und in „lacrimae Christi“ meinen Aerger versenkte. An

Lionardos „Abendmahl“ dachte ich, an den Sonnenuntergang vom Castellaccio und Genuas monumentale Paläste, an die schwarzen Falter am Fuß des Brévent und die steile Wand am Mont Blanc, welche dem Lebensmüden durchaus nicht zuwillen sein wollte. An den Auferstandenen mußte ich denken, wie er mir erschienen war dort oben in den starren Einsamkeiten des Mer de Glace, an das Gewitter in Montreux und an die betäubend duftende Akazienallee nach Chillon hinaus. Pfiui Teufel ja, — und dann kam St. Cloud und das impertinente Gesicht jenes Herrn „Fleuris“ tauchte wieder auf — jüst in dem Moment, wo er mir mit frecher Vertraulichkeit ins Ohr flüsterte: „Lassen Sie nur mich machen. Wir sind da scheinbar in die Finger eines abgebrühten, internationalen Falschspielers gefallen.“ Wir hatten bereits 4 Pullen Heidzick mit Pilsisch aus Weißbieregläsern getrunken und die beiden Gauer mußten, daß ich mich beim Militärattaché nicht gemeldet hatte. Richtig ja, und dann den Absynth noch in der „braiserie universelle“ neben der großen Oper und . . . Jeanette das Kind, in der „grotte merveilleuse.“

„Bist du gern hier?“

„Ich weiß nicht.“

„Willst du nicht lieber hinaus?“

Sie zuckte die Achseln und sah mich an, als begreife sie nicht, wie ich so töricht fragen könnte.

Und dann tanzten wir wieder auf dem Smyrnateppich und ich trat ihr dabei mit meinen staubigen Reifestiefeln auf das nackte Füßchen, . . . arme Jeanette! Wenn sie gemußt hätte, wie ich sie enttäuschen würde, hätte sie mich vielleicht einen Bären genannt und mich stehen lassen. So aber lächelte sie nur unter Schmerzen und tanzte weiter. Aber sie bekam ja bezahlt, was ich ihr schuldig gewesen wäre, wenn — — —, und das war ja doch wohl die Hauptsache. — So?! — war das wirklich die Hauptsache? — Die 100 Fr. strich ja doch sowieso „Madame Girard“ ein und — — auch wenn Jeanette sie bekommen hätte, wer weiß, ob ihr in dem Falle überhaupt am Gelde gelegen gewesen wäre. Und nun bekam sie weder das eine, noch das andere . . . arme Jeanette!

Doch wo hin ich denn da? — Der Ruf unseres Gondolieres läßt mich auffahren aus meinen Träumen und wir legen an.

Am nächsten Morgen war unser erster Gang natürlich auf den Markusplatz. Der Campanile, welcher damals — nach dem Einsturz — noch im Bau war, ist jetzt fertig und reckt sich gleich einer riesigen Zahnenstange in den Himmel. Eine so ungeheuerliche Kombination der diametralsten Gegenätze, wie sie dieser Markusplatz aufweist, gibt es wohl kaum ein zweites Mal auf der Welt.

Allein schon die riesige Fläche dieses Platzes in einer Stadt, wo es sich um jeden Quadratmeter Land handelt, ist verblüffend. Man traut seinen Augen nicht und kann nicht begreifen, wie eine „res publica“ es geschehen lassen konnte, daß hier zugunsten ganz weniger „königlicher Kaufleute“ eine solche unerhörte Verschwendung auf Kosten der Armen und Vermögenden getrieben wurde. Man muß in jenen Vierteln und Stadtteilen gewesen und herumgelo-

chen sein, um zu begreifen, welchen geradezu unverantwortlichen Luxus man sich in diesem Plaze leistete. Man muß durch jene unzählbaren Bänke gegangen sein, welche 3. L. so schmal sind, daß man bequem hüben und drüben gleichzeitig mit beiden Ellenbogen an die einschassenden Hauswände stößt, wo die Luft — von den diverssten Gerüchen und Ausdünstungen geschwängert — sich einem wie ein Alp auf die Brust legt, wo es nach kleinen Kindern, stockiger Wäsche, Kaninchen und in Fäulnis übergegangenen Abfallhaufen stinkt, wo Menschen dicht gedrängt wie Seringe schlafen und Kanäle ihre Ekel erregenden Dünste verbreiten, wo man's bei geschlossenen Fenstern und Türen nicht aushält und man deshalb gezwungen ist, Tuberkel- und sonstige Bazillen ungehindert hereinzulassen, wo die Sonne nur des Mittags keimtötend hereinscheint und Ratten in dem fauligem Wasser sich von neugeborenen Kinderleichen mästen, wo Kinder das ganze Jahr hindurch weder Baum noch Strauch sehen und jeder von andern als eine überflüssige Last empfindet, wo es aber trotzdem von Kindern wimmelt, die bei der menschenunwürdigen Raumbeschränkung notgedrungen Zeugen werden müssen nicht nur von elterlichen Begattungsakten, — das wäre noch nichtmal das Schlimmste, — sondern auch von allen Lastern und geheimen Sünden, von allen Bosheiten und brünstigen Leidenschaften der Erwachsenen, — an all das und so vieles andere, was uns die Haare sträuben macht, müssen wir denken, wenn wir den tiefsten Sinn des Markusplatzes mit seiner christlich-haidnischen Renommierkirche erfassen wollen.

Gewiß, — der Aesthet, welcher sich durch derartiges nicht gern belästigen läßt, hat auch hiersür „seine“ Erklärung, indem er meint, die Republik habe diesen geschaffen, um ihren Bürgern Gelegenheit zu geben, sich frei ergehen zu können. Aber man sehe sich doch nur einmal die Leute an, welche sich des Abends gelegentlich der Serenade oder des großen Konzerts hier „ergehen.“ Und glaubt man wirklich, daß die Zusammensetzung dieser Lustwandelnenden je groß anders gewesen ist als heute, wo der wohlhabende oder sagen wir bloß besitzende Mittelstand hier herumflaniert? Jene Vielzuvielen in jenen Schlupfwinkeln haben dazu weder Zeit noch Lust, ganz abgesehen davon, daß ihre traditionelle Scheu vor den „Vornehmen“ sie davon abhält, sich auf den Piazza S. Marco zu wagen. Was den Tauben erlaubt ist, das ist dem Proletarier noch lange nicht gestattet. Und um wie viel mehr wird dieser Klassenunterschied erst in Erscheinung getreten sein damals, als diese kaufmännische Republik in ihrer Blüte stand und Gebäude errichtete, welche fast an die Zeiten der Cäsaren erinnern.

Es gibt in der Tat — von Außen gesehen — kaum etwas renommiistischeres als die Markuskirche. Das ist Parvenustil allerübelster Sorte. Alles was dieser typische Raub- und Eroberungsstaat durch Kriege, hinterhältige Verträge und geschäftliche Machenschaften an kostbaren Steinen usw. an sich bringen konnte, das verwandte er, sofern es im Ueberschuß vorhanden war, auf diese Kirche. Ihr äußeres Gepräge wiederholt sich im Innern noch einmal in konzentrierter Form in der sogenannten „Pala d'Oro“.

jener silbervergoldeten Schmelzarbeit am Altar, die über und über mit den kostbarsten und wertvollsten Edelsteinen und Juwelen bedeckt ist. Welche Not ließe sich lindern, welches Elend und welche Sorge aus der Welt schaffen, wenn nur ein Zehntel, ach — ein Zwanzigstel dieser Steine veräußert und ihr Erlös sinngemäß verwandt würde. Anstatt dessen fristen sie hier im Dunkeln hinter hohen Bittern ihr klägliches Dasein, — Gefangene des Kapitals. denen „Wohltun und Mitzuteilen“ aufs strengste verboten ist. Und das in einer sogenannten christlichen Kirche, deren Prophet gesagt haben soll: „Wahrlich, ich sage euch, ein Reicher wird schwerlich ins Himmelreich kommen. Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes kommt.“

Woher diese Kirche ist ja auch gar keine christliche, wengleich sie den Namen eines Apostels trägt, dessen Gebeine unter dem Hochaltar ruhen sollen. Drei Flaggenstangen aus Zedernholz davor, einst Standartenträger der drei unterworfenen Königreiche Cypern, Candia und Morea, bilden den Vortrupp. Dann folgt die Kirche gleich einem riesigen Triumphwagen des Kapitals mit ihren bunten Mosaiken auf leuchtendem Goldgrund. Nicht zufällig setzt sich dieser Kolloß aus allen erdenklichen Stilarten zusammen, und es liegt eine tiefe Bedeutung nicht nur darin, daß griechische, orientalische und gotische Elemente hier zusammengeschweißt sind, sondern vor allem auch in dem bronzevergoldeten Biergespann, welches der Doge Enrico Dandolo als Wahrzeichen über das Hauptportal setzen ließ. Ich kann mir sehr wohl diese ganze Kirche als Attrappe auf Räder gesetzt denken, bei einem Karneval z. B. Vertreter aus allen Völkern der Erde in ihren Nationaltrachten müßten als Zugtiere vorgespannt sein wie weiland die Juden in Aegypten die Steinkolosse ihrer Zwingherren durch den Wüstenand ziehen mußten. Vor dem mittelsten Bogen, direkt über dem Hauptportal und unterhalb des Biergespanns müßte der Kutscher stehen, jener Gewaltige mit der langen Peitsche, in dessen eiserner Linken die Zügel all dieser Zugtiere zusammenlaufen. Der Gesichtsausdruck dieses Gewaltigen vom Typ Jigger-Rotschild . . . hat sich durch die Jahrtausende hindurch nicht geändert. Nur den Namen hat er gewechselt und die Nation, welche ihn stellte. Heute tritt er allerdings nicht mehr als Einzelperson, sondern als sogenanntes „Konfortium“ auf, als Vertreter eines sogenannten Trustgebildes, das sich — je nach der Sachlage — bald national, bald international gebärdet. Und ganz oben endlich, anstelle der Mittelkuppel, da thront „Er“, der Fürst dieser Welt, der Unnahbare und Allmächtige, vor dem sich alle Götter beugen, selbst — der Gott der Christenheit.

Das ist der Markusdom, über dessen Stilarten sich die prominentesten Geister in dickleibigen Bänden verbreiten.

Das Innere dieses Tempels trägt seine eigentliche Wesensart nicht so offenkundig und unverhüllt zur Schau. Man könnte sagen: Hier ist der wahre Charakter durch eine mystische-Aesthetik geschickt kaschiert. Trotzdem dominiert auch hier das Gold, nur daß es in den geheimnisvollen, schattenblauen Gewölben nicht so frech und gleißend hervortritt. Und all die goldbeschlagenen Wände und

Bölbungen, all die kostbaren Mabafter-, Porphyr- u. Marmorjäu-
 len ruhen auf einem mosaiknen Estrich, der uns in seiner heutigen
 Form sofort die Erklärung für den einstigen immensen Reichtum
 dieser städtischen Republik an die Hand gibt. Beherrscherin der
 Meere unter der Flagge eines brutalkapitalistischen Christentums,
 — davon sprechen die Wellen des Meeres, welche dieser gewellte
 steinerne Fußboden aufgefangan und in sich als Wahrzeichen ver-
 ewigt zu haben scheint. Diese Estrichwellen sind das große Geheim-
 nis jener unbefiegliehen Macht, welche da oben — außerhalb — auf
 dem pomphaften Throne der Mittelkuppel dahinfährt. Darin liegt
 das große Geheimnis der kapitalistischen Machtpolitik aller Völker
 und Nationen, daß sie verstehen, sich das Meer zu eigen zu machen.
 Troja (die goldene! Pforte) ward zerstört und die es zerstörten
 traten die Erbschaft des Orients an. Auf Griechenland aber folgte
 Karthago, und auf Karthago Rom, auf Rom Byzanz und auf By-
 zanz Venedig, bis dann von Genua, beziehungsweise von Spanien
 aus der Machtmenscht der alten Welt auf die neue hinübersprang.
 Und so immer weiter und weiter in immer rascherer, mit der Ra-
 pidität der fortschreitenden Zivilisation und Technik schritthalten-
 den Folge bis zu jenem Moment, wo das kosmopolitische England
 das Steuer der Weltgeschichte in die Hand bekam. Alle kontinenten
 Völker werden, solange noch das Meer als ausschlaggebende Ver-
 kehrsader zwischen den Erdteilen in Frage kommt, im Vergleich zu
 den maritimen stets eine untergeordnete Rolle spielen, eine Helo-
 tenrolle, welche manchmal bar, meistens jedoch mit blauem Dunst
 bezahlt wird. Und ob das Meer je seine Bedeutung als Verkehrs-
 ader zugunsten der Luft verlieren wird? Oder ob jemals ein Fak-
 tor auftreten wird, welcher der kapitalistischen Machtpolitik das
 Genick brechen wird? Das ist eigentlich nur „die“ Frage, — alles
 übrige Schall und Rauch und ewige Wiederholung. Wenn der römi-
 sche Mensch heute wieder erstünde, der Mensch vor fast 2000 Jah-
 ren, ich meine einer, der wahrhaft ein „Mensch war, — ich bin
 überzeugt, er würde schon am Abend des ersten Tages gähnen und
 sagen: „So! . . . also weiter seid ihr noch nicht! — Nun dann kann
 ich mich ja getrost weitere 2000 Jahre zur Ruhe legen.“

Und in 2- oder 4tausend Jahren? Wird dann endlich der Mo-
 ment gekommen sein, wo es heißen wird:

„Was gibt es Neues?“ —

„Nichts, außer

Daß die Welt ehrlich geworden ist.“ —

„So steht der Jüngste Tag bevor.“

Doch wir leben noch, unser Dasein ist noch nicht abgerollt und
 so treten wir denn wieder heraus auf den Platz und wenden uns
 nach links, dem canale grande zu.

Der Dogenpalast mit seinem graziös-gotischen Unterbau und
 der darauf gesetzten trotzigen Festungsmauer grenzt bezeichnender-
 weise unmittelbar an die Staatskirche. Der ganze kolossale Block
 hat etwas unglaublich Selbstbewußtes, Imperatorisches. Hier re-

sidierten Cäsaren, allerdings unter einer ständigen gewissen Kontrolle der gesetzgeberischen Geldaristokratie. Eine „res publica“ war dieses staatliche Gebilde ebenso wenig wie unsere heutige deutsche Republik, die ja auch bloß ein albernes Mäntelchen ist, mit dem nur die Wenigsten und nicht gerade Besten etwas Vorteilhaftes anzufangen wissen.

Und von diesem Palast wieder führt die bekannte Seufzerbrücke über einen schmalen Kanal direkt in den Kerker. Also alles zusammen eine Flucht: Kirche, Residenz, Kerker, — wer Ohren hat zu hören, der höre! „Entweder, lieber Freund, du bist für mich, — dann gehst du am besten in die Kirche, welche ich dir für dein „Seelenheil“ zurecht machte, — oder aber, bist du gegen mich, dann wirst du ins Verließ gebracht.“ Zuchthaus und Kirche, das sind von jeher die beiden ständigen Begleiterscheinungen des Kapitals gewesen.

Wir sind dann durch das Innere des Palastes gegangen und haben in einem der geschnitzten Ratsstühle des großen Sitzungssaales gesessen, in welchem Shakespeares Shylok die große Anklage-Rede gegen die kapitalistische Sklavenshalterei sprechen läßt.

„Welch Urtheil soll ich scheun, tu ich kein Unrecht?“

Darin liegt! In diesen wenig Worten ist alles gesagt. Denn der Teufel, der hier zu Worte kommt, ist gleichzeitig auch der Teufel der modernen Welt. Dieser Teufel nämlich tut kein Unrecht; so viel Gemeinheiten und Schändlichkeiten er auch begeht, er wird stets und ständig den Schein des Rechts wahren. Das Recht ist die mörderische, furchtbare Waffe der Halsabschneider und ihr Versteck. Suche einem Teufel an den Kragen zu gehen und du wirst stets das Recht auf seiner Seite finden.

Ihr aber, so fährt Shylok, der Jude, fort, ihr obersten Halsabschneider wollt mich verurtheilen, weil ich nur im kleinen tue, was ihr im großen betreibt?!

„Ihr habt viel feiler Sklaven unter euch,
Die ihr wie eure Esel, Hund und Maultier'
In sklavischem, verworfnen Dienst gebraucht,
Weil ihr sie kauftet. Sag ich nun zu euch:
Laßt sie doch frei, vermählt sie euren Erben;
Was plagt ihr sie mit Lasten? laßt ihr Bett
So weich als eures sein, laßt ihren Gaum
Mit eben solchen Speisen. — Ihr antwortet:
Die Sklaven sind ja unser; und so geb' ich
Zur Antwort: das Pfund Fleisch, das ich verlange,
(Am Herzen dieses würdigen Kaufmanns auszuschniden)
Ist teu'r gekauft, ist mein und ich will's haben.
Kommt nun zum Spruch; bei meiner Seele schwör ich,
Daß keines Menschen Zunge über mich
Gewalt hat! — Ich steh hier auf meinem Schein!“

In diesen letzten Worten liegt die ganze Brutalität und Gewissenlosigkeit, die ganze satanische Schlausheit und billbische Spitzfindigkeit nicht nur des modernen Halsabschneiders und rou-

tinierten Geschäftsmannes, sondern ebenso die des ganzen Systems, das in den oberen Zehntausend als Musterbeispiel vorgelebt wird.

Aber vergessen wir nicht. Diese Bestien in Menschengestalt hatten auch Töchter und eine davon z. B. hieß . . . Desdemona, welche alle Vorurteile, alle Klassen- und Rassenunterschiede übersprang und in keuscher Liebe dem hochadligen Mohren folgte. Ihr feiner, echt weiblicher Instinkt sagte ihr, wo noch Mannesadel und Herzensreinheit zu finden war in einer Welt, über deren männliche Vertreter sie sehr wohl Bescheid mußte:

„Ich will des Todes sein, tät ich solch Unrecht.

Much um die ganze Welt. —

Nein, Männer sind nicht Götter:

Wir müssen nicht des Bräutigams zarte Rücksicht

Von ihnen fordern.“

So zart und zurückhaltend drückt sich Jagos Frau, Emilia, nicht aus, denn sie ist hart und scharf geworden in einer Ehe mit einem solchen „geschäftigen Schuft und aalglatten Schurken, der sich „die infamsten Lügen ausdenkt, um sich Aemter und Reichtum zu fischen.“ —

Wir haben dann lange in der Sala del Maggior Consiglio vor Tintoretto's berühmten „Paradies“ gefessen, freilich ohne uns daran erwärmen zu können. Wenn man auch zugeben muß, daß das Problem gleichsam, ein Wolkenmassiv mit samt der durchbrechenden Sonne durch lauter menschliche Körper darzustellen, in hervorragender Weise gelöst ist, so bedeutet dieses 22 Meter breite und 7 Meter hohe Kolossalgemälde doch nur ein Virtuosenstück, das als barocke Glanzleistung allerdings kaum seines gleichen haben dürfte.

Alles in allem jedoch ist die Besichtigung der Räume des Dogenpalastes mehr eine honette Höflichkeitsformel gegen den Venezianer als eine zwingende Notwendigkeit. Man sieht sich schnell satt an solchen fürstlichen Innenarchitekturen, die im großen und ganzen wenig von einander abweichen. Säle und wieder Säle und immer einer kostbarer als der andere, und wenn man am Ende die Augen schließt, dann bleibt eigentlich nichts anderes übrig, als ein wirres Durcheinander von vergoldeten Schnörkeln, von Stuckquirlanden um allegorische Geschmacklosigkeit und Selbstbeweihräucherungen, von spiegelnden Parkettböden u. a. m.

Durch den kostbaren Hof und das entzückende Kabinettstückchen, die Porta della Carta, treten wir darum bald wieder hinaus ins Freie und stehen Sansovinos alter Bibliothek auf der Piazzetta gerade gegenüber. Ich hatte — weiß selbst nicht warum — dabei dauernd das Gefühl, als wenn ich mich irgendwo in einem großen Theater befände: Lauter prachtwolle, stimmungmachende Kulissen, welche die erdenklichsten Szenen heraufzaubern. Fürstliche Abordnungen aus aller Herren Länder kommen in großem Aufzuge, Danziger Kaufleute mit gelbem Bernstein, Orientalen mit kostbaren Teppichen, — alle, um in dem Dogen der Republik ihre untertänigsten Huldigungsadressen zu überreichen. So war es stets

und so wird es immer bleiben:

„Die Honigzunge lecke dumme Pracht,
Es beuge sich des Knies gelenke Angel,
Wo Kriecherei Gewinn bringt . . .“

Doch was kümmert uns das alles! An der Riva degli Schiavoni liegt das Dampfboot, das zum Lido hinausfährt, und wir steigen ein. Die Fahrt ist wahrhaft erquickend. An größeren und kleineren Inselgruppen vorbei weitet sich der Canale allmählich zur Bucht und wir nähern uns dem schmalen Inselstreifen, welcher diese Bucht vom Meere trennt.

Der Lido ist ein vornehmes, internationale Seebad; man könnte auch Norderney oder Ostende dafür sagen, nur daß man hier schon erheblich früher baden kann. Und das tat ich denn auch. Mit einer Wonne und einem Hochgefühl ohne gleichen warf ich mich den sich brechenden Wogen entgegen, eingedenk jener Zeit, wo ich mitunter selbst noch des Nachts vom vordersten Stegende ins Meer sprang, weil es so zauberhaft schön war, durch das grüne Wasser hindurch und hinauf zu sehen in das zitternde Mondlicht, das wie flüssiges Gold über mir war. Und wenn ich dann unter dem Wasser zwischen den moos- und muschelbesetzten Pfählen hindurchschwamm, dann konnte ich mir einbilden, über Vineta zu sein.

Was war Vineta? — Vineta war Venedig, als ich es noch in Dichte rosiger Jugend und in duftiger Unbefangtheit auf mich einwirken lassen konnte. Und wenn auch der Traum entschwand, wenn das flüssige Gold mich nicht mehr zu blenden vermag, dann weiß ich doch, daß mir ein neues Vineta erstieg, — ein Vineta, das in der Tiefe erst zu sich selbst kam.

Die Fahrt vom Lido zurück, besonders des Abends, wenn der Kiel des Schiffes die goldene Straße der sinkenden Sonne durchschneidet und das Tiziansche Venedig in all seiner märchenhaften Farbenpracht aufblüht, ist geradezu berauschend. Man trinkt und trinkt und möchte am liebsten die ganze Welt in Freude und Schönheit ertränken. Das ist so ein Moment, wie ihn Wittja erlebt, wenn er seinem geliebten Aljoscha also beichtet:

„Mag ich verflucht sein, mag ich niedrig und gemein sein, doch laßt auch mich den Saum jenes Gewandes küssen in das sich mein Gott hüllt; mag ich auch zur selben Zeit dem Teufel folgen, so bin ich doch dein Sohn, Herr, und ich liebe dich und fühle eine Freude, ohne die die Welt nicht stehen und nicht sein könnte.

Freude trinken alle Wesen
An den Brüsten der Natur:
Alle Guten, alle Bösen
Folgen ihrer Rosenspur.
Küsse gab sie uns und Reben,
Einen Freund, geprüft im Tod;
Wollust ward dem Wurm gegeben
Und der Cherub steht vor Gott.“

Ach Gott, es ist ewig schade um die Serenade! Wie schön könnte es sein, wenn . . . Anstatt dessen verhunzen diese elenden, kitschigen Operettenschlager aus aller Welt die ganze Stimmung. Venedig ist ein Nepperneß geworden, eine Operettenstadt ad usum kitschiger Hochzeitspärschen.

Wir sind deswegen garnicht erst aufs Wasser gegangen. Dafür haben wir nach dem soupé im Café Florian unter den Prokurazien des Markusplatzes unseren Absinth getrunken und über die Schönheit, über die Madonna und Sodoms Weib debattiert:

„Die Schönheit! — Ich kann es nicht ertragen, wenn jemand — meistens sind es sogar Männer mit edlem Herzen und hohem Verstand — mit dem Ideal der Madonna beginnt und bei dem Weibe Sodoms endet. Noch furchtbarer ist es, wer mit dem Ideale Sodoms in der Seele doch das Ideal der Madonna nicht verneint, nach der sein Herz lechzt und glüht; wahrlich, wahrlich es glüht und sehnt sich nach ihr, wie in der Jugend, in den noch lasterlosen Jahren. Nein, weit ist der Mensch, sogar allzuweit, ich würde ihn enger machen. Weiß der Teufel, was er eigentlich ist! Was dem Verstande Schmach scheint, erscheint dem Herzen gewöhnlich als Schönheit. Ist denn in Sodom Schönheit? Glaube mir, für die übergroße Mehrzahl der Menschen sitzt sie gerade in Sodom. Wußtest du schon um dieses Geheimnis oder nicht? Schrecklich ist das eine, daß die Schönheit nicht nur etwas Furchtbares, sondern auch etwas Geheimnisvolles ist. Hier ringen Gott und Teufel, und der Kampfplatz — ist des Menschen Herz . . .“*

Am Nachmittag des nächsten Tages sind wir in aller Gemächlichkeit durch den großen Kanal gefahren, haben in Santa Maria della Salute eine Bachische Fuge gehört und im Palazzo Barbarigo eine Kunstausstellung besichtigt, sind hinübergerudert nach dem entzückenden Palazzo Foscarei, haben uns abwärts treiben lassen und sind dann wieder aufwärts gefahren, ganz so, wie uns Lust und Laune trieb. Eine solche Spazierfahrt durch den Canale grande gehört zu den exquisitesten Genüssen, die man sich überhaupt leisten kann. Kein Staub, kein Lärm (mit Ausnahme der Motor- und Dampfboote) kein unbequemes Rattern, Licht und Luft und Farben und ein zeitloses Dahingleiten, ohne daß die Heßpeitche des modernen Lebens uns um die Ohren knallt. Und was es alles zu sehen, zu erfassen und zu erleben gibt! Eigentlich ist es ja nichts, aber andererseits doch auch wieder so viel, daß man — wenn man nicht so faul und überästhetisch bequem wäre — am liebsten in einem Schreiben bleiben würde, um all die Kleinigkeiten wie ein glückliches Kind aufzuzeichnen und zu sammeln.

Güben und drüben in bunter Folge wechselt in den Palastfassaden die Gotik mit der Renaissance, die Frühgotik mit byzantinischem und die Spätgotik wieder mit irgend einem andern orientalischen Stil. Man sieht, es ist alles hierher importiert was der „königliche Kaufmann“ auf seinen Geschäftsreisen als Sensation des Aufhebens für wert befand. Persische Teppiche hängen über die

*) Dostojewski: „Die Brüder Karamasoff“, 1. Teil.

mormornen Geländer der schmalen Balkone, hinter denen Türen und Fenster offen stehen, als laden sie zum Eintritt ein. Und aus dem Innern kommt Gesang, schwingt sich über die wiegende Fläche und lockt buhlerisch wie eine Sirene. Kreuzblumen schwellen empor und entblättern sich, aus dem mystischen Halbdunkel spitzbogiger Loggien glaubt man flüsterndes Rosen zu hören und über schwellende Teppiche sieht man elastischen Schritts hier eine Porzia und dort eine Jessica gehn. Alles ist Ahnung, verspielte Buhlerei, träumendes Tasten nach knospenden Brüsten und schwellendes Sehnen unter knisternder Seide. Alle diese Paläste scheinen, jeder in seiner Art, der Venus geweiht und Amor verpfändet und in das zauberhafte Licht, welches zärtlich streichelnd über diese orientalische Ueppigkeit dahinflutet, mischen sich die purpurnen Harmonien des Hohenliedes der Liebe aus Romeo und Julia. Alle Lippen scheinen hier heiß zu sein von glutenden, brennenden Küffen in schmelzenden Nächten, für welche der Tag nur ein Atemholen bedeutet. Das ist das Venedig der Tizian'schen Venus, feucht und blühend, schwellend und tastend zugleich.

Und was die Paläste uns nicht erzählen, das erzählt uns der Canale mit seinem bunten Leben und Treiben. Ausgerichtet wie eine Ehrenwache stehen die Pfosten in langer Reihe vor den Anlegestufen der Paläste, und zwischen ihnen gleiten die Gondeln auf der grünlich-schwarzen Fläche dahin. Das melodische Rufen der Gondoliere wird unterbrochen von dem scharfen Pfiff einer Sirene, Frachtboote wechseln mit eleganten Privatgondeln, auf denen unter einer Art Baldachin irgend eine der Krösustöchter sich zum Tee fahren läßt. Ununterbrochen ändert sich das Air dieser wahrhaft fürstlichen und einzigarten Avenue, bis wir schließlich zum Ponte rialto kommen, diesem kompakten Marmorbogen, welcher den Kanal überwölbt.

Von hier aus geht es in schmalen Kanälen, in Rinnsalen fast, deren begrenzende Hausfassaden beinahe sich berühren, weiter. Das ist der Hintergrund jener prunkvollen Kulisse da vorn am Canale grande. Das Wasser stinkt. Orangenschalen, Tank und allerhand Abfall treibt uns als eine zähe Masse entgegen. An die Stelle des Marmors ist der Ziegel getreten und anstatt der orientalischen Teppiche hängen an allen Fenstern die großen und kleinen Fahnen der armen Leute. Auch die Gondel als Luxusfahrzeug ist verschwunden. In ihrer Stelle liegen vor schmutzigen Häusern große Rähne, in welche Kohle oder Fässer, Gemüse und Fleisch verladen wird.

Das ist die Gegend, in der wir endlich auf „ihn“ stoßen, — Colleone, — auf dieses andere und eigentliche Wahrzeichen dieser merkwürdigen Stadt. André Suarez hat über ihn das Wesentliche gesagt. Gewiß: „Aus Klugheit, aus Vorsicht hat man ihn in das Exil dieses kleinen Platzes verbannt, an den Rand eines fauligen Kanals ohne Ausblick und Perspektive.“

Eigentlich nämlich gehört er auf die Piazzetta, mitten zwischen die beiden orientalischen Granitsäulen, den Cäarenblick gradaus, auf S. Giorgio Maggiore gerichtet. Aber dieser Standort hätte den

wahren Charakter dieser Republik doch wohl gar zu sehr desmas-
kiert. Und so zog man es vor, ihn mehr in den Hintergrund zu
rücken, dorthin, wo er nicht Schaden kann, denn die Armen und
Aermsten, welche ihn hier tagaus tagein zu Gesicht bekommen, wis-
sen und ahnen ja nicht um seine eigentliche Bedeutung. Es ist eine
unbeschreibliche Ironie des Schicksals, daß es ausgerechnet hier, auf
diesem verhältnismäßig kleinen Plage, den Colleone, das Dogen-
mausoleum in der SS. Giovanni e Paolo und — ein Armenhospita-
l zusammenpferchte. Zwerchfellerschütterndes Hohngelächter der
Hölle löst dieser Dreiklang aus, der in seiner Disharmonie und
satirischen Schärfe kaum seines gleichen hat. Und — das muß man
denn doch eingestehen: Dieser Verrocchio war ein ganzer Kerl!
Ich weiß nicht, ob man sich nicht doch seinen Condottieri seinem
„Christus mit dem zweifelnden „Thomos“ vom Dr S. Michele vor-
ziehen soll. Uebrigens gestehe ich unumwunden ein, daß mir die-
ses, wenn ich so sagen darf „hintergründige“ Venedig mit seinen
politischen Perspektiven ungleich mehr zu sagen gehabt hat als je-
ner ganze äußere Schein, an dem fast alle Besucher dieser Insel-
stadt hängen. bleiben.

Am letzten Tage sind wir dann noch auf den Campanile ge-
fahren, denn nirgendswow, in keiner anderen Stadt hat man so das
Bedürfnis das Ganze zu übersehen wie gerade in Venedig. Es
treibt einen geradezu nach oben, weil man das Gefühl hat, als ver-
mindere sich mit der Zeit unsere Kraft in diesem engen Geschach-
tele. Und wenn man da oben steht und dieses Gewirr von Kanälen
und Gäßchen, Inseln und Inselgruppen überschaut, dann begreift
man auch, wie das alles da unten geschehen konnte, was geschehen
ist. Denn so weitblickend der „königliche Kaufmann“ war dadurch,
daß er sich immer aufs neue dem Meere vermählte, so kurzfristig
machte er seine Handlanger dadurch, daß er ihnen eine Republik
vortauschte, die re vera eine Tyrannis war. Und als Marino Fa-
lieri im Jahre 1355 diese ausgesprochene Geldherrschaft stürzen
wollte, da . . . geschah ihm das gleiche, was bis heute allen solchen
ppontanen Heißköpfen und Idealisten geschehen ist: Er wurde durch
einen gewaltsamen Tod eines besseren belehrt.

Doch auch dieser Staat war, wie es zwei Jahrhunderte hindurch
den Anschein erwecken konnte, nicht für die Ewigkeit gegründet.
Die Entdeckung Amerikas, sowie des neuen Seeweges nach In-
dien schalteten Venedig als maritime Zentrale aus, sodas es heute
eigentlich kaum noch etwas anderes ist als eine geniale Kuriosität,
die man gesehen haben muß.

Die Heimfahrt

Während der Serenade, zwischen lampionbehängten Gondeln hindurch ließen wir uns übersetzen. Der Dampfer, welcher uns nach Triest bringen sollte, war schon am Nachmittag eingelaufen und wartete geduldig auf seine Gäste; denn erst um Mitternacht stach er in See.

Wir hatten eigentlich darauf spekuliert, hier vom Promenadendeck des Dampfers aus — in Liegestühlen und bei einer Flasche Wein — die Serenade in besonders raffinierter Weise uns vorführen zu lassen und im Angesicht der feenhaft schönen Kulisse, welche der im Licht der Lampen stehende Dogenpalast, die Markuskirche und die Piazzetta bildeten, gleichsam Abschied von Italien zu feiern. Zunächst machte uns der Dampfer selbst einen Strich durch die Rechnung insofern, als er auf derartige lukullische Genüsse nicht eingerichtet war. Was aber die Serenade betrifft, so hat man in einer halben Stunde weiß Gott übergenuß von diesen Kabarettvorträgen unter freiem Himmel. Denn man ist doch schließlich nicht nach Venedig gekommen, um sich „Puppchen, du bist mein Augensterne“ und ähnlichen Blödsinn auf italienisch vorsingen zu lassen. Das einzige war in der That die Kulisse und selbst dieser Genuß hatte für mich, wie ich gezeigt habe, seinen bitteren Beigeschmack. Deshalb ließen wir uns noch einmal übersetzen, um in „Bauer Grünwald“ zu Abend zu essen.

Damals vor 12 Jahren hatte ich auch hier logiert und eine Flasche Roten zum Abschied auf der Terrasse getrunken, obgleich ich wußte, daß ich damit meine Kasse bedenklich schröpfte und gezwungen war, mit ganzen 4 Ers. in der Tasche die Heimreise anzutreten. Und das noch dazu über Verona, Desenzano, den Gardasee usw. Aber was tut man nicht alles als junger Mensch! Uebrigens war das ja nicht der einzige Leichtsinn, den ich mir damals leistete. Immerhin, man muß auch solche Erfahrungen gesammelt haben, ehe man das richtige Reisen gelernt hat.

In der zwölften Stunde trafen wir dann wieder auf dem Dampfer ein. Noch immer stand die Kulisse in ihrer märchenhaften Beleuchtung und noch immer plärrte die Chanjonette inmitten des lampionbehängten Gondelschwarmes ihre kitschigen Schmalzlieder.

Endlich wurde die Kette aufgezo-gen und der Anker fiel kreischend und krachend auf Deck. Das Schiff war frei. Die Maschine fing an zu stampfen, ein greller Pfiff, — dann noch einer, — noch ein dritter und — — Leb wohl Italien!

Ich habe in dieser Nacht wenig, fast garnicht geschlafen; denn einmal bedrückt und quält mich nichts so sehr als ein beengter Raum, und dann rasten die Gedanken durch mein Hirn und ließen mir keine Ruhe. Außerdem kam noch hinzu, daß wir jenseits der Littorale mit starker See zu kämpfen hatten. Witunter schwebte das Schiff bis fast zur Mitte zwischen Himmel und Meer, um dann gleich darauf wieder schwer und dumpf ins Wassertal hinunterzukippen.

In jener Nacht nun hatte ich — geboren aus diesem chaotischen Zwitter- und Dämmerzustande — zum zweiten Male jenes Traumgesicht, von welchem ich bereits andeutend gesprochen habe. Eigentlich ist es ein Unsinn, mich auf seine Beschreibung einzulassen, zumal ich von vornherein weiß, daß es mir doch nie und nimmer glücken kann, dieses Gesicht so anschaulich wiederzugeben, daß der Leser eine plastische Vorstellung davon bekommt. Aber da ich's nun einmal versprochen habe, will ich's versuchen.

Dieser Traum beginnt zunächst regelmäßig damit, daß ich selbst ins Riesenhafte wachse und — was das Merkwürdigste ist — gleichzeitig aus mir selbst heraustrete, d. h. ich erlebe in dem gleichen Moment mein Ich in zwei ganz verschiedenen Wesensarten. Denn die eine Wesensart ist mein Körper, der, wie gesagt, geradezu ungeheuerliche Dimensionen annimmt, — Dimensionen, wie sie sich mit irdischen Maßen garnicht messen lassen. Ich sehe die Erde z. B. wie einen goldigen Ball tief unten im dunkelblauen Aether schwimmen und bin überzeugt, daß die geringfügigste, unachtsame Bewegung meinerseits genügen würde, um dieses winzige Gebilde da unter mir spurlos zu vernichten. Mir ist, als ob ich gleichsam die stählerne Achse eines riesenhaften Rades wäre. Dieses Gefühl maßloser Größe hat etwas atembeklemmendes, entsetzliches. Ich fühle die Hand auf meiner Brust wie eine gesformte Masse, der es ein leichtes wäre, die ganze Erde wie eine hohle Nuß zu zerdrücken. Aber jedesmal, wenn ich es versuchen will, hält mich ein Unbestimmbares, ein Etwas, das fast an eine Art Angst grenzt, zurück. Ich bin steif wie ein Hypnotisierter oder besser vielleicht wie ein Scheintoter, der alles um sich herum wahrnimmt und doch nicht eingreifen kann, wo er möchte. Das fühle und empfinde ich alles in meiner Körperhaftigkeit, während ich gleichzeitig dieses unförmige Gebilde mit all seinen inneren Regungen von außen betrachte. Dieses andere, gewissenmaßen entselbstete Ich nun ist gleichzeitig effektiv vorhanden und doch auch wieder nicht, d. h. ich bin zwar da, aber das, was da ist, das läßt sich durch nichts weder durch ein Wort, noch durch einen Ton oder durch sonst irgend etwas bestimmen. Einzig daß ich imstande bin, wahrzunehmen, läßt mich glauben, daß ich bin. Jenes „cogito, ergo sum“ wäre ungefähr der Ausdruck für dieses Ichgefühl, sofern der Denkprozeß entmaterialisiert, d. h. jenes „sum“ — völlig losgelöst vom Körper — als reines „cogito“ gedacht wird. Diesem anderen Ich nun ist jenes körperhafte ein abstoßendes Breuel. Trotzdem ich weiß, daß der starre, schwebende, riesenhafte Leib dort ich selber bin, kann ich mir nichts entsetzlicheres vorstellen, als darinnen zu sein. Ich empfinde „das Leben“

in diesem Körper, ob man es nun Seele oder Geist oder was weiß ich, nennen will, wie einen höchst bejammernswerten Gefangenen. Denn so riesenhaft jener Leib auch ist, bleibt er doch ein Kerker, ein Gefängnis, ein Zuchthaus für das, was aus ihm herauswill.

Mit diesem anderen befreiten Ich nun gewahre ich auch jenes andere, gewissermaßen kosmische Schauspiel, welches den Hauptmoment dieses Traumes darstellt. Geradeaus nämlich, in ganz unerhörten Fernen taucht plötzlich ein Licht auf wie ein winziger Stern, und dieses Licht ist das allereinzige in dem unendlichen Raume. Deshalb zieht es auch — wie ich wahrnehme — das Auge jenes Riesenleibes magnetisch an. Ich weiß, daß der Blick meines körperhaften Ich unverwandt auf diesen lichten Punkt gerichtet ist und daß es diesen schimmernden Punkt zunächst wie eine unendliche Wohlthat, ja wie eine Art Hoffnung empfindet.

Nun aber beginnt dieser Stern langsam, aber mit unaufhalt-samer Stetigkeit Strahlen zu versenden, und diese Strahlen wieder, je weiter sie sich von ihrem Mittelpunkt entfernen, fangen an zu rotieren. Es bilden sich Kreise verschiedener Tönung, welche ihrerseits wieder — kraft ihrer schwunghaften Rotation — die angrenzenden, äußeren Luftschichten wie im Wirbel mit sich reißen. Und so schließt sich denn ein Kreis an den andern, und je tiefer dieser rotierende Trichter wird, um so schneller wird auch die Bewegung. Jeder am Außenrande dieses Trichters nämlich sich ansetzende Kreis bedingt einen prozentualen Geschwindigkeitszuwachs des ersten, kleinsten und tiefstgelegendsten Ringes, der seinerseits wieder mit seiner Behemenz und Energie die angrenzenden speist. Und so reiht sich Ring an Ring und Kreis an Kreis, während das Kreifen selbst von Innen heraus immer rasenderen Antrieb erhält.

Entsprechend diesen anwachsenden Kreisen und ihrer zunehmenden Geschwindigkeit erhöht sich nun die Angst in jenem Körper, welcher unrettbar an seine Starrheit gebunden ist. Er sieht das Anwachsen und Näherkommen und vermag doch nichts, um sich dagegen zu wehren. In seiner unentsfliehbarren Starre bleibt ihm einzig das Warten. Ich fühle, wie da ein Element sich mir nähert, welches sich zu meinem Leibe verhält wie Feuer zu Wasser.

Aber selbst diese Angst schwindet, denn sie wird abgelöst von einer anderen, welche noch ungleich größer ist. Allmählich gewöhne ich mich an das rasende Tempo und nehme es gleichsam mit meinen Nebensinnen auf, deren Sitz, wie mir scheint, in meinen Schläfen liegt, während die Augen nach wie vor auf jenen hellen Punkt gerichtet sind. Und das eben ist das Allerunglaublichste: Die lapidare Ruhe jenes Lichtes nämlich in der Trichtertiefe. Hierbei zeigt sich etwas, was jedem menschlichen Erkenntnisvermögen Hohn spricht, nämlich, wenn ich mich prägnant ausdrücken darf, das... Geschwindigkeitsgesetz der Ruhe. Während wir nämlich im wachen Zustande nur „eine“ Ruhe kennen, d. h. während wir einen Gegenstand oder es sei auch, nur unter einer einzigen Vorbedingung als in seiner Ruhelage befindlich anzusprechen vermögen, steigert sich hier diese Ruhe in dem gleichen Verhältnis wie die Geschwindigkeit der Kreise wächst. Und dieses Starrer-werden der

Ruhe, diese „zunehmende“ Ruhe des sterneneernen Lichtes ist es, welche so fürchterlich ist, daß sie mich um den Verstand bringen könnte. Ich möchte schreien, brüllen, toben, möchte um mich schlagen, möchte . . . möchte . . . möchte . . . ja am liebsten meinen Riesenleib in den rotierenden Kreisen aufgehen lassen, wenn ich nur eins könnte: — Die Ruhebewegung jenes Lichtpunktes aufhalten. Jede Angst vor der reinen Bewegung ist spurlos verschwunden, ja sie ist mir Freund, so gegenständiglich sie mir auch ist. Ich will sie, ich brauche sie, ich lechze nach ihr, alle Sehnen sind gespannt, alle Fiebern zum zerspringen gestrafft, denn ich will ja nur eins, — jene entsetzliche Ruhebewegung aufhalten, von der ich weiß, daß — wenn es nicht gelingt — alles alles ratlos der Leere, dem Tode, dem Nichts und dem ewigen Schweigen verfallen muß.

Um diese kosmischen Nöte, Menzste und Qualen nun weiß ebenso mein anderes, entmaterialisiertes Ich. Und es weiß auch noch ein anderes: Daß nämlich dieser gigantische Aufstand, diese riesenhafte Auflehnung gegen jene gräßliche Ruhebewegung nichts anderes bedeutet, als ein fürchterlicher Kampf, um die eigene Starrheit und Körperhaftigkeit zu überwinden. Denn von hier draußen aus betrachtet erkenne ich etwas, was meinem anderen Ich verschlossen ist: Daß nämlich die Starrheit und Gebundenheit jenes Leibes im gleichen Maße zunimmt wie die Ruhebewegung jenes Lichtpunktes. Mir scheint, als sei jener Leib die erzene Form eines Gözen, in dessen Innerem ein riesiges Feuer brennt. Je wilder und toller jedoch die prasselnden Flammen an die erzene Hüllen schlagen, um so stärker wird auch die erzene Energie, die sich im Zusammenziehen kundtut. Also auch hier eine Art von Ruheprozeß, welcher sich von der gegebenen Ruhelage aus nicht nach der Seite der Auflösung und Bewegung, sondern der Verdichtung und Starre fortsetzt.

Das alles geht so lange, bis die Feuerenergie ihren Kulminationspunkt erreicht hat. Mit dem Augenblick nämlich, wo dieser Punkt überschritten ist, d. h. wo das lebendige Innere zufolge eigener Erschöpfung nachläßt, gegen die Starre zu wüten und sich dagegen aufzulehnen, läßt automatisch auch die Starre nach und — — — die Erlösung ist da! Denn in dem gleichen Moment, wo die Starrheit des Leibes aus sich selbst heraus nachgibt, hört auch die entsetzliche Ruhebewegung jenes Punktes auf, welche alles Leben zu vernichten drohte und — ein weicher, dunkel-schwarzer Vorhang schließt, von beiden Seiten herniederfallend, den kosmischen Schauplatz.

Nach einem solchen Gesicht quält mich am nächsten Morgen immer ein eigentümlich stechender Schmerz im linken Hinterkopf. Meine Glieder sind wie zerschlagen und eine bleierne Müdigkeit verursacht ein inneres Frostgefühl, welches merkwürdigerweise ganz unabhängig von der Haupttemperatur ist.

So war es auch, als wir in den Hafen von Triest einliefen und in den Morgenstunden durch die erwachende Stadt gingen. Erst im Laufe des Vormittags, auf unserem Spaziergange nach Miramara hinaus, wurde mir freier. Trotzdem scheint mir, als ob



damals alles, was wir um nun an noch bis zu unserer Heimkehr erlebten, im Traume geschehen wäre: Die zauberhaft schöne Fahrt am Golf von Triest entlang, verfallene Schützengräben dann und Ruinen am Isonzo, Udine, und die herrliche Abendsfahrt in die Kärntner Alpen hinein, Wien, unser Bohèmeleben im Maleratelier und . . . „Figaros Hochzeit“ in der Staatsoper. —

Mit Beethoven war ich ausgesahren und mit Mozart kehrte ich heim. Der Ring ward geschlossen; nur fragt sich, ob dieser ganze Aufwand, ob Italien dazu nötig war, will sagen, ob es für uns Nordländer in der That kein Ende ohne Italien gibt.

Inhaltsangabe

Die Reise	Seite 5
Florenz	32
Orvieto	95
Neapel	117
Rom	190
Michelagnolo	237
Venedig	258
Die Heimfahrt	276



